Des

Herrn Carl Goldoni

Sämmtliche Lustspiele.

Mit Kupfern.

Dritter Theil.

Mit Churfürstl. Sächß. gnädigstem Privilegio.

Leipzig,
gedruckt und zu finden bey Zacharias Heinrich Eisfeld.
1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACHII

MONACENSIS
BIBLIA
IMPRIMATUR

Die

Neue Wohnung.

Ein Lustspiel.

Personen.

Anzoletto, ein Bürger.

Cecilia, Anzolettens Frau.

Checca, eine verheurathete Bürgersfrau.

Rosina, eine erwachsene Schwester der Checca.

Lorenzino, ein Bürger und Vetter von der Checca.

Cristofolo, Anzolettens Oheim.

Der Graf, Gesellschafts-Cavalier bey der Cecilia.

Fabrizio, Anzolettens guter Freund.

Lucietta, Rosinens Mädchen.

Sgualdo, ein Tapezier.

Prosdocimo, ein Agent.

Schlösser.

Tischler.

Maler.

Handlanger.

Bediente.

Der Schauplatz ist in Venedig, in Anzolettens und in der Checca Hause, die im zweyten Stocke wohnt.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Die neue Wohnung.

Stadtbibliothek
MÜNCHEN

Die neue Wohnung.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Besuchszimmer in der neuen Wohnung.

Sgualdo der Tapezier, Maler, Schlösser, Tischler, die im Zimmer herum arbeiten, hernach Lucietta.

Sgualdo.

Wir wollen nur machen, daß wir mit diesem Zimmer einmal fertig werden. Es soll die Visitenstube werden, und der Herr will durchaus, daß sie noch vor Abends zu Stande komme. Sie soll schon in Ordnung seyn, ehe man mit Herräumung des Hausraths fertig wird. Nun frisch, Herr Onofrio, streichen sie die Simse immer vollends an. Er, Meister

Prosper, schlage er die Schlösser an die Thür, und er, Meister Lorenz, nagele er die Leisten vollends an, und macht, daß wir fertig werden, wenns möglich ist. (Sie arbeiten alle.)

Luc. Sage er mir doch, Herr Tapezier, sind sie nicht bald einmal fertig mit Klippern und Klappern? Es sind nun schon zween Monate, daß sie diese große Arbeit unter Händen haben, und doch ist noch nichts fertig? Wenn gleich das Haus von Grunde aus hätte sollen neu aufgebauet werden! Gehört denn so viel darzu, die Balken ein Bischen zu behobeln, die Wände zu weissen und ein Paar Tapeten darüber zu schlagen? (zu Sgualdo.)

Sgualdo. Meine liebe Jungfer Lucietta, warum fährt sie nun aber gleich so auf?

Luc. Mein guter Herr Sgualdo, ich habe Ursache dazu, böse zu werden. Unsers Herrn Jungefrau soll heute noch herkommen, und der Herr hat mir befohlen, daß ich den Saal, das Speisezimmer und wenigstens noch eine Stube scheuern soll. Ich mache nun schon seit zween Tagen nichts anders, als auskehren, den Staub abwischen; und die verwünschten Leute da thun weiter nichts, als daß sie Staub und Unflat wieder hereinbringen.

Sgualdo. Sie dauert mich, sie hat Recht. Aber meine Leute haben auch nicht Unrecht. Wir wären schon lange fertig. Allein, Herr Anzoletto, ihr Herr, ist alle Tage anderes Sinnes. Er hört alle Leute an. Der sagt ihm das, der andere jenes. Was heute gemacht wird, muß morgen wieder eingerissen werden. Erst waren in allen drey Zimmern

mern Camine; da ihm aber Jemand sagte, daß die Camine nicht gut darinne ließen, so mußten sie wieder zugemauert werden. Hernach kam wieder einer, der sagte ihm, daß ein Zimmer ohne Camin zum Heizen was Einfältiges wäre; gleich schrie er: Geschwind, macht das Camin wieder zurechte; und hernach: Nicht das da, jenes dort; und dann: Das Speisezimmer muß gleich an die Küche kommen; und gleich drauf: Nein, mein Herr. Die Küche raucht, man muß das Speisezimmer auf die andere Seite bringen. Wir wollen ein Stück vom Saale nehmen, weil er lang ist. Nein, diese Abtheilung taugt nichts, sie macht nur dunkel. Arbeit über Arbeit. Kosten über Kosten, und wenn ich hernach Geld von ihm haben will, so lermt er, so schreyt er, so stampft er mit den Füßen, verflucht das Haus und den, der es ihm hat miethen heißen.

Luc. Wer es ihm hat miethen heißen, das ist seine Jungefrau. Es ist ein grausam hochmüthiges Ding. Sie war mit dem Hause, wo wir wohnten, nicht zufrieden, weil keine Thür hintennaus gieng, weil der Saal zu klein war, weil ihr Zimmer nicht noch drey andere Stuben, nach der Reihe weg, hatte, und weil sie glaubte, daß die Ausmöblirung zu altväterisch sey; hier giebt sie sechszig Thaler Hauszins mehr; sie hat einen Haufen Geld für Hausrath, Arbeiterlohn, neumodische Möbeln weggeschmissen, und ist doch noch nicht zufrieden.

Sgualdo. Sie wird eine brave Aussteuer mitgebracht haben.

Lucietta. Ach, mein lieber Mann, ich mag nur nicht reden. Stolz und Eitelkeit hat sie in Hausmenge mitgebracht. Der Herr muß auch nicht für einen Pfennig Verstand haben. Er muß sich so in was an ihr vergafft haben, ich weis aber nicht in was. Sie ist von bürgerlichem Stande; aber mit einem erstaunenden Stolze erzogen: und wenn sie so fortleben will, so reichen drey bis vier tausend Thaler jährlich kaum zu. Und es ist auch bekannt, daß Herr Anzoletto, nach seines Vaters Tode, so viel verthan hat, daß es fast gar mit ihm aus ist; der arme Mann, er soll seine Schwester ausstatten und hat auch noch diese Last auf dem Halse. Ich glaube es mehr, als zu wohl, daß er mit den Füßen stampft und daß er flucht, wenn man Geld von ihm verlanget. Hör er nur, soll ichs ihm erzählen? Aber keinem Menschen ein Wort davon! Denn seh er nur, ich wollte es nicht gern, daß man mir nachsagen sollte, als wenn ich aus dem Hause klatschte. Da, wo wir erst wohnten, da zieht er nun aus, und hat noch ein Jahr Hauszins zu bezahlen; und hier in dem neuen Logis hat er noch nicht, so wie sie es doch mit einander abgemacht hatten, das halbe Jahr voraus bezahlt, und deswegen kömmt auch alle Tage der Aufseher von dem neuen Hause und der Aufseher vom alten Hause, ihn zu mahnen, und er befiehlt, daß man ihnen sagen soll, daß er nicht zu Hause sey, daß man nicht wisse, wo er hingegangen, daß er schon bezahlen würde; und auch ich soll meinen siebenmonatlichen Lohn noch kriegen. Ja, ja, ich will kein ehrliches Mädchen seyn, wenns nicht so ist.

Sgualdo.

Sgualdo. Der Teufel noch einmal! Sie hat mir einen Floh ins Ohr gesetzt. Außer meinem baar ausgelegten Gelde, habe ich die Leute auch da noch auf dem Halse; wenn er mich nur nicht bey der Nase herumführt.

Luc. Mein lieber Herr Sgualdo, ich bitte ihn recht sehr, sag er ja keinem Menschen ein Wort davon. Er weis, daß ich eben kein Plappermaul bin; aber das verfluchte Haus hat mich so böse gemacht, daß mir die Galle bis hierauf steht, und wenn ich mich nicht ausschütte, so crepire ich.

Sgualdo. Es ist schlimm, daß Herr Anzoletto mehr verthut, als er verthun kann; übrigens kann man aber nicht leugnen, daß es ein schönes Haus sey.

Luc. Schön meynet er? Nein, da lobe ich mir das Vorige. Seh er nur, wie traurig! In dem Hause ist man wie lebendig todt, man sieht keinen Hund vorbeygehen. In dem vorigen da hatte ich doch noch eine Freude, wenn ich ein Bischen in den Erker trat. Hernach hatte ich auch dortherum drey bis vier gute Freundinnen, mit denen ich mir ein Vergnügen machen konnte. Wenn ich mit meinen Sachen im Hause fertig war, so gieng ich herunter vor die Hausthür, oder oder auf den Altan, oder oben ans Kapfenster. Wenn mich nun die andern Jungemägde merkten, so sprungen sie auch heraus; ey da giengs an ein Plaudern, an ein Lachen; da erzählten wir einander unsere Liebesstreiche, und machten uns lustig. Sie erzählten mir alle Kleinigkeiten von ihren Herrschaften, wir lachten über alle Leute und

machten Spaß zum todtlachen. Hier, in dem abgelegenen Hause, weis ich gar nicht, was für grobes Volk daherum wohnt. Ich habe so oft im Erker gestanden und es hat mich noch kein Mensch gegrüßt. Und von Rechtswegen sollten sie mich doch grüßen. Pfui! Heute früh noch stand eine dumme Bauermagd gerade über, gaffte mich an und schlug mirs Fenster vor der Nase zu.

Sgualdo. Ih, laß sie es doch nur gut seyn! Mit der Zeit wird sie hierherum schon auch bekannt werden. Wenn sie sonst nichts braucht, als Jungemägde zum Plaudern, so findet sie ihrer überall.

Luc. Nein, was ich dort hatte, werde ich hier so leicht nicht antreffen.

Sgualdo. Gestehe sie mir es nur, Lucietta, nicht wahr, sie bedauert nicht sowohl die Jungemägde, die dortherum wohnten, als vielleicht einen hübschen jungen Kerl?

Luc. Ih, alles Beydes.

Sgualdo. Die jungen Pursche werden sie hier schon auch aufsuchen.

Luc. Nein, nein, ich bin nicht von denen, die die Kerl ins Haus schleppen. Bisweilen wohl, wenn sichs so trifft: aber nur so im Fluge, wenn ich Wein fülle; doch nur ein Paar Worte und wieder fort: denn man soll mir niemals nachsagen, versteht er mich?

Sgualdo. Ja doch, ja doch, ist verstehe sie.

Luc. Glaube er mir nur, Herr Sgualdo, es verdrießt mich nicht sowohl meinetwegen, daß wir in das Haus ziehen, als meiner armen Mamsell wegen.

Sgualdo.

Sgualdo. Wie so? Ist Mamsell Meneghina nicht damit zufrieden? Gefällt ihr das Logis auch nicht?

Luc. Ich wills ihm nur sagen; aber merke ers wohl, sage er mir ja keinem Menschen ein Wort davon; doch ich weis ja, was er für ein Mann ist. Dort, versteht er mich, hatte sie ihren Liebhaber immer vor den Augen, und er konnte sie alle Stunden zu sehen bekommen; des Abends kam sie herunter in meine Stube, und da sprachen wir Stunden lang mit einander, sie mit dem Herrn und ich mit dem Bedienten, versteht er mich, und da machten wir uns lustig und hatten unsere Freude. Aber jetzt, sehe er nur, sind wir hier alle beyde Mutterseelen alleine, wo wir weder Hund noch Katze zu sehen kriegen.

Sgualdo. Warum verheurathet sie denn ihr Bruder nicht?

Luc. Bey einer Haar wäre mirs raus gefahren. Womit soll er sie denn verheurathen?

Sgualdo. Soll sie denn ewig so bleiben?

Luc. Das arme Kind! Wenn ihr ihr Onkel nicht beysteht, so wird es schlecht mit ihr aussehen.

Sgualdo. Ach so, ihr Herr Oheim Christofolo; der ist reich, und wenn der will, so kann er ihr wohl helfen.

Luc. Er ist böse auf seinen Neffen, weil er es immer nach seinem Kopfe gemacht, und sich verheurathet hat, ohne ihm ein Wort davon zu sagen, und die arme Mamsell muß drunter leiden.

Sgualdo. St! Da kommt Herr Anzoletto.

Luc. Der Herr? Nicht ein Wort gesagt! Versteht er mich?

Sgualdo. Was kann das alles helfen? Ich bin ja der Mann nicht — —

Luc. Es thut mir nur leid, daß ich nicht habe reine machen können.

Sgualdo. Und mich ärgerts, daß wir da so lange geplappert, und daß ich die Zeit mit Nichtsthun zugebracht habe.

Luc. Ah, ein Bischen mehr oder weniger, das schadt nichts. (Sie fängt an reine zu machen.)

Zweyter Auftritt.

Anzoletto und die Vorigen.

Anzoletto. Nu, gehts gut? Ist das Zimmer bald fertig?

Sgualdo. Morgen wird alles fertig.

Anzol. Das heißt nun schon drey ganzer Wochen so: Morgen, morgen wird alles fertig.

Sgualdo. Aber, mein lieber Herr, wenn wir es so machen, so werden wir in zwey Jahren nicht fertig. Zehnmal gemacht, und zehnmal wieder eingerissen. Sie folgen allen Leuten, und wollen es gern nach allen ihren Köpfen machen.

Anzol. Er hat Recht; aber was ich nun einmal gesagt habe, dabey solls auch bleiben. Mache er nur, daß er fertig wird, mein lieber Mann. Mein junges Weibchen will heute einziehen. Diese Nacht wollen wir das erstemal hierinnen schlafen.

Sgualdo. Das Schlafzimmer soll heute Abend fertig werden.

Anzol. Daß dich der Kukuck! Das ärgert mich, daß das Visitenzimmer noch nicht in Ordnung ist. Was werden denn die Leute davon sagen?

Sgualdo. Ich kann nicht mehr thun, als ich thue.

Anzol. Schaffe er sich noch mehr Leute an, und mache er, daß er fertig wird.

Sgualdo. Ja, ja, geben sie mir nur Geld darzu.

Anzol. Währt das immer noch so? Geld, nichts als Geld. Wird er nicht bald einmal damit aufhören? Immer Geld.

Sgualdo. Kein Geld, kein Schweizer.

Anzol. Daß ihn doch der Henker! Wenn ich nun keins habe?

Sgualdo. Und was soll ich denn machen?

Anzol. Morgen soll er welches haben.

Sgualdo. Die Leute wollen aber bezahlt seyn. Sie leben alle von der Hand ins Maul.

Anzol. Morgen sollen sie bezahlt werden; morgen soll er Geld kriegen, so viel er braucht. Denkt er denn etwann, daß ich ihn nicht bezahlen werde? Man muß die Leute nicht alle Tage so plagen.

Sgualdo. Ja, das heißt aber nun immer so, von einem Tage zum andern.

Anzol. Wenn ichs ihm verspreche, so sag er weiter nichts. Mache er das Seine, und er wird sehen, daß er mit einem ehrlichen Manne zu thun hat.

Sgualdo. Ganz gut; wir wollens noch bis morgen mit ansehen.

Anzol. Aber halte er sich nur brav darzu.

Sgualdo. Ja doch; sehen sie denn nicht, wie es drüber hergeht. He, Toni, (zu einem von den Arbeitsleuten) geht mir geschwind nach Hause, und

sagt zu den drey Leuten, die ich noch dort habe, daß sie alles stehen und liegen lassen und gleich hierher kommen. (Ich weis nicht, was ich machen soll; weil es aber nicht anders seyn kann, so will ich sie auch herkommen lassen. Wenn er mich aber nicht bezahlt, so will ich mich schon bezahlt machen.)

Anzol. Lucietta!

Lucietta. Mein Herr.

Anzol. Geh in die Küche, und hilf dem Koche ein Bischen, wo er was braucht.

Luc. Wollen sie diesen Mittag hier speisen?

Anzol. Ja, ich werde mit meiner Frau, und noch drey oder vier andern guten Freunden hier essen.

Luc. (Nun, nun, nur frisch drauf los!) (spöttisch.)

Anzol. Sag meiner Schwester, daß sie sich ein Bischen zurechte macht, weil ihre Muhme und noch andere Leute mitkommen.

Luc. Ich weis nicht, ob sie alle ihre Kleider schon hier hat oder nicht.

Anzol. Wenn sie sie nicht hier hat, so will ich gleich hin in die vorige Wohnung gehen, und die übrigen Möbeln herschaffen lassen.

Luc. Das Tischzeug ist auch noch im alten Hause.

Anzol. Es soll alles herkommen.

Luc. Für wie viele soll denn gedeckt werden?

Anzol. Decke immer für ein Stücker Zehne.

Luc. Wie sie befehlen. (O das Sprichwort trifft wohl ein: Bey einem Narren schmeckts am besten.) (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Anzoletto, Sgualdo, Leute die hin und hergehen, wie oben.

Sgualdo. (Für mich hat er kein Geld, und doch bestellt er eine große Mahlzeit; morgen wollen wir uns schon sprechen.)

Anzol. Diese beyden Bilder in dem Zimmer gefallen mir nicht.

Sgualdo. Sie lassen nicht gut; ich habs auch schon gesagt: aber sie wollten es ja so nach des Malers Kopfe haben. Sie mußten sie ihm ja mit Gewalt abkaufen. Sie wenden so viel Geld daran und die Bilder schicken sich doch nicht hieher.

Anzol. Wir wollen sie wieder wegnehmen.

Sgualdo. Und was wollen wir denn dafür hinhängen? Soll man erst andere Malerey da anbringen? So werden wir ja heute Abend nimmermehr fertig.

Anzol. Ey, wir wollen sie diesmal nur stehen lassen.

Sgualdo. Wenn sie recht was Hübsches da anbringen wollten, so sollten die Spiegel hieher kommen, und die Enden der Tapeten müßten auch mit goldenen Leisten beschlagen werden.

Anzol. Recht so, das haben mir schon mehrere Leute gesagt. Wir wollen die goldenen Leisten immer anschlagen.

Sgualdo. Darzu gehört Zeit.

Anzol. Ein Paar Leute mehr können es verrichten.

Sgualdo. Man braucht wenigstens hundert Ellen goldene Leisten, die Elle zu vier Groschen, das macht sechszehn Thaler sechszehn Groschen.

Anzol. Kaufe er sie nur.
Sgualdo. Geben sie mir Geld darzu.
Anzol. Kaufe er sie doch nur; morgen wollen wir es schon richtig machen.
Sgualdo. Ich habe kein Geld, mein Herr.
Anzol. Nun, nun, wir wollen es nur so lassen, ohne Leisten.
Sgualdo. (Auf diese Art siehts schlecht mit uns aus!) (Er giebt auf die Arbeiter Achtung.)

Vierter Auftritt.

Fabrizio und die Vorigen.

Fabriz. Darf man hineinkommen?
Anzol. Immer herein, immer herein, Herr Fabrizio.
Fabriz. Nun, mein Freund, ist die neue Wohnung bald fertig?
Anzol. Es geht immer drauf los. Was sagen sie darzu? Wie gefällt sie ihnen?
Fabriz. Wenn ich ihnen die Wahrheit sagen soll, so gefällt sie mir gar nicht.
Anzol. Nicht? Warum nicht?
Fabriz. Ueberhaupt ist es eine große Thorheit von ihnen, daß sie das Bette in jenes Zimmer haben setzen lassen, das nach Mitternacht zu liegt. Dieses hier, das gegen Mittag zu geht, das sollte eigentlich das Schlafzimmer seyn. Wenn sie gegen Mitternacht zu schlafen, so werden sie sich bald ums Leben bringen.
Anzol. Hört ers, Herr Sgualdo?
Sgualdo. Gleich; was wollen sie?

Anzol. Soll ich denn gegen Mitternacht zu schlafen? Will er mich ums Leben bringen? (zu Sgualdo.)

Sgualdo. Daran hätten sie eher denken sollen.

Anzol. Es ist noch Zeit; dem Dinge kann noch abgeholfen werden.

Sgualdo. Nun, was sollen wir denn machen?

Fabriz. Gehört denn so viel Zeit darzu, das Bette in ein anderes Zimmer zu tragen?

Sgualdo. Und die übrigen Mobilien?

Fabriz. Leute und Geld machen alles möglich.

Anzol. Ja, ja, Leute und Geld können vieles ausrichten. (zu Sgualdo.)

Sgualdo. Ich werde für die Leute sorgen, sorgen sie nur fürs Geld. (Etwas aufgebracht.)

Anzol. So redt er? Habe ich ihm jemals das Geld versagt? Hat es ihm jemals am Gelde gefehlt?

Sgualdo. (Es fehlt nicht viel, daß ich ihn, im Beyseyn dieses ehrlichen Mannes, beschäme.)

Anzol. Hören sie nur, wie er redet. Es kostet mich nun schon beynahe tausend Thaler, und da ich diesen Vormittag kein Geld bey mir habe, weil ich vergaß, mir welches von dem Faktor geben zu lassen, so glauben die Leute, daß ich ihnen das Ihrige nicht geben will. Mein lieber Herr Fabrizio, haben sie nicht etwann ein Thalerer sechzehn bis achtzehn bey sich? Leihen sie mir sie doch; morgen sollen sie sie wieder haben.

Fabriz. Nein, wahrhaftig nicht. Wenn ich sie hätte, so wollte ich sie ihnen gern geben. (Nicht einen Groschen wollte ich ihm borgen.)

Anzol. Was wird denn das kosten, wenn man ein Bette aus einem Zimmer in das andere schlagen lassen will? (zu Sgualdo.)

Fabriz. Das hat ja gar nichts auf sich. Frisch, Herr Tapezier. Denke er doch, daß er mit einem ehrlichen Manne zu thun hat.

Sgualdo. (Ih, wenn ich mich doch in meinem Leben nicht mit ihm eingelassen hätte!) Nu, munter, ihr Leute, kommt alle her, und laßt uns die schöne Veränderung zu Stande bringen. Helft mir da mit anders machen, hernach wollen wirs dort auch anders machen. (Die Leute kommen herbey.) Es mag fertig werden, wenns will.

(zu Anzoletto.)

Anzol. Es wird schon fertig werden, wenn es fertig werden soll.

Sgualdo. (Nu, nu, morgen wollen wir uns schon sprechen.) (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Anzoletto und Fabrizio.

Fabriz. Die Leute verstehen gar nichts.

Anzol. Glauben sie mir nur, sie machen mich noch närrisch. Man bezahlt und bezahlt, und es wird doch nichts.

Fabriz. Ich bin bey der Küche vorbey gegangen, und habe gesehen, daß man darinne zu thun hat.

Anzol. Ja, ich werde heute hier essen.

Fabriz. Mit der Frau Liebste?

Anzol. Ja, mit meiner Frau.

Fabriz. Sie werden wohl ihre Freunde bey sich haben?

Anzol. Ja, mein Herr, etliche Verwandte, und andere gute Freunde.

Fabriz. Ich stehe wohl nicht mit unter der Zahl ihrer guten Freunde?

Anzol. Ey warum das nicht? Wenn sie so gütig seyn wollen und mir die Ehre erzeigen — —

Fabriz. O ja. Es ist mir lieb, mit ihrer Frau Liebste in Gesellschaft zu seyn. Es ist ein Frauenzimmer, das vielen Verstand hat.

Anzol. Das ist wahr, mein Herr; aber manchmal hat sie ein Bischen gar zu viel.

Fabriz. Und sie beklagen sich darüber?

Anzol. Wir wollen den Discurs bey Seite lassen. Ich danke ihnen, daß sie mir den Gedanken wegen Mitternacht beygebracht haben.

Fabriz. Mein lieber Freund, an ihrer Gesundheit ist mir gar zu viel gelegen; und ihre Frau Liebste würde auch mit darunter haben leiden müssen.

Anzol. Ach, was meine Frau anbetrifft, da hälts gar zu hart, sie zu befriedigen. Ich weis bald nicht mehr, was ich machen soll.

Fabriz. Was ist denn das für ein Frauenzimmer?

Anzol. Kennen sie sie nicht? Es ist ja meine Schwester.

Fabriz. Ach ja, Mademoiselle Meneghina. Der Henker noch einmal, wie die groß geworden ist!

Anzol. Beynahe gar zu groß.

Fabriz. Sie müssen nun sehen, wie sie sie anbringen.

Anzol. Ah, mein lieber Freund, reden sie mir ja nicht von dergleichen verdrießlichen Dingen, es wird mir ganz schlimm.

Sechster Auftritt.

Meneghina und die Vorigen.

Meneghina. Ist es es erlaubt, hinnein zu kommen?
(von innen.)

Anzol. Komm immer, komm immer, Meneghina.

Fabriz. Ganz gehorsamster Diener, Mademoiselle.

Menegh. Ergebene Dienerinn. — Ich danke dir, mein lieber Bruder, daß du mir so ein hübsches Zimmerchen hast zurechte machen lassen.
(spöttisch zu Anzoletto.)

Anzol. Nu, was ists denn? Gefällt dirs nicht? Bist du nicht damit zufrieden?

Menegh. Ich hätte nicht geglaubt, daß man mich bey so einem Alter begraben würde.

Anzol. Begraben? Wie so?

Menegh. Das ist eine schöne Sache, mich in eine Stube zu stecken, die in einen finstern Hof hinaus geht, wo man keine Seele vorbeygehen sieht.

Fabriz. Mademoiselle Meneghina hat Recht.

Anzol. Nu, wo soll ich dich denn aber hinbringen?

Menegh. Unter die Treppe, unters Dach, wohin du willst, nur nicht in diese Stube.

Anzol. Meine liebe Schwester, die Wohnung ist enge.

Menegh. Ey was enge? Sind denn hier nicht vier Zimmer nach der Reihe weg?

Anzol. Aber sieh doch nur, mein liebes Kind, in den Zimmern wohne ich ja und meine Frau.

Menegh. Ja, ja, alles fürs liebe Weibchen. Das ganze Apartement für sie. Vier Zimmer

mer nach einander; und mich in ein dunkeles Gefängniß.

Anzol. Was meynst du denn für ein Gefängniß? Du hast ja ein schönes, gutes, großes, helles Zimmer, mit zween Erkern, und du darfst dich gar nicht darüber beschweren.

Menegh. Ih ja doch; und wenn ich auch am Fenster gucke, so sehe ich doch weiter nichts, als Katzen, Ratzen, Eyderen und einen Haufen Mist, wovor einem übel wird.

Fabriz. Mademoiselle Meneghina wird wohl manchmal Jemanden gern vorbeygehen sehen wollen, nicht wahr? (zu Meneghina.)

Menegh. Mein Herr, in Sachen, die sie nicht angehen, mengen sie sich gar nicht.

Anzol. Wenn du dich manchmal ein Stündchen, oder einen Nachmittag umsehen willst, so kannst du ja herunter kommen.

Menegh. Bilde dir nur nicht ein, daß ich in deine Zimmer kommen werde.

Anzol. Ih nicht doch; es ist ja recht darnach eingerichtet, daß ihr vergnügt mit einander leben könnet. Wie kannst du aber verlangen, daß dir meine Frau freundlich begegnen soll, da du so ungezogen und so unartig bist?

Menegh. Nein, nein, gegen mich darf sie gar nicht freundlich thun; daraus mache ich mir gar nichts; ich weis so schon, daß sie mich nicht leiden kann. Ich bin eben so viel, wie sie; ich kann sie auch nicht leiden.

Anzol. Und du hast die Dreistigkeit, es mir so zu sagen?

Menegh. Ich bin aufrichtig, mein Bruder, ich sage dirs selbst und lasse dir es nicht durch Jemand anders sagen.

Fabriz. Die Aufrichtigkeit ist doch eine fürtreffliche Tugend.

Anzol. Was hat dir denn aber meine Frau gethan? Was hast du denn mit ihr und mit mir vor?

Menegh. Glaubest du denn, daß ichs gern sehe, eine Schwägerinn im Hause zu haben? So lange meine selige Mutter noch lebte, hatte ich zu gebieten. Das Jahr durch, da ich mit dir zusammen gelebt habe, gieng auch alles, ich kanns nicht anders sagen, nach meinem Kopfe; aber nun wird die große Madame Cecilia ins Haus kommen, befehlen und Herr darinne seyn wollen, und wenn ich ein Paar Schuhe werde haben wollen, so werde ich ihr gute Worte darum geben müssen.

Fabriz. Madame Cecilia ist eine bescheidene, artige Frau; aber freylich muß ein unverheurathetes Frauenzimmer dem verheuratheten nachgeben.

Menegh. Ach mein lieber Herr, schweigen sie ja stille! Sie bringen mich so auf, daß ich vor Bosheit bersten möchte.

Anzol. Hätte ich mich etwann deinetwegen nicht verheurathen sollen?

Menegh. Du hättest mich erst verheurathen können.

Fabriz. Da haben sie nicht Unrecht.

Menegh. Recht oder Unrecht; ich habe es so haben wollen.

Anzol. Wenn sich eine gute Gelegenheit für dich gezeiget hätte, so würde ich es auch gethan haben.

Menegh. Hat sie sich denn nicht gezeigt genug?

Anzol Wo denn? Mit dem Lorenzino?

Menegh. Freylich, mit dem Lorenzino, und du gabest es nicht zu.

Anzol. Ich gabs nicht zu, weil er es nicht werth war.

Menegh. Da sehe mir nur ein Mensch die lächerliche Foderungen an! Wer soll mich denn nehmen? Ein Graf, ein Edelmann? Was kannst du mir denn mitgeben? Das, was dir die große Frau Cecilia mitgebracht hat? Stolz, Wind und Elend?

Anzol. Ich kann thun, was ich will. Ich bin Herr im Hause, es hat mir Niemand was zu befehlen.

Menegh. Mir auch nicht, und unter der Aufsicht einer Schwägerinn mag ich durchaus nicht stehen.

Anzol. Nun was willst du denn machen, Mamsellchen?

Menegh. Ich werde zu meinem Onkel ziehen.

Anzol. Ja, wenn du hin zu ihm gehst, und wenns auch nur zum Besuche wäre, so sey versichert, daß ich dich nicht mehr für meine Schwester erkenne, und daß ich gar nichts mehr von dir wissen will.

Fabriz. O, mit ihrer Erlaubniß, das ist auch ein Bischen gar zu strenge. (zu Anzoletto.)

Menegh. Ih, schweigen sie nur stille, mein Herr, und lassen sie meinen Bruder machen, was er will. Wenn ich zu meinem Onkel ziehe, so ziehe ich zu einem von seinen Feinden; weil mein Onkel ein ordentlicher Mann ist; ein Mann, der auf Ehre hält, und der nicht leiden kann, daß sein Neffe alle das Seinige auf eine lüderliche Art wegschmeißt

und sich für einen Narren halten läßt. Und besonders jetzt mit der Heurath — —

Anzol. Mache einmal ein Ende, ich sage dirs. Halt dein Maul und mache mich ja nicht weiter böse, sonst sollst du sehen —

Fabriz. Nicht doch, vertragen sie sich doch hübsch mit einander. Geben sie der Mademoiselle Meneghina ein Zimmer, das auf die Gasse geht, damit sie Jemanden vorbeygehen sehen kann, der ihr bisweilen einen freundlichen Blick zuwirft, und sie werden sehen, daß sie nicht mehr so verdrießlich seyn wird.

Menegh. Schweigen sie mir mit den Possen, ich habe es ihnen ja nicht aufgetragen —

Fabriz. Ich rede für sie. Ich nehme mich ihrer an.

Menegh. Ich brauche keinen Advocaten, ich brauche keinen Fürsprecher. Ich kann meine Meynung selber sagen und habe sie auch gesagt, und sage sie noch und werde sie noch sagen, und in der Stube bleibe ich nicht, und verwünscht seyst du, daß du das Logis gemiethet hast. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Fabrizio und Anzoletto.

Fabriz. Ihre Schwester ist sehr wunderlich.

Anzol. Was meynen sie? Unsinnig ist sie.

Fabriz. Wenn ihre Frau Liebste klug ist, so giebt sie nach, und ihre Schwester nimmt ein Exempel an ihr.

Anzol. Ach, mein lieber Freund, ich befürchte, daß meine Frau noch ärger wird, als meine Schwester.

Fabriz. Schön! Warum haben sie sie aber genommen?

Anzol. Das weis ich selber nicht. Aus Noth.

Fabriz. Sie werden schöne zurechte kommen mit zween Frauenzimmern von der Art in einem Hause. Schaffen sie sich nur wenigstens die Schwester vom Halse.

Anzol. Ja, wenn ich nur wüßte, wie ichs anfienge.

Fabriz. Wieviel wollen sie ihr mitgeben?

Anzol. Jetzt kann ich ihr nichts mitgeben.

Fabriz. Und wenn ihnen nur ihr Onkel beystehen wollte?

Anzol. Ah, von dem reden sie mir nur nicht. Er hat mich schon so herunter gemacht, er hat mir schon so mitgespielt, daß ich ihn nicht um einen Bissen Brodt ansprechen wollte, und wenn ichs noch so nothwendig brauchte.

Fabriz. Einem alten Manne, seinem nahen Verwandten, der es gut meynt, dem muß man etwas zu Gute halten, und es ist gar nicht der Klugheit gemäß, auf einer Sache, worunter unser eigenes Interesse leidet, halsstarrig zu bestehen.

Anzol. Wenn es meine Frau erführe, daß ich mich gegen meinen Onkel demüthigte, so würde mir es schöne gehen. Er hat sie auch beleidiget, und wenn ich Ruhe und Friede im Hause haben will, so muß ich es so machen.

Fabriz. Nun weis ich weiter nichts mehr. Sie sind Mann, machen sie es, wie sie wollen. (Es ist ein rechter Narre; daß er, einer eigensinnigen Frau wegen, einen reichen Onkel böse macht.)

Anzol. Mein bester Freund, thun sie mir einen einzigen Gefallen. Indeß daß ich nach Hause gehe, meine Sachen vollends herschaffen zu lassen, so geben sie doch auf die Leute Achtung, und treiben sie sie an, daß sie diese zwey Zimmer noch vor Abends fertig machen.

Fabriz. Das will ich wohl thun.

Anzol. Denn, wenn meine Frau herkommen und sehen sollte, daß noch nichts fertig wäre, so würde sie mich brav ausfilzen.

Fabriz. So wie ich sehe, haben sie sich in den vierzehn Tagen, da sie ihre Frau ist, schon die Oberherrschaft nehmen lassen.

Anzol. Nein, das kann man nun eben nicht sagen, daß sie das Commando führte, und ich bin auch so dumm nicht, daß ich mir es nehmen ließ; wir sind aber alle beyde ein Bischen wunderlich. Einsmals, da wir noch nicht verheurathet waren, sondern nur noch nach einander freyeten, haben wir eines einzigen Wortes wegen zween ganzer Monate mit einander gemault. Es wollte keines den Anfang machen; endlich kams doch an mich. Um nun dergleichen Verdrießlichkeiten nicht wieder zu haben, vermeide ich lieber alle Gelegenheit, sehe, wie ich sie befriedige und thue alles, was ich kann, ja manchmal noch etwas mehr. Immerhin, sie mags machen, wie sie will. (Ich verlasse mich nur auf zwey Dinge, entweder, daß mein Onkel bald stirbt, oder, daß ich das große Looß in der Lotterie gewinne.) (geht ab.)

Achter Auftritt.

Fabrizio, hernach Sgualdo.

Fabriz. Das ist ein Mensch, der bisher nur im Trapp gegangen ist, sich ins Unglück zu stürzen, nun aber, nach seiner Heurath, läuft er gar den Galopp. He! Herr Tapezier!

Sgualdo. Was befehlen sie?

Fabriz. Der Herr Anzoletto hat mir befohlen, daß ich Achtung geben soll, damit diese Zimmer bald fertig werden möchten; er ist ein braver Mann, dem man nichts heißen darf und der auch keine Anregung braucht. Mache er also nur das Seinige; lebe er wohl und gegen Mittag werden wir uns schon wieder sehen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Sgualdo, hernach noch andere Arbeiter, und dann Lucietta.

Sgualdo. Ja, ja, mein Herr, gegen Mittag, das ist just die Zeit, die dergleichen Art von guten Freunden niemals versäumen. Er hätte mir diese Verrichtung auch auftragen können. Doch es mag seyn. Es geht nun nicht anders. Frisch, ihr Leute, kommt hieher, wir wollen das Zimmer wieder ausräumen. (Die Leute kommen herbey und wollen ausräumen.)

Luc. Was heißt denn das? Wollen wir wieder von vorne anfangen?

Sgualdo. Nu? Hat sie auch was drein zu reden?

Luc.

Luc. Ho, Ho! — Bald hätte ich was gesagt. (Sie hält die Hand vor den Mund.)

Sgualdo. Ey! An Antworten fehlt es ihr niemals.

Luc. Nein, im Ernst, sage er mir doch, ists denn wahr, daß der Herr seine Schwester hier will schlafen lassen?

Sgualdo. Ey ich dachte gar! Er will selbst hier schlafen.

Luc. Was soll denn die Veränderung bedeuten?

Sgualdo. Herr Fabrizio ist Schuld daran, weil er ihm die Narrenpossen wegen der Mitternachtluft in Kopf gesetzt hat.

Luc. Der arme Mann! Es ist mir, als wenn Jemand pochete. Das ist eine meschante Thür, ich verstehe das Pochen noch nicht recht daran. Ach, das war ein fürtreffliches Haus, wo wir erst wohnten! Denn wenn ich hingieng, zuzusehen, wer da war, so konnte ich mich doch ein Bischen umsehen. (geht ab und kömmt wieder.)

Sgualdo. So gehts; Jungemägde denken auch weiter sonst an nichts. Wo ich hinkomme, da höre ich sie klagen; wenn sie alt werden, so taugen sie vollends zu gar nichts; sind sie jung, so charmiren sie. Und es hilft auch nichts, wenn man sagt: nehmt eine von mittleren Alter; sie machen sich jung, so lange sie können, und dann, wenns nicht mehr geht, so werden sie auch auf einmal alt.

Luc. O je! Weis er, wers ist?

Sgualdo. Wer ists denn?

Luc. Die Jungefrau.

Sgualdo. Ey! Die möchte ich gern sehen.

Luc.

Luc. Ich muß nur über ihren Stolz lachen.
Sgualdo. Ist sie allein?
Luc. Ey ich dachte allein! Sie hat ihren Gesellschafts-Cavalier.
Sgualdo. Schon so bald?
Luc. O, man muß keine Zeit verliehren.
Sgualdo. Weil der Herr nicht da ist, so wird sie ihre Mamsell empfangen müssen.
Luc. Geh er doch! Ich habe ihm ja gesagt, daß sie sich eingeschlossen hat.
Sgualdo. So wird sie sie müssen annehmen.
Luc. Ich gewiß nicht, versteht er mich. Ich weis nicht, wie sie ist, und deswegen mag ich mich auch nicht mit ihr abgeben.
Sgualdo. Hat sie niemals mit ihr gesprochen?
Luc. Nein, mein Tage nicht.
Sgualdo. Sie ist ihres Herrn Frau, und sie hat noch nicht mit ihr gesprochen?
Luc. Es sind nun vierzehn Tage, daß er sie geheurathet hat. Bis jetzt ist er bey ihr im Hause geblieben. Sie ist nur ein einziges mal zu uns in jenes Haus gekommen, ich habe sie aber nicht zusehen gekriegt.
Sgualdo. Stille! Da kömmt sie.
Luc. Ich will ihr doch ein Bischen entgegen gehen, blos der Ceremonien wegen. (sie geht nach der Thür.)
Sgualdo. Munter, ihr Leute, greift euch an.

Zehnter Auftritt.

Cecilia, der Graf Octavio und die Vorigen.

Lucietta. Gehorsamste Dienerinn, Madame.
Cecil. Schön Dank, meine Tochter, wer ist sie?
Luc. Die Kammerjungfer vom Hause, ihnen aufzuwarten.
Cecil. Hat sie Herr Anzoletto für mich angenommen?
Luc. Nein, Madame; ich bin schon eine Zeitlang im Hause.
Cecil. Sie ist also seiner Schwester ihre Kammerjungfer?
Luc. Ja, Madame.
Cecil. Wie viel Frauenzimmer sind denn im Hause?
Luc. Jetzund ist keines mehr da, als ich ganz alleine.
Cecil. Sie sagte ja, daß sie die Kammerjungfer wäre?
Luc. Wie soll ich denn sonst sagen? Die Magd? Sehen sie nur, Madame, ich halte ein Bischen auf Ehre, und mache auch dem Hause Ehre.
Cecil. Nun gut; so werde ich meine eigene Kammerjungfer mitbringen. Was ist das für ein Zimmer?
Luc. Erst sollte es das Besuchzimmer werden, nun hat er aber das Bette herein setzen und jenes dafür zum Visitenzimmer machen lassen.
Cecil. Wer ist denn der dumme Kerl gewesen, der das Ding so schön angegeben hat? Ists der Tapezier gewesen?
Sgualdo. Nein, ich gewiß nicht, Madame.

Cecil. Das größte Zimmer muß zum Besuchzimmer gemacht werden. Was meynen sie darzu, Herr Graf?

Der Graf. Sie haben Recht, Madame Cecilia. Dieses muß das Besuchzimmer werden.

Luc. (Ja, ja, der versteht das Ding schon. Diese Herren bejahen alles und schwimmen immer dem Strohme nach, wie die Flederwische.)

Cecil. Wie muß es aber nur meinem Manne eingefallen seyn, so eine einfältige Veränderung vorzunehmen?

Luc. Weil er in keinem Zimmer, das gegen Mitternacht zu liegt, schlafen will.

Cecil. Was frag ich denn nach Mitternacht? Wer hat ihm denn solch albern Zeug beygebracht? Der einfältige Tapezier vielleicht?

Sgualdo. Meine liebe Madame, ich habe ihm nichts beygebracht und bin auch nicht einfältig. (im Zorn.)

Cecil. Nu, nu, muß er denn das Maul gleich so weit aufthun?

Der Graf. Spreche er immer ein Bischen bescheidener. (zu Sgualdo.)

Luc. (Nun, das wird gut gehen. Die Frau ist hochmüthig und ihr Cavalier brutal.)

Cecil. Setze er mir die Sachen wieder hin, wo sie erst waren. Das soll und muß das Visitenzimmer werden. (zu Sgualdo.)

Der Graf. Das muß das Visitenzimmer werden.

Sgualdo. Wie sie befehlen. (Es wird dem Herrn Anzoletto schöne gehn.) (geht ab.)

Cecil. Gebe sie mir einen Stuhl. (zu Lucietten.)

Luc.

Luc. Gleich, Madame. (Sie nimmt einen Stuhl und giebt ihn der Cecilia.)

Cecil. Soll denn dieser Herr da stehen? Mein gutes Mägdchen, ich wills ihr nur sagen, wenn sie Kammerjungfer seyn will, so muß sie sich dergleichen Dinge nicht heißen lassen. Warte sie nur, sie soll meine sehen.

Luc. Glauben sie denn, daß ich es nicht weis?

Cecil. Stille, stille, es ist genug, es schickt sich nicht, daß man antwortet.

Luc. (Ha, ha! Hundert Meilen davon.)

(Sie trägt einen Stuhl hin und schmollt.)

Cecil. Sehen sie nur einmal, Herr Graf. Was sagen sie zu den harten Stühlen?

Der Graf. Sie sind sehr hart, man kann nicht drauf sitzen.

Cecil. Ich werde mir kleine runde Sessel machen lassen. (Zu Lucietten.) Nu, Jüngferchen, ich glaube, sie hat es übel genommen? Ey was das für empfindliche Leute sind! Es verdrießt sie vielleicht, daß sie nicht reden darf. Ich wills ihr schon lernen. Laß sie es nur gut seyn. Man sieht gleich, daß man in diesem Hause nichts von Höflichkeit gewußt hat. (zum Grafen.) Was meynen sie darzu, Herr Graf, habe ich Recht?

Der Graf. Vollkommen Recht!

Cecil. Ich bin nun einmal so; bey allem, was ich thue, sehe ichs gern, wenn man mir saget, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Luc. (Sie ist schon versichert, daß ihr Gesellschafts-Cavalier zu allem Ja sagt.) (spöttisch.)

Cecil. Sage sie mir doch: Wie heißt sie denn?

Luc.

Luc. Lucietta, ihnen zu dienen.
Cecil. Was macht meine Schwägerinn?
Luc. Sie befindet sich wohl, Madame.
Cecil. Grüße sie sie doch von mir; hört sies?
Luc. Ja, Madame, wie sie befehlen.
Cecil. Hat sie die neue Wohnung noch nicht besehen?
Luc. Ey warum nicht?
Cecil. Wenn ist sie denn da gewesen?
Luc. Heute früh.
Cecil. Ist sie wieder in ihr voriges Haus gegangen?
Luc. Nein, Madame.
Cecil. Wo ist sie denn aber?
Luc. Hier in ihrem Zimmer.
Cecil. Was? Sie ist hier und besucht mich nicht einmal? Und sie sagt mir auch nichts davon?
(zu Lucietten.)
Luc. Was soll ich ihnen denn sagen?
Cecil. Sehen sie nur, Herr Graf, wie schön mir meine Schwägerinn begegnet!
Der Graf. Sie führt sich nicht gut auf.
Cecil. Hört sies wohl? Der Herr da, der weis, was Lebensart ist, sagt, daß sie sich nicht gut aufführt. (zu Lucietten.)
Luc. (Ja, ja, der weis ihr in allem Recht zu geben.)
Cecil. Gehe sie hin zu ihr, gehe sie hin und sage sie ihr, daß ich zu ihr ins Zimmer kommen wollte, ihr meine Aufwartung zu machen. (zu Lucietten.)
Luc. Den Augenblick, Madame, wie sie befehlen.
(In diesem Hause wird künftighin der größte

Spaß zu sehen seyn; ich hoffe aber, daß michs nicht sehr mit angehen wird. Wenn ich meinen Lohn kriegen kann, so wirds heißen: Adieu, adieu, leben sie wohl.) (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cecilia und der Graf.

Cecil. In der That, mein Mann hat mich zum Besten. Wenn ich gewußt hätte, daß seine Schwester hier wohnen sollte, so hätte ich ihn, so wahr ich eine ehrliche Frau bin, nicht genommen.

Der Graf. Wußten sie denn nicht, daß er eine Schwester hatte?

Cecil. Ich wußte es wohl, aber er machte mir weiß, daß sie zu ihrem Onkel ziehen würde.

Der Graf. Vielleicht zieht sie noch hin.

Cecil. Ich glaube es schwerlich, weil ich weis, daß sie mit ihrem Onkel uneinig sind.

Der Graf. Herr Anzoletto thut Unrecht, daß er nicht Freund mit ihm ist; es ist ein reicher und auch ein hübscher Mann. Ich kenne ihn.

Cecil. Ein hübscher Mann, sagen sie? Ein hübscher Mann? Es ist ein Waldteufel, ein garstiger alter Mann, der keine Lebensart hat. Ich weis, daß er mit sehr weniger Achtung von mir gesprochen hat. Er hat gesagt, daß sein Neffe sehr Unrecht gethan hätte, daß er mich genommen habe, und hat sich alle Mühe gegeben, ihn von dieser Heurath abzuhalten. Der goldene Esel! Er hat alles vollauf und ist doch nicht zufrieden. Er beklagt sich, daß ich seinem Neffen eine so geringe

Aussteuer mitgebracht habe. Was hat Er denn für Verdienste, daß er so eine große Mitgabe verlangen kann? Erinnert er sich denn nicht mehr, wie er noch mit der Schürze lief? Ich bin doch ein Frauenzimmer von gutem Herkommen; in meinem Hause lebt man von Renten; ich bin wie ein Fräulein erzogen worden, und es schickt sich gar nicht für mich, eine Schwägerinn zu haben, die so viel seyn will, als ich; und ich muß mich nur über sie wundern, daß sie sagen können, daß er ein hübscher Mann sey.

Der Graf. Madame, ich habe ja alle diese Umstände nicht gewußt. Ich nehme mein Wort zurück, und sage, daß er ein grober, unleidlicher, ja der allerunleidlichste Mann von der Welt ist.

Cecil. Ein Waldteufel, ein grober Bauer ist er.

Der Graf. Alles, was man nur Grobes sagen kann.

Cecil. Meynen sie wohl, daß man einer Frau, wie ich bin, so verächtlich begegnen darf?

Der Graf. Bey Leiben nicht. Sie verdienten eine Königinn zu seyn. Ah, wollte der Himmel, daß ich sie erst gekannt hätte, ehe sie sich mit dem Herrn Anzoletto einließen.

Cecil. Mein Schicksal hat es einmal so gewollt.

Der Graf. Haben sie sich denn auch über den Herrn Anzoletto zu beschweren?

Cecil. Nein, über meinen Mann kann ich mich nicht beschweren. Wenn ichs anders sagte, so müßte ich eine sehr undankbare Frau seyn. Ich bin ihm gut gewesen, und bin ihm auch noch gut, und werde ihm auch beständig gut seyn; aber von seinem Onkel mag ich gar nicht reden hören.

Der Graf. Sein Onkel könnte aber vieles für ihn thun.

Cecilia. Ja, er wird ihm was brummen; das Beste ist, daß wir ihn nicht brauchen. Mein Mann wird mich schon selbst erhalten. Wenn er mir nur seine Schwester aus dem Hause schafft, so bin ich zufrieden genug.

Der Graf. (Und ich weis, daß der arme Mann in schlechten Umständen ist.)

Zwölfter Auftritt.

Lucietta und die Vorigen.

Luc. Madame, die Mamsell hat mir befohlen, ihnen ihr Compliment zu machen, und gesagt, daß sie gleich hier seyn würde, ihnen ihre Anwartung zu machen, und daß sie es nicht übel nehmen möchten, wenn sie ihnen hier beschwerlich fiele, weil ihre Stube kein Visitenzimmer wäre.

Cecil. So hat sie ihr gesagt?

Luc. Ja, so hat sie mir gesagt, und so sage ich es ihnen auch wieder.

Cecil. Ey, sie schickt sich recht gut darzu, Complimente auszurichten. Hören sie denn den Discurs mit an, Herr Graf?

Der Graf. Ihnen die Wahrheit zu sagen; ich verstehe nichts davon.

Cecil. Die Mamsell will so viel damit sagen, daß ihr Zimmer nicht so schön ist, wie das Meinige, und daß sie Niemanden für gut hält, in ihrem Zimmer aufzunehmen, wenns nicht ihres Gleichen ist. Haben sie es nun verstanden, Herr Graf?

Der

Der Graf. O, nun verstehe ichs ganz wohl.
Cecil. Was sagen sie zu dergleichen Hochmuthe?
Der Graf. Es ist wahr, man kann nicht läugnen, daß sie sich sehr viel herausnimmt.
Luc. (O, ich muß es dem Herrn sagen, daß er sich vor diesem Grafen ein Bischen in Acht nimmt. Es ist ein Erzschmeichler.)
Cecil. Was ist denn dieß für ein Lärm hier oben?
Luc. Ich weis es nicht, Madame. Es wohnen noch mehr Leute da oben.
Cecil. Ich mag keinen Lärm haben. Ich kann nicht leiden, daß sie mir die Decke über dem Kopfe einspringen. Was ist es denn für Lumpenpack, das da oben wohnt?
Luc. Ey, Madame, was sagen sie da? Sie müssen wissen, daß es ehrliche, brave Leute sind. Es wohnen vornehme Leute oben, und nur heute früh noch fragte mich Madame Checca, wenn die Jungefrau käme? Das weis ich nicht, sagte ich; vielleicht kömmt sie heute noch. Wenn sie kömmt, sagte sie, so sage sie mir es doch, ich will herunter kommen, ich will ihre meine Aufwartung machen.
Cecil. Ist sie schon bey meiner Schwägerinn gewesen?
Luc. Nein, Madame. Ey, es ist ein Frauenzimmer, das Lebensart hat. Der Kukuck noch einmal! Wenn sie sie nur erst sehen werden. Nein, die weis wohl, daß man zu einem verheuratheten Frauenzimmer eher gehen muß, als zu einem unverheuratheten.
Cecil. Wenn sie sie sieht, so sage sie ihr nur, wenn sie so gütig seyn wollte, so sollte sie immer kommen. Sage ich recht so, Herr Graf?

Der Graf. Ganz recht.

Luc. Wollen sie nicht, daß ich ihr sage — wenns ihr nicht beschwerlich fiele —

Cecil. Sage sie ihr nur das, was ich ihr gesagt habe. Ich brauche keine Lehrmeisterinn. Herr Graf, was sagen sie von dergleichen Jungemägden, die sich in Sachen mengen, die sie nicht angehen?

Luc. Jungemägde?

Cecil. O, ich habe mich geirret; von dergleichen Kammerjungfern?

Der Graf. Es kömmt daher, weil sie keine gute Erziehung gehabt haben.

Luc. Wir werden zu ihnen in die Schule kommen. (zum Grafen, spöttisch.)

Cecil. Hörst du wohl, gleich werde ich dich aus dem Hause jagen. (sie steht auf.)

Luc. Ich werde selber wohl gehen, Madame.

Dreyzehnter Auftritt.

Meneghina und die Vorigen.

Menegh. Wo willst du hingehen, Lucietta?

Luc. Sie will mich fortjagen, und ich sage, daß ich selber gehen will.

Menegh. Schon so bald, Frau Schwägerinn, wollen sie Lärm im Hause anfangen?

Cecil. Ist das das Compliment, das mir Mamsell Meneghina hat machen wollen?

Der Graf. (Der Teufel! Das ist ein hübsches Mädchen!)

Menegh. Was hat ihnen denn das Mädchen gethan?

Cecil. Sie hat den Respekt gegen diesen Cavalier aus den Augen gesetzt.

Der Graf. Meinetwegen geben sie sich keine Mühe, Madame. Solche Kleinigkeiten achte ich gar nicht. Ich wollte, um alles in der Welt nicht, daß sie sich meinetwegen Unruhe machten. Ich bin ihr Diener. (zur Cecilia.) Ganz gehorsamster Diener, Mademoiselle. (zur Meneghina.) Lucietta ist ein gutes Mädchen. (Ich wollte gern Freund von allen seyn.)

Menegh. Ich glaube, daß sie ihre Kammerjungfer für sich haben werden, und daß ihnen mein Bruder auch eine schaffen wird. Diese ist schon über Jahr und Tag bey mir, sie gefällt mir auch nicht übel, und wenn sie sie gleich haben wollten, so könnte ich sie ihnen doch jetzt nicht überlassen.

Cecil. Behalten sie das kostbare Ding nur immer für sich. Wenn sie mir aber nur nicht einmal in den Weg kömmt.

Luc. Das glauben sie nur nicht, es wird gewiß nicht geschehen, daß ich —

Menegh. Nu, nur fort hier.

Luc. (Welcher Teufel ist in das Haus gekommen? Ein Basiliske?) (geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Cecilia, Meneghina und der Graf.

Menegh. Vergeben sie mir, daß ich nicht eher gekommen bin, ihnen aufzuwarten; ich war noch nicht angezogen.

Cecil. O, meinetwegen hätten sie sich gar nicht putzen dürfen.

Der Graf. Sie sind allemal schön, Mademoiselle Meneghina.

Cecil. Recht so, Herr Graf. (spöttisch.)

Der Graf. In der That, man hätte ein Paar Verwandtinnen von Verdiensten und Artigkeit nicht besser aussuchen können.

Menegh. (Außer seinen andern Tugenden besitzt er auch viele Spötterey.)

Cecil. Wollen sie sich nicht setzen, Schwesterchen?

Menegh. Ich bin eben nicht müde.

Cecil. Doch, sie sind ja in ihrem eigenen Logis.

Menegh. O, vergeben sie mir, mein Logis ist meine Stube.

Cecil. Ey, sie haben überall zu befehlen.

Menegh. Ich danke ihnen gehorsamst.

Der Graf. Was für gegenseitige Gefälligkeit, Freundlichkeit und Zuneigung!

Menegh. (Als wenns von Herzen gienge!)

Cecil. Wo muß denn Anzoletto, mein Mann, seyn?

Menegh. Ja, das kann ich ihnen nicht sagen. Ich weis niemals, wenn er kömmt oder wenn er geht. Er sagt mir es gar nicht.

Cecil. Im Ernst? Sagt er ihnen nicht, was er vornimmt?

Menegh. O, niemals. Ich habe nicht einmal erfahren, daß er sich verheurathen wollte, als drey Tage vor der Hochzeit.

Cecil. War es ihnen denn lieb, da sie es erfuhren?

Menegh. Warum nicht?

Der Graf. Es ist doch allemal gut, wenn man Gesellschaft im Hause hat.

Menegh. Ich bleibe gern auf meinem Zimmer und falle Niemanden beschwerlich. Seit dem meine Mutter todt ist, habe ich mir es so angewöhnt.

Der Graf. Sehen sie, Madame Cecilia wird Mutterstelle bey ihnen vertreten.

Cecil. Ich Mutterstelle vertreten? Denken sie denn, daß eine junge Frau von vierzehn Tagen eine Mutter vorstellen kann?

Der Graf. Ich sags nur so, weil sie verheurathet sind.

Menegh. Was hätten sie auch sonst damit meynen können?

Cecil. Sagen sie mir doch, meine Beste, wer setzt sie denn so hübsch auf?

Menegh. Mein Mädchen.

Cecil. Lucietta?

Menegh. Ja, Lucietta.

Cecil. Ich hätte es ihr nicht zugetrauet, daß sie so viel verstünde. Bald möchte ich mich auch von ihr auffetzen lassen.

Menegh. O, sie werden schon bessere haben.

Cecil. Nein, nein, wirklich nicht, sie machts besser, als meine. Sie soll mich auffetzen.

Menegh. Meine liebe Frau Schwägerinn, vergeben sie mir. Lucietta ist zwar ein armes Mädchen, sie ist aber niemals gewohnt, daß man ihr übel begegne. Thun sie mir also den Gefallen und denken sie, als wenn sie nicht im Hause wäre.

Cecil. Wie? Das sagen sie mir? Damit beschimpfen sie mich. Sie ist hier im Hause, mein Mann bezahlt es, und sie sollte mich nicht auch mit bedienen?

Der Graf. Mesdames, ereifern sie sich doch nicht einer Magd wegen. Wir wollen schon sehen, wie wir das Ding einrichten.

Cecil. Um so einer lumpichten Jungemagd wegen schämen sie sich nicht, ihre Schwägerinn zu beleidigen?

Menegh. Wollen sie, daß ich sie fortjagen soll? Gut so will ich sie fortjagen.

Cecil. Das ist Eigensinn. Und gegen mich brauchen sie gar nicht so capriciös zu seyn.

Der Graf. Nicht doch, ums Himmels Willen. Vertragen sie sich doch.

Menegh. Ich glaube doch nicht, daß sie deswegen hieher ziehen wollen, um mich unter die Füße zu treten?

Cecil. Ich wundere mich über das ungereimte Zeug, das sie da sagen.

Der Graf. (O ich Unglücklicher!) Mesdames —

Menegh. So was hat mir meine Mutter nicht einmal gesagt.

Der Graf. Vergeben sie ihr. (zur Meneghina.)

Cecil. Was wollen sie da mit ihrem: Vergeben sie ihr! Es braucht mir Niemand was zu vergeben.

Funfzehnter Auftritt.

Anzoletto und die Vorigen.

Anzol. (O wehe mir!)

Menegh. Komm, nur her, Bruder.

Cecil. Höre nur, mein lieber Mann.

Anzol. Herr Graf, auf ein Wort.

Der Graf. Ihnen zu dienen. (Er nähert sich ihm.)
Menegh. Du sollst mir nur sagen —
Anzol. Schweig doch jetzt; laß mich doch zufrieden.
Cecil. Antworte mir nur.
Anzol. Habe nur ein Bischen Geduld, meine liebe Frau. Ich will gleich wieder bey dir seyn.
Der Graf. Wie kömmt es denn, daß sie so unruhig sind? Ist es vielleicht ein Paar Worte wegen, die sie da von ihnen mit angehört haben?
(Sachte zu Anzoletto.)
Anzol. (O, es ist was ganz anders, als Worte; es sind Dinge und Dinge, die sehr traurig für mich sind. Mein lieber Herr Graf, ihnen will ichs anvertrauen; lassen sie aber ja weder meiner Schwester, noch meiner Frau was davon wissen, und helfen sie mir, und stehen sie mir bey, wenn sie können.)
Der Graf. (Reden sie nur; was die Verschwiegenheit anbetrifft, so verlassen sie sich auf mich. Im Uebrigen will ich ihnen gern dienen, wenn ich kann.)
Anzol. (Wissen sie also, daß ich in jenem Hause gewesen bin, um den Hausrath und die übrigen Mobilien vollends herschaffen zu lassen, und der Herr vom Hause hat mir, weil ich ihm noch ein Jahr Hauszins schuldig bin, Arrest auf die Sachen legen lassen; darüber bin ich ganz in Verzweifelung.)
Der Graf. (Das ist eine schlimme Sache.)
Anzol. (Ja, das weis ich wohl, daß es eine schlimme Sache ist. Man muß nur sehen, wie man

ihr abhilft. Sie müssen wahrhaftig so gnädig seyn, und gut für mich sagen.)

Der Graf. (Wir wollens überlegen, wir wollen zusehen —)

Anzol. (Es ist keine Zeit mehr zu verliehren. Unter den Möbeln ist auch das Tischzeug; und da ich heute traktiren will, so weis ich meinem Leibe keinen Rath.)

Der Graf. (Es ist gut. Wir wollen zusehen, wir wollens überlegen.) Mesdames, ich bin ihr gehorsamster Diener.

Cecil. Gehen sie fort, Herr Graf?

Der Graf. Ja, einer gewissen Angelegenheit wegen

Cecil. Sie werden doch wieder kommen und diesen Mittag mit uns essen?

Der Graf. Vielleicht.

Anzol. (Herr Graf, wollen sie mir den Gefallen thun?)

Der Graf. (Wir wollen zusehen, wir wollens überlegen.) Ergebener Diener. (geht ab.)

Anzol. (Kurz, der wirds wohl nicht thun. Ich muß mich nach Jemand anders umsehen.)

(Im Begriff abzugehen.)

Menegh. Wo gehst du hin?

Anzol. Wohin ich will.

Cecil. Mein lieber Mann —

Anzol. Mein liebes Weibchen, verzeihe mir — Wir werden uns gleich wiedersehen, gleich, gleich werden wir uns wiedersehen. (geht ab.)

Cecil. Sehen sie wohl, Mamsell? Ihrentwegen fängt mein Mann an, mir übel zu begegnen.

Menegh.

Menegh. Diese übele Begegnung betrifft mich und nicht sie. Er wird was gehört haben, und der Herr Graf wird ihn, zum Vortheil der Frau Liebste, weiter davon unterrichtet haben.

Cecil. Ey, als wenn man nicht sähe, daß der Herr Graf mehr auf der Mamsell ihrer Seite wäre.

Menegh. Ich frage nach Niemanden was.

Cecil. Und ich bekümmere mich um keinen Menschen, als um meinen Mann.

Sechszehnter Auftritt.

Lucietta und die Vorigen.

Lucietta. Die Damen da oben möchten gern ihren Besuch ablegen.

Menegh. Bey wem?

Luc. Bey allen Beyden.

Cecil. Meinetwegen, bey ihr oder bey mir. (geht ab.)

Menegh. Weder bey ihr noch bey mir. (geht ab.)

Luc. Sie mögen sichs gefallen lassen, ich muß sie also aufnehmen. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Frau Checca.

Checca und Rosina.

Checca.

Was sagst du zu der schönen Begegnung, die uns wiederfuhr? Könnte man es ärger machen? Sie läßt uns sagen daß wir kommen sollen, und wenn wir an der Thür sind, so sagt uns das Mädchen, daß sie nicht kann, daß sie nicht weis — Das verstehe ich ganz und gar nicht.

Rosina. Es muß ganz gewiß was vorgefallen seyn, weil uns das Mädchen mit so vieler Freude hinterbrachte, daß wir kommen sollten, und da wir hernach fortgehen wollten, redete sie nichts, sondern murmelte so was vor sich hin, und schien, als wenn sie selber nicht wußte, was sie sagen sollte.

Checca. Entweder sie sind grob oder hochmüthig.

Rosina. Grob scheinen sie mir nicht zu seyn, denn sie haben ja vielen Umgang.

Checca. Umgang? Ey freylich! Sieh nur, es sind nun erst vierzehn Tage, daß die Frau verheurathet ist, und jetzt hat sie schon ihren Gesellschafts-Cavalier.

Rosina. Und die Unverheurathete? Hat die nicht schon die ganze Zeit ihres Lebens mit allen verliebt gethan?

Checca. So, wie unser Vetter Lorenzino sagt, so gehen sie außer dem Hause allemal mit der Florkappe vom Kopfe bis auf die Knie bedeckt; wenn sie aber zu Hause sind, so zeigen sie sich Jedermann.

Rosina. Hat er nicht auch erzählt, daß sie Tag und Nacht charmirten?

Checca. Was das für Weibspersonen sind! Weist du was, Schwesterchen, thue du es diesen lüderlichen Dingern nicht nach. Ich kann mir zum Ruhme nachsagen, daß mein Mann die erste Mannsperson gewesen, die mit mir geredt hat. Du weist, wie uns unsere Mutter erzogen hat, und jetzt, da du bey mir bist —

Rosina. Ey, meine liebe Schwester, das brauchst du mir nicht zu sagen. Du weist auch, was ich für ein Mädchen bin.

Checca. Was meynst du wohl, was die Ursache seyn muß, warum sie uns nicht angenommen haben?

Rosina. Das will ich dir sagen: Es kann seyn, daß die neuen Zimmer noch nicht fertig sind, weil sie heute erst hergekommen ist; daß sie vielleicht noch nicht ausmöblirt sind, und daß sie deswegen Niemand bey sich haben wollen.

Checca. Weist du, daß du nicht Unrecht hast? Sie müssen dir gewiß aber auch einen ziemlichen Theil von Hochmuth besitzen. Ich muß die Wahrheit gestehen, wir sind ein Bischen gar zu eilfertig mit unserm Besuche gewesen; wir hätten können bis morgen warten; ich habe aber ein solches Verlangen, diese Jungefrau in der Nähe zu sehen, daß ichs nicht länger aufschieben konnte.

Rosina. Ich habe sie gesehen, da sie ankam. Ich finde eben nichts außerordentlich Schönes an ihr.

Checca. Man sagt, daß sie viel Verstand haben soll.

Rosina. Sehr viel Stolz habe ich an ihr bemerkt.

Checca. Wie wird es denn Herr Anzoletto anfangen, sie mit alle ihrem Stolze zu ernähren?

Rosina. Von der Aussteuer, die sie zu ihm gebracht hat, gewiß nicht.

Checca. Hast du den Lorenzino nicht davon reden hören? Sie hat fast gar nichts. Und ihr einfältiger Mann verthut alle das Seinige.

Rosina. Ueberlege es nur, was ihm diese neue Wohnung kostet! Zween Monate wird nun schon daran gearbeitet.

Checca. Und weist du wohl, daß auf dem ersten Wagen mit Hausrathe nichts anders aufgeladen war, als alte Lumpen?

Rosina. Auf dem Wagen, sagst du? Ein Schiebkarn wars.

Checca. Ja, ja, das ist auch wahr, es war ein Schiebkarn. Hast du den Spiegel mit dem schwarzen Rahmen auch gesehen?

Rosina. Ein altväterisches Ding.

Checca. Und die ledernen Stühle?

Rosina. Lauter Hausrath von ihrem Ur-Ur-Ur-Aeltervater.

Checca. Sie werden einen Haufen Geld an Maler, Schlösser und Zimmerleute wegwerfen, und hernach doch kein Zimmer von gutem Geschmack haben.

Rosina. Wäre es denn nicht möglich, daß wir es zu sehen kriegten?

Checca. Nun warte doch nur! Du kannst es ja einmal einen Sonntag zu sehen kriegen, wenn sie nicht zu Hause sind.

Rosina. Und Lorenzino, der arme Schelm, der uns so sehr bat, daß wir seinetwegen mit der Mamsell sprechen möchten?

Checca. Der gute Narre, nun kann er sie nicht mehr den ganzen Tag im Erker stehen sehen.

Rosina. Willst du mit der Meneghina seinetwegen sprechen?

Checca. Ihm zu gefallen will ichs thun. Es ist aber keine Sache für ihn.

Rosina. Warum nicht?

Checca. Weil man sagt, daß ihr ihr Bruder nichts mitgeben kann.

Rosina. Lorenzino ist ihr aber sehr gut.

Checca. Und wenn er ihr auch gut ist? Er ist ja selbst ein armer Schelm. Von der Liebe lebt man nicht allein, meine gute Schwester.

Rosina. Man pocht.

Checca. Ja, ja, und Niemand antwortet.

Rosina. Ich will doch sehen, wer es ist.

Checca. Laß dich nicht am Fenster sehen.

Rosina. O, wir wohnen ja so hoch, wer soll mich denn sehen? (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Checca, hernach Rosina.

Checca. Ich kann es kaum erwarten, bis mein Mann wieder nach Venedig kömmt. Er soll mir gewiß das Mädchen bald verheurathen. Das gute Ding, es hat ein recht ehrliches Gemüthe.

Rosina. Weist du, wers ist?
Checca. Wer ist es denn?
Rosina. Die Jungemagd von den Frauenzimmern da unten.
Checca. Hast du die Thür aufgezogen?
Rosina. Ja.
Checca. Es ist mir lieb, daß sie herauf kömmt. Wir können was von ihr hören.
Rosina. O, das Mädchen wird uns alles sagen.
Checca. Laß mich nur reden. Ich will alles so hübsch von ihr herauslocken.
Rosina. Da kömmt sie, da kömmt sie.
Checca. Immer näher, meine Tochter.

Dritter Auftritt.

Lucietta und die Vorigen.

Lucietta. Gehorsame Dienerinn.
Checca. Nun, wie gehts, mein liebes Kind? Schickt sie ihre Herrschaft her?
Luc. Die Mamsell schickt mich her, Madame.
Rosina. Mamsell Meneghina?
Luc. Ja, Mamsell. Ich weis nicht, ob sie es wissen, daß ich die Jungefrau nicht bediene, sondern nur die Mamsell. Ich bin schon lange bey ihr, und habe sie lieb, vielleicht bleibe ich auch noch eine Zeitlang bey ihr; wenn ich aber bey der andern dienen sollte, so schwöre ich es ihnen zu, und will kein ehrliches Mädchen seyn, nicht eine Stunde bliebe ich bey ihr.
Checca. Nun so sage sie mir doch: Was ist denn an der Jungefrau?

Luc. Ja, das kann ich ihnen nicht sagen. Madame, ich bin nicht von denen, die ausplaudern. Wenn ich Jemanden nichts Gutes nachsagen kann, so mag ich ihm auch nichts Böses nachreden; hernach habe ich sie auch kaum gesehen: aber in der kurzen Zeit, da ich sie gesehen, und sie angehört habe, so glaube ich nicht, daß man zwischen Himmel und Erde was Aergeres finden kann.

Rosina. (Es kann wohl seyn, daß sie so ist, wie du sagtest.) (Sachte zur Checca.)

Checca. Nun wie ist sie denn? Hochmüthig, grob, oder wie ist sie sonst?

Luc. Gegen das Gesinde, gegen ihre Schwägerinn ist sie grob. Sie ist es aber nicht gegen Jedermann — Denn sie müssen wissen, daß ein gewisser Graf —

Checca. Geh sie, geh sie, sage sie mir nichts mehr. (Sie giebt ihr ein Zeichen, daß sie ihrer Schwester wegen schweigen soll.)

Luc. Ich verstehe sie schon.

Checca. Sage sie mir doch, mein Kind, warum hat sie ihnen das Compliment nicht ausgerichtet?

Luc. Meine Mamsell kann nichts davor, die andere ist Schuld daran.

Rosina. Hat es die Jungefrau nicht angenommen?

Luc. Ich wills ihnen nur sagen — Es ist in der That zum Todtlachen. Da sie glaubte, daß der Besuch ihr galt, nahm sie ihn an; da sie aber hörte, daß es auf alle Beyde gemeynt war, so wurde sie böse und schlug ihn ab.

Rosina. Ey das ist schön!

Checca. Was das für einfältige Possen sind!

Luc. Und meine Mamsell wurde auch rappelköpfisch.

Checca. O fürtrefflich!

Rosina. Denke mir doch ein Mensch, ums Himmels Willen!

Luc. Jetzt schickt mich meine Mamsell her, sehen sie nur, und läßt ihnen recht viele Complimente machen und sie um Vergebung bitten, und läßt ihnen auch sagen, daß sie, wenn sie es erlaubeten, zu ihnen kommen, und ihre Aufwartung machen wollte.

Checca. O, sie braucht sich nicht zu bemühen —

Rosina. (Nicht doch, nicht doch; laß sie doch immer kommen!) (Sachte zur Checca.)

Luc. In der That, meine liebe Madame, es thut ihr so leid —

Checca. Nun gut, wenn sie es nur der Ceremonien wegen thut, so sage sie ihr, daß sie es nicht nöthig hat, und daß wir dergleichen Kleinigkeiten gar nicht achteten. Wenn sie es aber aus Gefälligkeit gegen uns thun will, so sage sie ihr nur, daß sie kommen möchte, wenn es ihr beliebte.

Luc. Ich danke ihnen gehorsamst, Madame. Sie werden in der That ein Frauenzimmer zu sehen bekommen, das recht viel Gutes an sich hat.

Checca. Man sieht wohl, daß sie auch ein gutherziges, ehrliches Mädchen ist, das es mit seiner Herrschaft gut meynt.

Luc. Ey ich, sehen sie nur, ich bin ihr wirklich so gut, als wenn es meine leibliche Schwester wäre.

Rosina. Es ist was sehr Seltenes, eine Jungemagd zu finden, die von ihrer Herrschaft gut

spricht. Es haben fast alle beständig was auszusetzen.

Luc. O, bey mir ist das nicht zu besorgen. Aus meinem Maule kömmt mein Tage so was nicht.

Checca. Darinne ist sie wirklich zu loben.

Rosina. Wie alt ist denn ihre Mamsell?

Luc. O, sie ist noch jung, Mamsell; ich glaube, daß sie nicht über siebzehn Jahr ist.

Rosina. Auch ihr Alter zu verschweigen, das ist ein Bischen zu viel.

Luc. Glauben sie, daß sie älter sey?

Checca. Als wenn man es nicht sähe, daß sie schon über etliche zwanzig hinnaus ist?

Luc. Das weis ich nicht; ich bleibe bey dem, was sie mir sagt; wenn sie sich jünger macht, als sie ist, so geht michs nichts an.

Rosina. Ist sie auch verliebt?

Luc. Ein Bischen.

Checca. Kennet sie meinen Vetter?

Luc. Wer ist denn der, Madame?

Checca. Herr Lorenzino Bigoletti.

Luc. Ih verzweifelt, ob sie ihn kennt?

Rosina. Warum sollte sie ihn denn nicht kennen?

Luc. Je freylich kennt sie ihn!

Checca. Es wird ihr leid thun, daß sie aus jenem Hause hat ziehen müssen.

Luc. Ja wohl thut es ihr leid.

Checca. Sprachen sie einander oft?

Luc. O Jemine! Die ganze Nacht.

Rosina. Pfui! Sie hätte sich schämen sollen.

Luc. Nicht wahr, Mamsell? Ich konnte selbst die Leckereyen nicht mit ansehen.

Checca. Wie wird es denn nun werden?

Luc. Also ist Herr Lorenzino ihr Vetter?

Checca. Ja wohl. Er ist der Sohn einer von unsern Anverwandtinnen.

Luc. Ach, meine allerliebste Madame, kein Mensch auf der Welt könnte meiner armen Mamsell besser beystehen, als sie.

Checca. Ich wundere mich sehr über sie, daß sie sich die Freyheit herausnimmt, mir dergleichen Dinge zu sagen. Meynt sie denn, daß sich eine Frau, wie ich bin, mit dergleichen Kuppeleyen abgeben wird? Und worauf verläßt sich denn ihre Mamsell, daß sie ihn heurathen will?

Luc. Sie haben Recht, Madame, sie haben vollkommen Recht. Sie kann sich auf nichts verlassen. Keine Mitgabe hat das arme Kind. Sie ist zwar jung, aber so jung nicht, als sie sagt. Von großem Herkommen ist sie auch nicht; ihr Vater war ein Garkoch; ihr Onkel verkaufte Butter. Sie läßt sich Mamsell heißen, weil sie von ihren Einkünften lebt; aber das Sprichwort heißt: Von kleinen Interessen kann man nicht viel essen. Nehmen sie mir es ja nicht übel, meine lieben Madamen, wenn ich ihnen mit meinem Geplaudere beschwerlich gewesen bin. Ich will nun meiner Mamsell sagen, daß sie herkommen soll. Leben sie recht wohl beyderseits. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Checca und Rosina.

Checca. Was meynst du darzu? Ist das nicht ein rechtes Plappermaul?

Rosina.

Rosina. Ich halte doch davor, daß sie es mit ihrer Mamsell gut meynt.

Checca. Ja, so, wie es die Jungemägde zu machen pflegen.

Rosina. Warum hast du aber gesagt, daß du dich der Sache unsers Vetters nicht annehmen willst?

Checca. Ich hab es deswegen gethan, damit die Jungemagd es nicht gleich in der ganzen Stadt ausposaunen soll.

Rosina. Gut, gut, da hast du recht daran gethan.

Checca. Ach, meine liebe Schwester, ich überlege dir alles.

Fünfter Auftritt.

Lorenzino und die Vorigen.

Lorenz. He! Ist Niemand zu Hause? (von innen.)

Rosina. Da ist er wahrhaftig schon.

Checca. Immer herein, immer herein. Da sind wir, Lorenzino.

Lorenz. Gehorsamster Diener, meine hochzuehrenden Mühmchen.

Rosina. O, mein lieber Herr Vetter.

Checca. Vetter, was machen sie für Umstände?

Lorenz. Es ist meine Schuldigkeit.

Rosina. Haben sie vorige Nacht gut geschlafen?

Lorenz. Nicht allzu gut.

Rosina. So werden sie künftige Nacht desto besser schlafen, wenn sie nicht gestört werden.

Lorenz. Verwünscht sey doch das Haus!

Checca. Warum verwünschen sie denn das Haus?

Lorenz. Ich verwünsche nur die da unten.

Rosina. Und ihr Herzblättchen wohnt doch da.

Lorenz. Wo Teufel gehen denn die Fenster hin? Ich gehe schon drey Stunden da herum, wie ein Narre; ich bin schon ganz heisch von Husten und Spucken, und kann sie doch nicht zu sehen bekommen.

Checca. Das weis ich wohl, daß sie sie nicht sehen können. Ihr Zimmer geht in Hof hinnaus, durch den kein Durchgang ist.

Lorenz. Und ich soll das Haus nicht verwünschen, und ich soll nichts von dem einfältigen Kerl, ihrem Bruder, sagen, wenn er gleichsechszig Thaler Hauszins mehr giebt, und seine Schwester in so ein Hundeloch steckt? Ich will aber nur sehen, wie es mit dieser neuen Wohnung ablaufen wird! Wovon er den Hauszins bezahlen will! Vielleicht von der Mitgabe seiner Frau?

Checca. Meynen sie denn, daß Herr Anzoletto in so schlechten Umständen ist?

Lorenz. Ich weis von nichts. So viel weis ich nur, daß es schon zween Monate sind, daß er diese Wohnung gemiethet hat, und daß er den halbjährigen Hauszins noch nicht voraus bezahlt hat.

Rosina. Und sie sind so einfältig und lassen sich mit seiner Schwester ein?

Lorenz. Sie hat mir gesagt, daß sie einen Onkel hätte, der sie ausstatten wollte.

Checca. Das weis ich auch, daß sie einen Onkel hat, der reich ist, man sagt aber auch, daß er auf seinen Neffen böse sey.

Lorenz. Deswegen wird er doch nicht auch auf seine Nichte böse seyn.

Checca. Mein lieber Vetter, überlegen sie es ja wohl, ehe sie sich mit so einer Sache einlassen. Sie haben auch nichts wegzuwerfen.

Lorenz. Wenn ich zween oder drey tausend Thaler mitkriegte, so wollte ich mir ein Amt kaufen, und so könnte ich sie, das Wenige mit darzu gerechnet, was ich habe, ernähren.

Rosina. Sie dürfen aber ihrer jungen Frau nicht so viel Staat anschaffen, wie Herr Anzoletto seiner angeschafft hat.

Lorenz. Wie geht denn die?

Rosina. O, wenn sie sie nur sehen sollten!

Checca. Sie hat einen Reifrock, lieber Vetter, der von hier bis dorthin reicht.

Rosina. Und ein prächtiges Kleid!

Checca. Es schien, als wenns von Drap d'or wäre.

(zu Rosinen)

Rosina. Ey ja wohl! Sehr reich an Golde; und was für Perlen!

Checca. Und ihr Kopfputz, ich kanns gar nicht sagen, wie neumodisch der war!

Rosina. Sogar mit Diamanten.

Checca. Weist du aber auch wohl, daß es falsche waren?

Rosina. Ich verstehe mich nicht darauf. Ich sahe nur, daß sie recht glänzeten.

Checca. Ey, Katzenaugen glänzen auch.

Lorenz. Haben sie ihre Schwester auch gesehen?

Checca. Freylich haben wir sie gesehen.

Lorenz. Nun, was halten sie von ihr?

Checca. Uh! So, so.

Rosina. So gar schön ist sie eben nicht.

Checca. Sie ist groß.
Rosina. Aber nicht allzuwohl gestalt.
Checca. Ja, ja, die Gestalt geht noch so mit.
Lorenz. O, so haben sie sie nicht recht gesehen.
Rosina. Wir sind doch nicht blind.
Lorenz. Wo haben sie sie gesehen?
Rosina. Im Erker.
Lorenz. Können sie sie denn da recht sehen?
Checca. Unser Speisezimmer geht in Hof hinnaus, gerade dem Erker über, wo ihre Stube ist.
Lorenz. Meine liebe Frau Muhme, lassen sie mich doch ein wenig in ihr Speisezimmer gehen.
Checca. O, lassen sie uns keine Possen machen.
Lorenz. Wie, Madame Checca? Haben sie mir nicht versprochen, mit der Mamsell Meneghina zu reden? Sie haben mir ja ihr Wort gegeben, sich meiner in dieser Sache anzunehmen, und jetzt machen sie Schwierigkeiten, mich in ihr Speisezimmer gehen zu lassen?
Checca. Aber sehen sie doch nur, lieber Vetter; nehmen sie mir es nicht übel, sie verstehen die Sache ganz falsch: ein anders ist es, daß ich mit ihr rede, und ein anders, daß sie hintreten auf den Erker und machen da den Verliebten.
Lorenz. Es soll mich Niemand sehen. Ich verspreche es ihnen, daß mich Niemand zu sehen bekommen soll.
Checca. Wenn sie in den Erker treten, so muß man sie durchaus sehen.
Lorenz. Ich werde inwendig stehen bleiben, und da soll mich Niemand sehen.
Checca. Die Leute, die gerade über wohnen, werden sie wohl sehen.

Lorenz. Ich werde die Vorhänge zuziehen=

Rosina. Je, Schwesterchen, laß den armen Vetter doch immer hingehen.

Lorenz. Ja, liebes Mühmchen, nur ein klein Bischen.

Checca. Nun du gutes Vetterchen, sie muß dir recht schöne in deinen Augen vorkommen! Gehen sie nur hin, gehen sie nur hin, machen sie es aber gescheut und lassen sie sich ja nicht belauschen.

Lorenz. Sie sind ein allerliebstes Mühmchen.

(Er macht ein Compliment und geht ab.)

Sechster Auftritt.

Checca und Rosina.

Rosina. Sage mir einmal, meine liebe Schwester, willst du mich nicht auch ein Bischen hingehen lassen?

Checca. Was willst du denn da machen?

Rosina. Auskundschaften.

Checca. Pfui! Das wäre schön! Das würde recht hübsch lassen!

Rosina. Nun, wenn du nicht willst, so lasse ich es bleiben. Ich wollte nur hören, ob Mamsell Meneghina artig zu sprechen wüßte.

Checca. Du kannst es ja hören, wenn sie zu uns kömmt.

Rosina. Ach, wer weis, wenn sie zu uns kömmt.

Checca. Horche einmal, ich glaube, es ist Jemand im Vorsaale?

Rosina. Es ist mir auch, als wenn ich Jemanden hörete. (Sie geht an die Thür.) Weist du wohl, was ich glaube, wer es sey? Ich will nicht ehrlich seyn, wenn es nicht Mamsell Meneghina ist.

Checca.

Checca. Ey geh doch!

Rosina. Ich habe Jemanden auf der Treppe gesehen, der mit dem Bedienten sprach; ich wollte mich aber nicht sehen lassen, damit es nicht ließe —

Checca. Du hast recht daran gethan.

Rosina. Da kömmt Toni. Wir wollen doch hören.

Der Bediente. Madame, das Frauenzimmer, das da unten hin gezogen ist, möchte gern ihre Aufwartung machen.

Checca. Wer? Die Verheurathete oder die Unverheurathete?

Der Bediente. Das weis ich nicht, Madame, ich kenne sie nicht.

Rosina. Hat sie einen Reifrock an?

Der Bediente. Nein, Mamsell.

Rosina. Es wird die Unvertheurathete seyn.

Checca. Sagt ihr nur, sie möchte immer so gütig seyn —

Der Bediente. Gleich, Madame. (geht ab.)

Rosina. Lorenzino kann nun lange im Erker warten.

Checca. Stille, wir wollen nicht davon reden. Das Speisezimmer ist weit von hier, er kann uns nicht hören. Wir wollen einen Spaß machen und wollen ihm nichts davon sagen.

Rosina. Und wenn er nun darzu kömmt?

Checca. Nu, so mag er kommen.

Siebenter Auftritt.

Meneghina und die Vorigen.

Menegh. Mesdames.

Checca. Mademoiselle.

Rosina. Mademoiselle.
Menegh. Verzeihen sie mir die Freyheit, die ich mir genommen habe.
Checca. O, sie erzeigen uns viel Ehre.
Rosina. Wir haben schon großes Verlangen nach ihrer Bekanntschaft gehabt.
Menegh. Wir wohnen so nahe beysammen, daß ich manchmal so frey seyn werde, sie zu besuchen, wenn sie es erlauben wollen.
Checca. O, machen sie doch keine Umstände! Wenn sie belieben.
Rosina. Wir werden auch wieder zu ihnen kommen.
Menegh. Ach, meine Werthesten, zu mir, wenn sie wüßten! — Doch mit der Zeit will ich es ihnen schon sagen.
Checca. Wollen sie sich nicht setzen?
Menegh. Wie sie befehlen.
Checca. He! Schiebt die Stühle her. (Ein Bedienter bringt Stühle.)
Rosina. Wie sind sie mit der neuen Wohnung zufrieden?
Menegh. Nicht allzuwohl.
Checca. Gefällt sie ihnen nicht?
Menegh. Das Haus an und vor sich, wenn sie so wollen, ist eben nicht schlecht. Aber es sind hier und da Dinge, die mir gar nicht anstehen.
Rosina. Zum Exempel, die Aussicht aus ihrem Zimmer wird ihnen nicht gefallen.
Menegh. Freylich! Sehen sie nur, was ich für eine Aussicht habe. Einen unreinen Hof, vor dem einen ekeln möchte.

Checca. Und bisweilen könnte es sich doch zutragen, daß ihnen diese Aussicht nicht misfiele.
Menegh. O, das ist nicht möglich, Madame.
Rosina. So, wie jetzt, sehen sie; wenn sie dort wären, vielleicht misfiel es ihnen nicht.
Menegh. Sie meynen vielleicht, weil Mittags die Sonne dahin trifft; ich habe sie noch nicht gesehen.
Checca. Eben jetzt, sehen sie, steht die Sonne gerade ihrem Erker gegen über.
Menegh. O, ich kann den Wiederschein nicht leiden.
Rosina. Bisweilen giebt es doch einen Wiederschein der uns gefällt.
Menegh. O, meine liebe Mamsell, sie haben es gut.
Checca. War in dem vorigen Hause kein Wiederschein, der ihnen gefiel?
Menegh. Sie machen, daß ich lachen muß, ob ich gleich nicht will.
Rosina. Sagen sie mir einmal, Mamsell Meneghina, hat ihnen Lucietta nichts gesagt?
Menegh. Wovon denn?
Rosina. Von einem gewissen Vetter von uns.
Menegh. Nein, gewiß nicht.
Checca. Kennen sie unsern Vetter nicht?
Menegh. Nein; wer ist er denn?
Checca. Ein gewisser Lorenzino.
Menegh. Bigoletti?
Checca. Ganz recht, Bigoletti.
Menegh. Ih, was sie mir da sagen! Und das ist ihr Vetter?
Rosina. Ja, es ist unser Vetter.
Menegh. Wissen sie schon was davon?

Checca. Wir wissen alles.
Menegh. Ach! (sie seufzet)
Rosina. Das ist eine recht garstige Wohnung da unten!
Menegh. Recht sehr garstig.
Checca. Garstige, dumme Erker!
Menegh. Es ist, als wenn man in die Hölle hinnein sähe, wenn man in Hof guckt.
Rosina. Man sieht die Sonne niemals.
Checca. O, dort in jenem Hause, konnte man sie bey Mitternacht sehen.
Menegh. Hören sie, jetzt fange ich an, Hoffnung zu bekommen, sie auch hier bisweilen zu sehen.
Checca. So?
Menegh. Wer hätte dieß denn denken sollen, daß ich das Glück haben würde, zwey so vollkommene Frauenzimmer kennen zu lernen?
Rosina. Zwo Muhmen von dem Herrn Lorenzino.
Menegh. Das ist aber in der That eine fürtreffliche Sache.
Checca. Es wäre noch besser, wenn er uns jetzt besuchte.
Menegh. Ja wohl.
Rosina. Es ist mir immer, als wenn er nicht weit wäre.
Menegh. Glauben sie das?
Checca. Sagt ihnen ihr Herz nichts?
Menegh. Mein Herz sagt mir nur, daß er, wenn er käme, willkommen seyn würde.
Rosina. Ja, und wenn sie jetzt zu Hause wären, so könnten sie ihn sehen.
Menegh. Je wo denn?

Rosina. Aus dem Erker ihres Zimmers.

Menegh. Ey, durch den Hof geht ja Niemand. Er ist verschlossen, und es ist nichts darinnne, als Niederlagen

Checca. Ich glaube, daß er sich eine Niederlage miethen will.

Menegh. Sie scherzen mit mir, und sie haben auch Recht.

Rosina. Möchten sie ihn wohl gerne sehen?

Menegh. O Himmel! Das Herz schlägt mir.

Checca. Schwester, sieh doch einmal zu, ob Niemand da ist, der ihn rufen könnte.

Menegh. O, ums Himmels Willen!

Rosina. Ich will doch zusehen, ob ich ihn etwa von ungefähr antreffen kann. (Sie steht auf und thut, als wenn sie fortgehen wollte.)

Ein Bedienter. Madame, es hat die Madame da unten herauf geschickt, und läßt ihnen sagen, daß sie ihre Aufwartung machen wollte, wenn sie es erlaubeten.

Checca. O ja, wenn sie so gütig seyn will. (Der (Bediente geht ab.)

Menegh. Wenn sie doch beym Henker wäre!

Rosina. Ist es ihnen vielleicht nicht lieb, daß ihre Frau Schwägerinn kömmt?

Menegh. Ey freylich! Wir können uns gar nicht vertragen. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß sie blos in der Absicht kömmt, mich zu ärgern.

Checca. Warum aber?

Menegh. Jetzt kann ich es ihnen nicht sagen; ich will es aber auf ein andermal versparen. Meine

liebe

liebe Mamsell, vergessen sie doch ja nicht, nach dem Herrn Lorenzino zu schicken. (zur Rosina.)

Rosina. Jetzt kömmt aber ihre Frau Schwägerinn.

Menegh. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihr aus dem Wege gehen sollte! Wollen sie mir nicht einen Gefallen thun?

Checca. Befehlen sie nur.

Menegh. So erlauben sie mir, daß ich, so lange meine Schwägerinn hier ist, hierein gehen darf.

Checca. Wo wollen sie denn hingehen?

Menegh. Anderswohin.

Checca. Unsre Zimmer gehen alle nach der Reihe hier weg.

Menegh. Ich will ins Speisezimmer gehen.

Checca. Im Ernst?

Rosina. Die arme Mamsell! Ins Speisezimmer?

Menegh. Bin ich denn da nicht gut aufgehoben?

Rosina. Ey ja wohl, recht sehr gut.

Menegh. Nun so lassen sie mich nur gehen.

Checca. Nein, nein, erlauben sie mir. Wir wollen nicht Versteckens spielen; dießmal müssen sie ein Bischen Geduld haben.

Menegh. Schicken sie noch nicht nach dem Herrn Lorenzino? (zur Rosina.)

Rosina. Den Augenblick will ich nach ihm schicken.

Checca. Warte nur, ich will nach ihm schicken. He! Ist Niemand da?

Ein Bedienter. Madame.

Checca. Kömmt die Madame?

Der Bediente. Sie wird gleich kommen.

Checca. Hört einmal. (Gehet hin ins Speisezimmer, und sagt dem Herrn Lorenzino, daß er gleich

fortgehen soll; wenn er es nicht weis, daß Mamsell Meneghina da ist, so sagt ihm auch nichts davon; weis er es aber, so sagt ihm, daß er fortgehen soll, daß ihre Schwägerinn den Augenblick kommen würde, und daß ich es nicht gerne sähe, daß sie es erführe, weil vielleicht eine Unordnung daraus entstehen könnte. Habt ihr mich verstanden? Macht es fein gescheut.) (sachte zum Bedienten.)

Der Bed. Lassen sie mich nur machen. (geht ab.)

Menegh. Soll er ihn rufen?

Checca. Ja, Mamsell.

Menegh. Und wenn nun meine Schwägerinn da ist?

Checca. So lange die da ist, wird er nicht kommen.

Rosina. (Ey, meine Schwester ist witzig; sie wird ihn fortschicken.)

Checca. Weis ihre Frau Schwägerinn nichts von der Bekanntschaft mit dem Lorenzino? (zur Meneghina.)

Menegh. Ich glaube nicht. Wenn es ihr mein Bruder nicht gesagt hat.

Achter Auftritt.

Lorenzino und die Vorigen.

Lorenz. Ich danke ihnen, meine schönen Muhmen. (böse.)

Checca. Gehen sie fort hier.

Lorenz. Mich da so stehen zu lassen! Mich bis jetzt kucken und seufzen zu lassen!

Checca. Gehen sie fort hier, sage ich ihnen.

Rosina.

Rosina. Wollen sie, daß ein Unglück draus entstehen soll?

Menegh. Wo haben sie denn gekuckt?

Lorenz. Dort, aus dem Speisezimmer; sie am Fenster zu sehen, und nun sind sie hier.

Menegh. Ich danke ihnen, Madame Checca, für den Gefallen, den sie mir erzeiget haben.

Checca. Meine liebe Mamsell, ich habe einen Spaß machen wollen.

Rosina. Wenn ihre Frau Schwägerinn nicht käme, so wäre der Spaß gut abgelaufen.

Lorenz. Ich gehe gewiß nicht weg.

Checca. Gehen sie fort, sage ich ihnen.

Lorenz. Ich kann nicht.

Menegh. Der arme Mensch! Er kann ja nicht.

Rosina. Wenn er zur Treppe hinnunter geht, so begegnet er ihr.

Checca. Ich bin eine Närrinn gewesen. Aber es soll mir nicht wieder so kommen. Gehen sie wieder hin, wo sie gewesen sind.

Lorenz. Ja, Madame; aber lassen sie sie ja nicht weggehen, ich habe noch ein Paar Worte mit ihr zu sprechen. Wenn sie mich lieb haben, Mamsell Meneghina, so warten sie auf mich. Mein liebes Mühmchen, ich empfehle mich ihnen bestens. (zur Rosina.) Leben sie wohl, mein Kind! (zur Meneghina.)

Menegh. Der arme Mensch! (Sie wischt sich die Thränen ab.)

Checca. Wollen sie fort, oder nicht?

Lorenz. Ich gehe ja schon. Verwünscht sey sie! (geht ab.)

Menegh. (Der gute Mensch. O jetzt gehe ich gewiß nicht weg. Meine Schwägerinn kömmt alleine, sie mag auch alleine wieder fortgehen. Nun gebe ich mich schon zufrieden.)

Rosina. Ey, sehen sie nur, wie gut er ihnen ist!
(zur Meneghina.)

Checca. Es thut mir sehr leid; wenn ich gewußt hätte — Je verzweifelt! da kömmt sie ja schon.

Menegh. Sehen sie die Prinzessinn.

Rosina. Die Prinzessinn sagen sie?

Menegh. Sehen sie nicht, wie affektirt!

Rosina. O, über sie, Mademoiselle Meneghina!

Neunter Auftritt.

Cecilia und die Vorigen.

Cecilia. Gehorsame Dienerinn.

Checca. Unterthänige Dienerinn.

Rosina. Unterthänige Dienerinn.

Cecil. Gehorsame Dienerinn von ihnen beyderseits. Ihre Dienerinn, Jungfer Schwägerinn.

Menegh. Ergebene Dienerinn.

Checca. Wie kommen wir denn zu der Ehre?

Cecil. Ich komme, ihnen meine Aufwartung zu machen, um die Ehre zu haben, sie kennen zu lernen; und ihnen auch zugleich für die Ehre zu danken, die sie mir anthun wollten, da sie sich die Mühe gaben, zu mir zu kommen. Ueberdieß muß ich sie auch um Vergebung bitten, daß ich ihren gütigen Besuch nicht habe annehmen können.

Menegh. (Hören sie wohl? Alles durch Comma und Punktum.) (sachte zur Rosina.)

Checca.

Checca. Meine liebe Madame, ich bitte recht sehr, beschämen sie mich nicht mit allzuvieler Höflichkeit. Ich bin so gerade zu ihnen gegangen, recht aus gutem Herzen, und wenn ich ihnen worinne dienen kann, so befehlen sie nur frey und ohne Umstände. Wir wohnen beysammen und müssen gute Freundinnen seyn, ich aber, auf meiner Seite, dero gehorsame Dienerinn.

Cecil. Ey, sie haben nur zu befehlen. (indem sie sich verbeugt.)

Meneghina. (Der hübsche Kniks fehlte noch.) (sachte zur Rosina.)

Rosina. (Ja, ja, affektirt ist sie ein Bischen.) (sachte zur Meneghina.)

Checca. Setzen sie sich doch.

Cecil. Und sie?

Checca. Wir werden uns auch setzen. He, noch einen Stuhl! (Der Bediente bringt einen Stuhl.)

Menegh. (Ich wollte, daß sie einmal fertig wären.)

Cecil. Meine liebe Jungfer Schwägerinn, da sie Willens waren, diesen Damen ihre Aufwartung zu machen, so hätten sie mir es immer auch sagen können; ich wäre gleich mitgegangen. Oder wollten sie, daß man mich für eine Frau ohne Lebensart halten sollte?

Menegh. Verzeihen sie mir, meine Wertheste, ich wollte sie nicht noch einmal sagen hören: Entweder ihr oder mir.

Cecil. Wir scherzen manchmal mit einander, meine Schwägerinn und ich. Wir spaßen so, zum Zeitvertreib. (zur Checca.)

Checca. Sie ist ihnen gut.

Menegh. O ja.

Rosina. Das merke ich auch.

Cecil. (Ey, wenn sie nur wüßten, wie gut ich ihr wäre!)

Checca. Nun, gefällt ihnen ihre neue Wohnung?

Cecil. Ich muß ihnen sagen: sie misfällt mir eben nicht, ich kann aber meine vorige noch nicht vergessen.

Menegh. Und ich meine auch nicht.

Cecil. Ach, hören sie nur, daß war ja nur so ein kleines Nest. Aber ich, ich bin in einem Hause erzogen und gebohren worden, dergleichen man nicht hat. Ich sage es ohne Ruhm, es hätte ein Fürst zu uns kommen können. Wir waren unser vier Geschwister zusammen, und ein Jedes von von uns hatte sein besonderes Zimmer, eine jede Schwesler ihr Mädchen, unsere Bedienten, Kutsche und Pferde. Ey, es war fürtreflich, es war fürtreflich, ich kann es ihnen nicht sagen; und wenn nun hernach solche kommen, verstehen sie mich — ich weis nicht, ob sie mich verstehen —

Checca. O, ich verstehe sie ganz wohl.

Menegh. (Dergleichen Großsprechereyen werden sie schon mehr hören.) (zur Rosina.)

Rosina. (Ich kann mir eine rechte Freude daraus machen.) (sachte zur Meneghina.)

Checca. Ey, da haben sie ja ein recht schönes Kleid an, von rechtem guten Geschmack!

Cecil. Ach gehen sie doch! Es ist ein schlechtes Ding, das ich noch als Jungfer trug.

Rosina. Als Jungfer giengen sie schon so?

Cecil. Warum nicht? Sie wissen ja schon, daß dergleichen verlegene Sachen nicht mehr Mode

sind. Sie wissen auch, daß man heute zu Tage die Verheuratheten von den Unverheuratheten, in Kleidern nicht mehr unterscheiden kann.

Rosina. In unserm Hause war der Unterschied eingeführt.

Menegh. Ich glaube, daß er auch zwischen meiner Frau Schwägerinn und mir anzutreffen ist.

Cecil. Meine liebe Mamsell Meneghina, wer hübsche Kleider tragen will, der muß auch wissen, wovon er sich sie schaffen soll.

Menegh. Ich, sehen sie nur, habe freylich das Vermögen nicht darzu, und wenn ich es auch hätte, so würde ich es, anstatt es auf Kleider, Kutsche und Pferde, und schöne Zimmer zu verwenden, fein hübsch bey Seite legen, und es zu meiner Aussteuer sparen, damit man mir nicht nachsagen dürfte, daß ich mich, ohne das Mindeste zu haben, verheurathet hätte. (Da hast dus!)

Cecil. (Warte, naseweises Ding! Du sollst mir es schon bezahlen.) Was ist denn ihr Zeitvertreib? Gehen sie in die Comödie? Haben sie Gesellschaften?

Checca. Sehen sie, wenn mein Mann in der Stadt ist, so gehen wir ein auch zweymal die Woche in die Oper oder in die Comödie; aber jetzt, da er nicht da ist, bleibe ich hübsch zu Hause.

Cecil. Wenn sie befehlen, so kann ich ihnen mit einem Schlüssel aufwarten. Ich habe in der Oper und in der Comödie meine besondere Loge. Ich will sie auch hinfahren lassen, wenn sie wollen.

Checca. Ich danke ihnen recht sehr. Gewiß, wenn mein Mann nicht da ist, so gehe ich nirgends hin.

Cecil. Und wenn ihr Mann nun zu Hause ist, so muß er überall mit ihnen gehen?

Checca. Wenn es ihm beliebt.

Cecil. Und sie verursachen ihm so viel Mühe? So vielen Zwang? Der gute Mann! Man muß fein mitleidig mit seinem Manne seyn. Man muß ihn seine Geschäffte abwarten lassen; ihn hingehen lassen, wohin er will. Also können sie, ohne ihren Mann, nicht in die Comödie gehen?

Checca. O, ich mache mir nicht viel daraus. Wenn mein Mann nicht mitgehen kann, so bleibe ich zu Hause.

Cecil. (Was das für eine Närrinn ist!)

Menegh. (Verstehen sie die poßirliche Sprache?) (sachte zur Rosina.)

Rosina. (Ich verstehe sie mehr, als zu wohl.) (sachte zur Meneghina.)

Menegh. (Mein Bruder ist ein Mann, der sich daraus nichts macht.) (wie oben.)

Rosina. (Sie thut Recht, daß sie mit ihrem Manne zufrieden ist.) (wie oben.)

Cecil. Und zu Hause, was machen sie denn da? Spielen sie?

Checca. Bisweilen machen wir uns so einen Zeitvertreib.

Cecil. Was spielen sie denn?

Checca. Trisett, Piqvet, Kauflabet.

Cecil. Ey, zu dergleichen Spielen hätte ich die Geduld nicht. Pharo ist mein Spiel Aber nicht allzu hoch, verstehen sie mich. Ein Bänkchen von acht bis zehn Ducaten, und höher nicht. Kommen sie doch manchmal des Abends hinnunter,

sie

sie werden sich die Zeit recht gut vertreiben. Sie werden da eine Gesellschaft antreffen, ich sage es ihnen, von lauter vornehmen Leuten. Wir sind ihrer meistentheils unserer vierzehn, bis sechzehn, und fast alle Abende essen wir ein Bischen zusammen, manchmal ein Halbduzend junge Hüner, ein Paar geräucherte Zungen, Trüffel oder auch einen guten Fisch, und dann ein Gläschen Wein, aus meinem Keller, das was ganz Besonders ist.

Rosina. (Wollen wir ein Dritttel von dem, was sie sagt, abrechnen?)

Menegh. (Ja, auch wohl zwey Drittel.)

Checca. Auf diese Art vertreiben sie sich ja die Zeit recht schön.

Cecil. Ja, was soll ich sonst machen? Ich bin so erzogen.

Rosina. Jetzt, da sie mit ihrem Herrn Liebsten zusammen wohnen, so wird Mamsell Meneghina auch einen sehr angenehmen Zeitvertreib haben.

Menegh. O, ich vertreibe mir die Zeit auf meinem Zimmer.

Cecil. Es thut mir nur leid, daß sie in ihrem jetzigen Zimmer nicht eben das Vergnügen haben können, was sie in dem Vorigen hatten.

Menegh. Was meynen sie damit?

Cecil. Nichts. Glauben sie wohl, daß ich nicht alles weis? Glauben sie wohl, daß mir mein Mann nicht alles erzählt?

Menegh. Nun, was kann er ihnen denn erzählt haben? Ich bin ein erwachsenes Frauenzimmer und suche, mich auf eine ehrliche Art zu versorgen.

Checca. Meine liebe Frau Cecilia, wenn sie verliebt ist, so muß man es ihr vergeben. Sie haben es ja eben so gemacht, und ich auch.

Cecil. Ich sage ja nicht, daß sie nicht lieben soll; wenn sie sich nur wenigstens was Hübsches ausgesucht hätte. Mein Mann hat mir aber gesagt, daß sie sich mit einem rechten häßlichen Kerl eingelassen hätte, der weder Vermögen noch Bedienung haben soll. Kurz, mit einem gewissen Lorenzino Bigoletti, einem plumpen, widrigen Menschen, ohne Geld und ohne Manieren; nun denken sie nur selber, ob ich als eine solche Frau, wie ich bin, dergleichen Verwandtschaft zulassen soll?

Menegh. (Hören sie, wie sie spricht?) (zur Rosina.)

Rosina. (Wenn es Lorenzino hörete, so würden wir schön ankommen.) (zur Meneghina.)

Checca. Sagen sie mir doch, Madame Cecilia, kennen sie diesen Herrn Lorenzino Bigoletti?

Cecil. Von Person kenne ich ihn nicht. Aber nach dem, was man mir von ihm gesagt hat, ist er meines Mannes Schwester nicht werth.

Checca. Ich kann eben nicht sagen, daß er reich sey; aber er ist ein ehrlicher Mensch, und in seiner Verwandtschaft giebt es keine solche garstige und häßliche Leute, und keiner von ihnen hat jemals die Schürze vor gehabt.

Cecil. Was reden sie da, Madame Checca? Ich glaube, daß meine Familie im Lande sattsam bekannt ist.

Checca. Ich spreche ja nicht von ihnen.

Cecil. Von wem denn sonst?

Checca. Ich mag nur der Katze die Schelle nicht anhängen.

Cecil. Warum ereifern sie sich aber so sehr dieses schlechten Kerls wegen?

Checca. Wer ist der schlechte Kerl? Ich ereifere mich deswegen, weil er ein artiger Mensch ist, so artig, wie sie, und weil er mein Vetter ist.

Cecil. Ihr Vetter?

Rosina. Ja, Madame, er ist unser Vetter, ein Mensch von gutem Herkommen, und wohl erzogen, und es soll ihm Niemand was Uebels nachsagen.

Menegh. (Das war recht, bey meiner Ehre!)

Cecil. O, nun weis ich erst die Ursache ihrer Gefälligkeit und ihrer Eilfertigkeit, mich zu besuchen. Sie haben sich ein artig Bürschen ausgesucht, Jungfer Schwägerinn.

Checca. Was sagen sie da, Madame? Von wem wollen sie da sprechen?

Cecil. Das ist das erstemal, daß ich sie besucht habe; ich hielt sie für artige Leute: allein, vergeben sie mir, ihre Aufführung gefällt mir nicht. Leben sie wohl. Ihnen sage ich nicht, daß sie nach Hause kommen sollen, weil ich ihnen nichts zu befehlen habe. Aber der soll es ihnen schon sagen, der es ihnen sagen kann. Ich brauche nicht viel, es so weit zu bringen, daß sie nicht mehr hieher gehen dürfen. Cecilia Calandrini kennt ihre Leute. Haben sie mich verstanden? Leben sie wohl. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Checca, Meneghina, Rosina hernach Lorenzino.

Meneghina. Haben sie nun gehört, wie die schwatzen kann?

Rosina. Es ist ganz eine besondere Frau.

Checca. Ich weis nur nicht, wie ich noch habe an mich halten können. Wenn es nicht in meinem Zimmer gewesen wäre, so hätte ich es ihr nicht so vor gut hingehen lassen.

Lorenzino. Frau Muhme, ich habe geschwiegen und habe es ihrentwegen ertragen; aber, so wahr ich lebe, ich leide es nicht, daß man mich so herunter gemacht —

Rosina. Haben sie es denn mit angehört?

Lorenz. Ich werde ja nicht taub seyn.

Checca. Nun, Mamsell Meneghina, seyn sie so gütig, und gehen sie immer nach Hause; ich wollte, daß dergleichen Auftritte niemals vorgegangen wären, und es soll auch nicht wieder geschehen,

Lorenz. Sie sind ja nicht Schuld daran.

Checca. Und sie, mein Herr, gehen sie nun auch fort.

Lorenz. Ja, ich will gerade hin zum Herrn Anzoletto gehen, und beym Henker, ich will meinen Degen schon zu gebrauchen wissen. Umbringen will ich ihn.

Menegh. Ach ich Unglückliche! (sehr laut, und weinend.)

Rosina. Sind sie tolle?

Menegh. Gehen sie, Unsinniger!

Lorenz. Mich einen häßlichen, elenden und schlechten Kerl zu heißen? Sie mag selbst häßlich und niederträchtig seyn. Ihr elender, dummer Mann, der Käsehöker, die Hände sind ihm noch mit Butter beschmiert. (Er geht verdrießlich auf und ab.)

Menegh. Ah, ein wenig frisch Wasser, wenn ich bitten darf.

Rosina. Ich will gleich welches holen. (Sie macht, daß ich auch mit weinen muß.) (Sie wischt sich die Thränen ab, und geht ab.)

Lorenz. Ja, ich will unter sein Fenster gehen, und wenn ich ihn sehe, so will ich ihm so viel Schmähworte sagen — (im Begriff abzugehen.)

Menegh. Bleiben sie da.

Checca. Kommen sie her.

Menegh. Sehen sie nur.

Checca. Hören sie mich an.

Lorenz. Meine liebe Frau Muhme, lassen sie mich gehen. Sie sehen, in was für Umständen ich bin, und sie wollen mich vollends unglücklich machen.

Menegh. Nicht doch, Madame. Haben sie doch ein wenig Mitleiden mit ihm.

Checca. Was soll ich aber machen? Soll ich mir Verdrießlichkeiten auf den Hals laden? Und wenn mein Mann kömmt, soll er sich meinetwegen in einen Proces einlassen?

Menegh. Sie sind eine vernünftige Frau. Sie haben Verstand, sie haben ein gutes Herz. Suchen sie doch die Sache zu vermitteln.

Rosina. (Mit dem Wasser.) Hier bin ich, wenn sie Wasser haben wollen.

Menegh. Ich danke ihnen.
Checca. Kann er sie denn ohne Aussteuer heurathen?
Rosina. Wollen sie Wasser?
Menegh. Gleich. (zur Rosina.) Wenn ich nur mit meinem Onkel reden könnte, ich weis gewiß, er würde mir nichts abschlagen.
Lorenz. Warum gehen sie nicht zu ihm? (zur Meneghina.)
Rosina. Wollen sie das Wasser?
Menegh. Gleich. (zur Rosina.) Ich unterstehe mich es nicht, meines Bruders wegen.
Checca. Hören sie nur, meine liebe Mamsell Meneghina, ich kenne den Herrn Christofolo. Soll ich ihn herrufen lassen?
Menegh. O, ums Himmels Willen!
Rosina. Wollen sie es, oder wollen sie es nicht?
Menegh. Nu! (Mit Verdruß.) O, ich bitte um Vergebung; ich weis nicht, wo mir der Kopf steht. (Sie nimmt das Glas in die Hand.) Meine liebe Madame Checca, das wäre wohl das beste, was sie auf der Welt thun könnten. (Sie spricht gegen das Wasser zu, das im Glase ist.) Ja, lassen sie ihn nur rufen, sprechen sie mit ihm, und hernach lassen sie mich auch darzu rufen —
Checca. Mamsell, begießen sie mich nur nicht.
Menegh. O weh! Ich weis nicht mehr, was ich thue. (Sie trinkt Schluckweise und spricht.)
Rosina. (Ey, sie ist recht zerstreuet!)
Menegh. Hören sie nur — er ist zu Hause — dort über dem Flusse — im Greif — bey der Brücke. —

Checca. Ich weis wohl, wo er wohnt; er ist ein guter Freund von meinem Manne und ich will ihn rufen lassen.

Menegh. Schicken sie doch gleich hin.

Checca. Den Augenblick. Aber thun sie mir auch den Gefallen und gehen sie jetzt hinunter.

Menegh. Gleich, Madame, auf glücklich Wiedersehen. Mamsell Rosina, ich empfehle mich ihnen. Adieu, Lorenzino. Hören sie nur, sagen sie es ihm nur deutsch heraus — Erzählen sie ihm, daß ich voller Verzweiflung sey — und vergessen sie ja nicht, mich auch rufen zu lassen. Leben sie recht wohl. Adieu, mein lieber Lorenzino. (geht ab.)

Rosina. Vetterchen, Vetterchen, sie haben sie völlig verliebt gemacht.

Lorenz. Meine liebe Muhme —

Checca. Ich dächte, sie giengen hin und ruften den Herrn Christofolo selbst.

Lorenz. Je, warum das nicht! Den Augenblick.

Checca. Wissen sie, wo er wohnt?

Lorenz. Ja, ich weis es recht gut.

Checca. Nun so gehen sie nur. —

Lorenz. Gleich. (Er läuft geschwinde fort.)

Rosina. O, was das für Leute sind!

Checca. O, was für Verwirrungen!

Rosina. Was für Thorheiten begeht man nicht aus Liebe! (geht ab)

Checca. Was für Unordnungen entstehen nicht, wo keine Ueberlegung ist! (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Ein Zimmer, wie im ersten Aufzuge.

Anzoletto.

Anzoletto. Beym Teufel noch einmal, da ist doch kein Mittel ausfindig zu machen, die Sachen frey zu kriegen, und die Siegel wegzuschaffen. Kein Henker bekümmert sich um mich, kein Mensch will mir Geld borgen und Niemand will für mich gut sagen. Ich bin so voller Schulden, daß ich mich nicht mehr zu lassen weis; ich habe das Haus voll Arbeitsleute; ich habe eine Frau am Halse, die mir alles durchbringt. O, wenn ich mit meinem Onkel nicht uneins wäre, vielleicht wäre ich in bessern Umständen. Wenn ich mir vorstelle, daß ich noch darzu verheurathet bin, so giebt er mir vollends keinen Tropfen Wasser, und wenn ich vor Durst sterben sollte. O ich Narre, o ich dummer Teufel, der ich gewesen bin, daß ich mich verheurathet habe! Ich hätte es nimmermehr geglaubt, daß ich es so bald bereuen würde. Vierzehn Tage —

Sgualdo. Nun, mein Herr, da komme ich, Geld zu holen.

Anzol. Habe ich nicht gesagt: Morgen?

Sgualdo. Sie haben gesagt morgen, aber diese Leute sprechen heute. (Ey, ich habe die Sache mit dem Versiegeln erfahren, nun gehts nicht weiter.)

Anzol. Ihr habt ja nichts in dem Zimmer gemacht. Es steht ja noch alles, wie es war. Auch nicht einmal das Bette habt ihr hereingeschlagen.

Sgualdo.

Sgualdo. Ich habe es nicht hereingeschlagen, weil man mir verboten hat, daß ich es hereinschlagen soll.
Anzol. Wer hat ihm das dumme Zeug befohlen? (zornig.)
Sgualdo. Ihre Frau Gemahlinn.
Anzol. Wenn sie es befohlen hat, so mags gut seyn.
Sgualdo. Sie müssen mir die Rechnung bezahlen.
Anzol. Morgen soll sie bezahlt werden.
Sgualdo. Die Leute wollen nicht länger warten.
Anzol. Beym Henker! So sollen sie Prügel haben.
Sgualdo. Darüber dürfen sie gar nicht böse werden. Da die Leute das Ihrige gethan haben, so dürfen sie sie nicht mit Prügeln bezahlen.
Anzol. Sie sollen noch vor Abends bezahlt werden. Will er sonst noch was?
Sgualdo. Nun gut; geben sie mir nurs Wort.
Anzol. Ja, ich gebe ihnen mein Wort darauf.
Sgualdo. Merken sie es aber wohl; wenn wir diesen Abend nicht bezahlt werden, so gehen wir nicht vom Flecke. Kommt immer. (Er geht mit den Arbeitern ab.)

Zwölfter Auftritt.

Anzoletto, Prosdocimo, hernach Lucietta.

Anzol. Wenn sie nicht fortgehen, so werde ich wohl fortgehen müssen. Wenn ich nur meine Möbeln hätte, so könnte ich doch was davon versetzen.
Prosdocimo. Ist Niemand da?
Anzol. Was giebts, mein Herr? Zu wem wollen sie?
Prosd. Ich suche den Herrn Anzoletto Semolini.
Anzol. Der bin ich; was belieben sie?
Prosd. Ich soll ihnen ein gehorsamstes Compliment machen, von seiner Hochgebohrnen dem Herrn

Grafen Argagni, meinem hochzuehrenden Gönner, und er hat mir aufgetragen, Eurer Hochedlen zu sagen, daß es nun zween Monate sind, daß sie diese Wohnung gemiethet haben; daß er schon sechsmal, ohne das jetzigemal, welches das siebente ist, wegen des halbjährigen Hauszinses, den Eure Hochedlen voraus zu bezahlen schuldig sind, hergeschickt habe; er ersuchet sie demnach, denselben sogleich, ohne Verzug, und unmittelbar zu bezahlen, aliter würden es Eure Hochedlen nicht übel nehmen, wenn er zu demjenigen schritte, was ihm das Recht an die Hand giebt, als welches Eurer Hochedlen unfehlbar wohl bekanntl seyn wird.

Anzol. Ich danke ihnen; sie haben mir da eine schöne weitläuftige Rede gehalten.

Prosd. Eure Hochedlen sind gar zu gütig.

Anzol. Sagen sie nur ihrem Herrn Patron, daß ich ihm morgen aufwarten würde.

Prosd. Verzeihen sie mir, hochedler Herr. Welchen Tag im Monate haben wir denn das Morgen?

Anzol. Machen sie nur keine Weitläuftigkeiten. Kommen sie morgen her, und ich will sie bezahlen.

Prosd. Vergeben sie mir, erinnern sie sich wohl, wie vielmal sie schon gesagt haben: Morgen! Morgen?

Anzol. Ich gebe ihnen mein Wort; morgen sollen sie bezahlt werden.

Prosd. Aber, mein Herr —

Anzol. Aber mein Herr, aber mein Herr, gehen sie an Galgen.

Prosd. Unterthäniger Diener von Eurer Hochedlen. (Im Abgehen.)

Anzol. Ich bin ihr Diener.

Prosd. Hochzuehrender Gönner. (wie oben.)
Anzol. Leben sie wohl.
Prosd. Unterthäniger Knecht von Eurer Hochedlen. (geht ab.)
Anzol. Mit der Versiegelung im Kopfe und dem weitläuftigen Geplappere, das giebt eine hübsche Freude ab. Wo muß denn meine Frau und meine Schwester seyn, daß sie sich gar nicht sehen lassen? Doch sie werden schon kommen, sie werden schon kommen. Ich wollte lieber, daß sie nicht kämen.

Dreyzehnter Auftritt.

Lucietta und der Vorige.

Lucietta. Je, der Henker! Er ist doch da!
Anzol. Was will sie?
Luc. Wenn wird denn diese Arbeit fertig? Wenn kömmt denn der Hausrath her?
Anzol. Er wird schon herkommen. Habe sie nur Geduld, er wird schon herkommen.
Luc. Es ist ja schon Zeit zum Mittagsessen.
Anzol. Und was thut ihm denn das?
Luc. Womit soll ich denn decken, wenn ich kein Tischzeug habe?
Anzol. (O ich armer Mann!) Könnten wir es denn heute nicht einmal anders machen?
Luc. Ja, wenn ich keine Servietten herumlegen dürfte.
Anzol. Hat sie denn Tüschtücher?
Luc. Ich habe ihrer wohl, aber sie sind zerrissen.
Anzol. Könnte man sie denn nicht entzwey schneiden und Servietten daraus machen?
Luc. Gehen sie nur, ich sehe wohl, daß sie mit mir spaßen wollen. Sie werden bald wie ihre Frau

Liebste werden. Es dauert mich nur meine arme Mamsell; ich weis aber nicht, wie ich es anders machen soll; sie mag mir meine sieben Monate Lohn geben, den sie mir schuldig ist, dann will ich ihr nicht länger beschwerlich fallen. Ihre gehorsame Dienerinn. (geht ab.)

Anzol. Da kömmt die auch noch; weil sie keine Servietten bekommen kann, so wird sie böse und verlangt ihren Lohn. Was das für eigensinniges Volk ist! Ich muß alles erdulden; die andern wollen gar nichts leiden.

Vierzehnter Auftritt.

Cecilia und der Vorige, hernach Meneghina, alsdann Fabrizio.

Cecil. Weist du was Neues, mein lieber Mann?
Anzol. Nu, was ist es?
Cecil. Deine Schwester ist ein rechtes Plappermaul.
Meneg. Und deine Frau, mein Bruder, ist recht hochmüthig.
Cecil. Entweder sie, oder ich muß aus dem Hause. (geht ab.)
Menegh. Ich werde weg seyn, ehe man sich es versehen wird. (geht ab.)
Anzol. O wie wüthend!
Fabriz Nun da bin ich, diesen Mittag bey ihnen zu speisen.
Anzol. Hohl dich auch der Teufel. (geht ab.)
Fabriz. Ich bedancke mich für die Fuhre. (geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in der Checca Stockwerk.

Checca, hernach Rosina.

Checca.

Es ist wohl wahr, was man sagt, daß ein einziges Fünkchen ein ganzes Haus anstecken kann. Ja, man sieht oft, wie aus einer nichtsbedeutenden Sache große Folgen entstehen. Die Neugier, diese neue Wohnung und die junge Frau zu sehen, hat diesen großen Lärm verursachet. Ich sollte mich gar nicht mehr damit vermengen; eines Theils dauert mich aber mein Vetter, und die arme Mamsell Meneghina thut mir auch leid —

Rosina. He! Schwesterchen.

Checca. Was giebts?

Rosina. Lucietta, die Jungemagd da unten, hat mir aus dem Fenster gewinkt, daß sie was mit mir zu sprechen hätte.

Checca. Nun?

Rosina. Und hernach habe ich ihr gesagt, daß sie nur herauf kommen sollte.

Checca. Du hast nicht recht daran gethan. Mit dergleichen Leuten sollten wir uns gar nicht mehr einlassen?

Rosina. Du hast ja aber versprochen, daß du die Mamsell Meneghina wolltest rufen lassen?

Checca. Wenn ihr Onkel kömmt; dieses einzigemal will ichs noch geschehen lassen, daß sie zu mir kömmt; aber hernach nicht wieder, siehst du; niemals wieder; wir wollen uns gar nicht mehr drein mengen.

Rosina. Was sagst du es denn mir? Was gehts mich denn an?

Checca. Mit der Jungemagd mag ich gar keine Vertraulichkeit mehr haben.

Rosina. Ich weis nicht, was ich thun soll. Diesmal habe ich dich davon benachrichtiget; einandermal soll es nicht wieder geschehen. Soll ich sie wieder fortschicken?

Checca. Nein, nein; wir wollen doch hören, was sie will.

Rosina. Ich habe unten Lermen gehört, ich möchte doch wissen, was es gewesen wäre.

Checca. Meine liebe Schwester, mäßige doch deine Neugier. Was liegt dir denn daran, zu wissen, was andere Leute vorhaben? Wenn Luciette herauf kömmt und viel plappern will, so wollen wir sie kurz abfertigen, und sie nicht lange anhören.

Rosina. Ganz recht; ich thue alles, was du willst.

Zweyter Auftritt.

Luciette und die Vorigen, hernach Toni.

Lucietta. Gehorsame Dienerinn.

Checca. Willkommen.

Rosina. Willkommen, Luciettchen.

Luc. Ich habe mich unten weggeschlichen, ohne daß Jemand etwas davon weis; ich habe ihnen vieles zu erzählen, rechte wichtige Sachen.

Rosina. Ey, so erzähle sie doch, meine gute Lucietta.

Checca. Nu, fängst du schon an? (zur Rosina.)

Rosina. Ih, was habe ich denn gesagt? (zur Checca.)

Luc. Soll das mir gelten, Madam? Was habe ich denn gethan?

Checca. Bey mir mag ich keine Klatscherey haben.

Luc. Vergeben sie mir, ich kam nur her, ihnen zu erzählen — doch, wenn sie nicht wollen, so kann ich ja auch stille seyn. Madame! (Im Begriff abzugehen.)

Checca. Komme sie nur her; was wollte sie mir denn erzählen?

Rosina. (Sagte ich es nicht, daß meine Schwester neugieriger seyn würde, als ich?)

Luc. Ich wollte ihnen recht was Neues hinterbringen, sie wollen aber nicht, daß ich es sagen soll, daß ich plaudern soll.

Checca. Nur heraus damit, wenn sie mir was zu vertrauen hat.

Luc. Wissen sie also, daß bey uns Sachen von Wichtigkeit vorgehen.

Checca. Was denn für Sachen?

Luc. Der Herr ist in der äußersten Verzweiflung. Er kann nicht herräumen lassen. Sie haben ihm in jenem Hause die Sachen versiegelt, und hier hat er den Hauszins auch noch nicht bezahlt. Die Arbeitsleute wollen Geld haben. Ich kann m nen siebenmonatlichen Lohn auch nicht bekommen, den

er mir schuldig ist. Lauter wichtige Dinge, Madame, lauter wichtige Dinge.

Checca. Sie sind auch, in der That, wichtig.

Rosina. Ich muß darüber erstaunen.

Checca. Und was sagt denn seine stolze Dame darzu?

Rosina. Und was sagt denn das arme Kind, seine Schwester, darzu?

Luc. Die Mamsell weint und die Jungefrau tobet, wie eine Unsinnige.

Checca. Sage sie mir doch, wie hat er denn so viel Schulden machen können?

Luc. Aus Stolz, aus übeler Wirthschaft und aus Nachsicht, die er mit seiner allerliebsten Frau Gemahlinn gehabt hat.

Checca. Es sind ja aber erst vierzehn Tage, daß er verheurathet ist —

Luc. Ach, meine liebe Madame, was denken sie denn? Zwey Jahre sind es schon, daß er in sie verliebt ist, daß er im Hause ein und ausgehet, daß er alles verthut und sich ins Unglück stürzet.

Rosina Hat sie nichts zu ihm gebracht?

Luc. Nichts, von der Welt nichts.

Checca. Ist sie denn aber so eine vornehme Dame, wie sie sagt?

Luc. Ey nicht doch. Es hat mir eine gewisse Frau erzählt, die funfzehn Jahr in ihrem Hause gewesen ist, daß ihre Herrschaft öfters, wenn sie hat essen wollen, die Armbänder hat versetzen müssen.

Rosina. Es ist viel, daß eine Frau, die funfzehn Jahre in einem Hause gedienet, hat abziehen müssen.

Luc. Sie ist abgezogen, weil sie ihr ihren Lohn nicht gegeben haben. Ja, meine allerliebste Mamsell, die Dienstbothen sind nicht alle wie ich, sehen sie nur. Es sind nun schon sechs Monate, daß ich nichts kriege, und ich sage doch nichts; ich ließ mich für meine Herrschaft viertheilen.

Rosina. (Je ja, ja, du bist auch ein hübsches Thierchen!)

Toni. Madame, es wird nach ihnen gefragt.

Checca. Wer ist es?

Toni. Es ist Herr Lorenzino mit noch einem Alten.

Rosina. Es wird Herr Cristofolo seyn.

Luc. Meiner Mamsell ihr Onkel?

Checca. Ja, eben der. Weis sie was, mein Töchterchen, geh sie hinnunter, sehe sie zu, wie sie die Mamsell Meneghina auf die Seite kriegt, und sage sie ihr, daß sie zu mir kommen soll.

Luc. Gleich, gleich, Madame.

Checca. Aber nehm sie sich in acht, daß es ja Niemand hört.

Luc. Lassen sie mich nur machen. (im Begriff abzugehen.)

Rosina. Sie muß es auch sonst Niemanden sagen, versteht sie mich.

Luc. Was sie da reden! Kein Mensch, keine Seele, soll etwas davon erfahren. (wie oben.)

Checca. Sieht sie, es betrifft Sachen, die was auf sich haben.

Luc. Sie thun mir, in der That, Unrecht, Madame. Bin ich denn so eine Plaudertasche? Wenn es nöthig ist, so weis ich auch zu schweigen, und dann brächte kein Mensch ein Wort aus mir. Ich empfehle mich ihnen. (geht ab.)

Checca. Sagt dem alten Herrn, daß er hereinkomme; zu dem Herrn Lorenzino aber sagt, daß er fortgehe und hernach wiederkomme, oder daß er wärten möge. (zu Toni.)

Toni. Ganz wohl, Madame. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Checca, Rosina, hernach Cristofolo.

Checca. Und du, höre nur, geh du weg, so lange ich mit dem Herrn Cristofolo spreche, weil es sich nicht für dich schickt, daß du dabey bist.

Rosina. Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich mit zuhören könnte.

Checca. Siehst du nun, du bist die Neugierigkeit selber.

Rosina. Du aber nicht.

Checca. Ich höre das an, was man anhören darf.

Rosina. Und ich mag das nicht hören, was man nicht hören soll. (geht ab.)

Cristof. Ihr Diener, Madame.

Checca. Gehorsamste Dienerinn, hochzuehrender Herr Christofolo.

Cristof. Nicht doch, meine Wertheste, lassen sie mir das: Hochzuehrender, immer weg.

Checca. Wollen sie denn, daß ich meine Pflicht nicht beobachten soll?

Cristof. Ich mag nicht hochgeehrt seyn; ich habe mein Tage nichts nach dergleichen affektirten Wesen gefragt. Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich brauche, dem Himmel sey Dank, nichts, und die Titel will ich auch einem Jeden schenken.

Checca. Nu, wie sie befehlen. (Der ist recht nach der alten Art.) Ich bitte sie um Vergebung, wenn ich ihnen Mühe gemacht habe.

Cristof. Schon gut; ich bin bereit, ihnen zu dienen; wo ich es thun kann, so befehlen sie nur.

Checca. Setzen sie sich doch.

Cristof. Herzlich gern. Was macht Herr Fortunato? Wenn erwarten sie ihn wieder?

Checca. Ich habe nur noch gestern Briefe von ihm gehabt. Gegen das Ende der Woche muß er wieder hier seyn.

Cristof. Ja, ja, vielleicht kömmt er auf den Freytag mit der Ordinairen.

Checca. O, wenn es doch wahr wäre! Ich kann es kaum erwarten.

Cristof. Da es so ein braver Mann ist, so möchten sie ihn wohl immer bey sich haben, nicht wahr?

Checca. Wenn ich nicht bey ihm bin, so ist mir es nicht anders, als wenn ich mich verirret hätte. Ich frage nach gar nichts. Weder nach der Comödie, noch nach den Bällen, noch nach — kurz, nach gar nichts.

Cristof. So machen es ehrliche Weiber.

Checca. (Ich weis nicht, wo ich anfangen soll.) (für sich.)

Cristof. Nun, Madame Checca, was steht zu ihren Diensten?

Checca. Vergeben sie mir ja, mein lieber Herr Cristofolo, daß ich mir die Freyheit genommen habe.

Cristof. Mit mir brauchen sie keine Umstände zu machen. Ich bin ein guter Freund von ihrem Manne, und sie können alles frey heraussagen.

Checca. Wollten sie mir wohl erlauben, daß ich von einer gewissen Person mit ihnen sprechen dürfte?

Cristof. Von wem?

Checca. Von einer gewissen Person.

Cristof. Nur nicht von meinem Neffen; sonst können sie reden, von wem sie wollen.

Checca. O, um ihren Neffen bekümmere ich mich gar nicht.

Cristof. Das weis ich nicht. So viel aber weis ich, daß der Bösewicht hieher zu ihnen gezogen ist, und daß ich mir bald eingebildet hätte, daß sie mit mir von ihm sprechen wollten, und daß es nicht viel gefehlt hätte, daß ich so unhöflich gewesen und gar nicht zu ihnen gekommen wäre.

Checca. O, Herr Cristofolo, sie sind gar zu gütig.

Cristof. Nichts weniger! Ich bin recht böse auf den lüderlichen Menschen!

Checca. Und seine arme Schwester?

Cristof. Das ist auch eine Närrinn. Da ihre Mutter starb, wollte ich sie zu mir ins Haus nehmen, sie wollte aber nicht. Sie blieb lieber bey ihrem Bruder, mehrere Freyheit zu haben, weil man bey ihrem Onkel zeitig zu Bette geht, weil man nicht auf die Bälle läuft, weil man keine Comödien besucht. Das unverschämte Ding, sie mag es nur so forttreiben, sie wird schon sehen, was sie gemacht hat.

Checca. O, wenn sie wüßten, in was für Elende sich das arme Kind befindet.

Cristof. Ich weis alles. Meynen sie denn, daß ich nicht alles wissen sollte? Ich weis alles. Ich

weis,

weis, daß er bis über den Kopf in Schulden steckt; ich weis, daß er in zwey Jahren über zehen Tausend Thaler durchgebracht hat, und das Theils mit Spielen, aus Lüderlichkeit, oder weil er es seiner allerliebsten Frau an Hals gehangen hat. Das ist sein Unglück gewesen. So lange er das verwünschte Haus besucht hat, ist er gar nicht mehr derselbe Mensch gewesen. Er hat nichts mehr nach mir gefragt; er hat mich nicht einmal so gut geachtet, daß er mich besucht hätte. Wenn er mir auf der Gasse begegnete, so suchte er mir aus dem Wege zu gehen, weil ich keine schamarirten Kleider und keine kostbaren Manschetten trage. Ich weis auch, daß seine vornehme Gemahlinn von mir gesagt hat, daß ihr vor mir ekelte, daß sie sich meiner schämete, und daß sie mich, Zeit ihres Lebens, nicht Onkel nennen würde. Warte, bis ich dich erst Nichte heißen werde, du dummes, einfältiges, unverschämtes Weib.

Checca. (Nun sage ich weiter kein Wort mehr.)

Cristof. Vergeben sie mir, meine liebe Frau. Der Zorn macht, daß ich solche Reden ausstoßen muß. Und was wollten sie mir denn sagen?

Checca. Aber, mein lieber Herr Cristofolo, was kann denn das arme Kind, ihre Jungfer Nichte, dafür?

Cristof. Sagen sie mir nur, Madame Checca, und lassen sie uns aufrichtig mit einander reden, warum haben sie mich herrufen lassen?

Checca. Einer gewissen Angelegenheit wegen.

Cristof. Geht diese Angelegenheit sie selbst an?

Checca. Ja, mich auch mit, wenn sie wollen. Es betrifft aber eigentlich einen Vetter von mir.

Cristof. O, wenn es sie oder einen von ihren Anverwandten betrifft, so bin ich bereit, ihnen mit allen und überall zu dienen; es ist schon gut, daß sie nicht von meinem Neffen sprechen.

Checca. Aber von seiner Schwester?

Cristof. Auch von der nicht. (sehr zornig.)

Checca. (O wehe!) Nun gut; so will ich denn, wie ich schon gesagt habe, von meinem Vetter mit ihnen sprechen.

Cristof. Wer ist er denn?

Checca. Es ist eben derselbe, den ich zu ihnen geschickt hatte, sie zu mir zu bitten.

Cristof. Ha, ha, nun weis ichs.

Checca. Kennen sie ihn?

Cristof. Nein, ich habe ihn sonst noch niemals gesehen.

Checca. Er ist nicht lange von Universitäten zurück.

Cristof. Er muß mich kennen, weil er mich, da er mich unter Weges, auf der Gasse, antraf, anhielt und bis hieher zu ihnen begleitete.

Checca. O, er kennet sie ganz gewiß.

Cristof. Nun, und was will er? Was braucht er?

Checca. Was halten sie von dem jungen Menschen?

Cristof. Es scheint mir ein ganz ordentlicher Mensch zu seyn.

Checca. O, es ist in der That ein recht vortreflicher Mensch.

Cristof. Ja, er scheint von guter Gemüthsart zu seyn. Was nimmt er denn vor? Hat er keine Bedienung?

Checca. Er möchte eben gern wo ankommen.

Cristof. Ja, wenn er Gönner und gute Freunde hat, die können ihm wohl helfen.

Checca. Ja wohl.

Cristof. Und deswegen haben sie mich rufen lassen?
Checca. Ja, mein Herr, deswegen auch mit.
Cristof. Und sonst weiter um nichts?
Checca. Ich muß ihnen nur sagen, daß sich dieser junge Mensch gerne verheurathen wollte.
Cristof. Ey das ist schön! So ist es recht! Er hat noch nicht ausgewachsen und will sich schon verheurathen. Er hat noch kein Amt und will eine Familie ernähren. Nun habe ich schon einen andern Begriff von ihm, nun halte ich nicht das Geringste mehr auf ihn.
Checca. (Nun gehts gut.) Wenn er nun eine Frau, mit einer reichen Aussteuer, kriegen könnte?
Cristof. Und wenn er auch eine reiche Frau kriegen könnte —
Checca. Alsdann könnte er sich ja eine Bedienung kaufen.
Cristof. Nu, in dem Falle —
Checca. In dem Falle würde er nicht übel thun.
Cristof. In dem Falle braucht er mich auch nicht.
Checca. Ey, er braucht sie wohl.
Cristof. Mich? Das verstehe ich gar nicht.
Checca. (Nun werde ich gleich vollends damit herausplatzen.)
Cristof. (Sie spricht mir da so undeutlich, daß ich nicht weis, wo sie damit hinnaus will.)
Checca. Meyneten sie wohl, Herr Cristofolo, daß mein Vetter ein hübsches Mädchen mit einer guten Aussteuer antreffen sollte?
Cristof. Hat er selbst was?
Checca. Etwas weniges, und wenn er nun hernach ein Amt bekäme —

Cristof. Ja, ja, es ist ein ordentlicher Mensch, er kann wohl einmal eins bekommen.

Checca. Nun sagen sie mir doch, mein lieber Herr Cristofolo, wenn sie nun eine Tochter hätten, wollten sie sie ihm wohl geben?

Cristof. Ich bin ja nicht verheurathet. Ich habe keine Töchter, und es hilft also zu nichts, ich mag Ja oder Nein sagen.

Checca. Nun, hören sie nur: Wollten sie ihm wohl ihre Nichte geben?

Cristof. Ey, meine liebe Frau Checca, sie haben weder mit einem Blinden, noch mit einem Tauben zu thun. Ich merkte wohl, wohin sie mit ihrem Discurse zielten, und ich muß mich über sie wundern, daß sie mir mit dergleichen Dingen angestochen kommen. Ich habe ihnen ja gesagt, daß ich gar nicht davon reden hören will. Und wenn sie also sonst nichts bey mir wollen, so leben sie wohl. (Er steht auf.)

Checca. Hören sie doch —

Cristof. Ey, ich mag nichts mehr hören.

Checca. Ich meyne ja nicht —

Cristof. Sie sollen mir von den Leuten gar nichts mehr vorsagen.

Checca. Auch nicht von ihrer Nichte?

Cristof. Ich weis von keiner Nichte.

Vierter Auftritt.

Meneghina und die Vorigen.

Menegh. Ah, mein Onkel.

Cristof. Was ist das für eine Unbescheidenheit? (zur Meneghina.) Muß man ehrliche Leute so hintergehen? (zur Checca.)

Checca.

Checca. Wer hintergeht sie? Was sagen sie da? Will man ihnen das Geld aus dem Beutel stehlen? Wenn ich es gethan habe, so habe ich ein gutes Werk dadurch stiften wollen. Sie mögen nun wollen, oder nicht, so ist es doch ihre Nichte, die von ihrem Bruder betrogen worden ist, die sich in den elendesten Umständen befindet; ein Mädchen voller Verzweifelung thut nicht allemal das, was sie thun sollte. Wenn sie Gelegenheit hat, wo anzukommen, so muß die Ehre, das Mitleiden, die nahe Verwandtschaft und ihr guter Name einen Onkel bewegen, ihr beyzustehen und sie Standesmäßig und in gehöriger Art zu versorgen suchen. Wenn sie aber nicht wollen, so können sie es bleiben lassen. Was ich gethan habe, habe ich als eine gute Freundin gethan, und sie können es machen, wie sie wollen.

Cristof. Sind sie nun fertig, Madame?

Checca. Ich bin fertig, weil ich habe fertig seyn wollen, sonst wollte ich ihnen noch andere schöne Sachen vorsagen.

Cristof. Geben sie sich keine Mühe weiter, ich habe schon genug gehört. Und sie, Mamsell, was will sie von mir? (zur Meneghina.)

Menegh. Ach, mein lieber Onkel, ich verlange nichts. Was soll ich verlangen? Ich bin ein armes unglückliches Mädchen. Die Ausschweifungen meines Bruders haben auch mich mit betroffen.

Cristof. Warum hast du nicht zu mir ziehen wollen?

Menegh. Weil ich keinen Verstand hatte. Weil ich mich von meinem Bruder zu sehr einnehmen

Bayerische Staatsbibliothek München

lies. Liebster Onkel, ich bitte sie recht sehr um Verzeihung.

Checca. Nun das ist wahr! Ich dächte es müßte einen Stein in der Erde erbarmen.

Cristof. Ey, Madame, Mitleid haben ist eine ganz gute Sache; aber nur mit denen, die es werth sind, und nicht mit denen, die es misbrauchen.

Meneagh. Ach ich armes Kind! Wenn sie mir nicht beystehen, so habe ich mit Nähesten weder Dach noch Fach. Ich werde nicht wissen, wo ich des Nachts schlafen soll.

Cristof. Was sagest du da? Bist du tolle? Hat dein Bruder nicht einen großen Pallast gemiethet? Giebt er nicht sechzig Thaler Hauszins mehr?

Menegh. Ach, mein Onkel, sie beschämen mich mit Recht. Mit dem Pallaste hat es die Bewandniß: Er hat die Miethe noch nicht bezahlt und sie werden ihm heute oder morgen seine Sachen mitten auf die Gasse hinnaus schmeißen.

Cristof. So weit ist es mit diesem Unglücklichen schon gekommen?

Menegh. In dem vorigen Hause haben sie die Möbeln versiegelt, und ich kann nicht aus dem Hause gehen, weil ich keine Kleider anzuziehen habe.

Checca. Ich weis nicht, ob man auf der Welt in einem elendern Zustande seyn kann.

Cristof. Und was sagt denn die liebe Jungefrau darzu?

Menegh. Das kann ich ihnen nicht sagen, mein Onkel; aber das weis ich, daß ich mir, zu meinem größten Unglück, auch von ihr Schimpf und Schande muß anthun lassen.

Cristof. Und sie hat das Herz noch, dich zu kränken?

Checca. O ja, ich weis es selbst, sie begegnet ihr ärger, als eine Stiefmutter.

Cristof. (Mein Blut in Adern reget sich; sie bewegt mich zum Mitleiden.) Nun, Mamsell, und was gedenkt sie denn nun zu machen?

Menegh. Was sie wollen, mein Onkel. Hier bin ich, zu ihren Füßen; ich bin in ihren Händen.

Cristof. (Er wischt sich die Thränen ab.)

Checca. (Ach, nun haben wir ihn, wo wir ihn haben wollen.)

Cristof. Steh auf. Du bist es nicht werth; ich will aber doch zusehen, wie ich dir helfe; was ist denn nun deine Absicht?

Menegh. Ach, der Himmel segne sie. Sie haben völlig über mich zu befehlen.

Checca. Mein lieber Herr Cristofolo, sie sind schon in den Jahren; bey sich können sie sie unmöglich behalten: da sich nun eine Gelegenheit zum Heirathen für sie zeigt, warum wollen sie die Sache nicht zu Stande bringen?

Cristof. Wo ist denn die Gelegenheit?

Checca. Mit meinem Vetter.

Cristof. Womit will er sie denn ernähren?

Checca. Er hat selbst etwas weniges; er kann sich ja ein Amt kaufen.

Cristof. Ich muß ihn erst hören, ich muß ihn sehen, ich muß mit ihm sprechen.

Checca. Sollen wir ihn rufen lassen?

Cristof. Wo ist er denn?

Checca. Er wird nicht weit seyn.

Cristof. Ja, ja, nun verstehe ich es schon. Er wird schon da seyn. Es ist gewiß der, der mich abgeholt hat. Er wird hier seyn, er wird sich versteckt haben. Er wird warten, bis man ihn ruft. Ein abgelegter Karren, lauter ausstudirte Ränke, mich ins Netz zu locken, mich bey der Nase herum zu führen; ich weis von nichts, ich menge mich in nichts, und ich mag auch von nichts mehr wissen.

(geht ab.)

Checca. Ey ich lasse sie nicht fort, sie müssen mir ihr Wort geben. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Meneghina, hernach Rosina.

Menegh. Ach ich Unglückliche!

Rosina. Ey, Mamsell Meneghina, man muß den Muth nicht sinken lassen.

Menegh. Was soll ich aber machen?

Rosina. Ich habe alles an der Thür mit angesehen. Recht so, vernünftig, machen sie es nur wieder so, wie sie es gemacht haben. Werfen sie sich vor ihm auf die Knie, weinen sie, gerathen sie in Verzweifelung, thun sie, als wenn sie sich die Haare ausraufen wollten. Lorenzino, der arme Lorenzino, empfiehlt sich ihnen; er will vergehen, er weis sich nicht mehr zu lassen.

Menegh. Der arme Mensch! Was wollte ich nicht alles für ihn thun? Ich will meinem Onkel die Hand küssen, die Füße will ich ihm küssen, auf die Erde will ich mich vor ihm niederwerfen.

(geht ab.)

Rosina.

Rosina. Ey freylich! Wenn wir Frauenzimmer wollen, so muß es gehen; unsere Thränen können mehr ausrichten, als Schwerter und Spiese.

(geht ab.)

Sechster Auftritt.

Ein Zimmer in der neuen Wohnung.

Cecilia, der Graf und Fabrizio.

Der Graf. Nicht doch, Madame, seyn sie doch nicht so niedergeschlagen.

Cecil. Ja, ja, Herr Graf. Wer es nicht ist, der kann leicht aufgeräumt seyn und andere trösten. Nun, nun, dießmal hat es mich betroffen. (Sie wirft sich auf einen Stuhl.)

Fabriz. Das Sprichwort sagt wohl: Man hat wider jedes Ding ein Mittel, nur nicht wider den Tod.

Cecil. Wie einfältig, wie dumm ich gewesen bin! Ich hatte Gelegenheit, mich mit den Vornehmsten in der Stadt zu verheirathen und hätte überall bis über den Kopf in Golde gesteckt, und doch mußte ich mich mit einem einlassen, der mich gänzlich ins Elend gestürzt hat.

Der Graf. Sie werden sehen, daß das Uebel so groß nicht ist, wie man sagt.

Fabriz. Ich glaube, daß sich das Ding noch geben wird.

Der Graf. Einiger kleinen Schulden wegen darf eine Familie nicht gleich verzweifeln.

Cecil. (Sie steht auf.) Welch trauriges Schicksal zugleich auch für meinen Mann! Er läßt sich von so vielen um das Seinige bringen, und jetzt in

der größten Noth, kann er keinen einzigen Freund antreffen, der ihm helfen wollte. (Sie geht auf und ab.)

Fabriz. (Sie meynt sie damit.) (sachte zum Grafen.)

Der Graf. (Und ich glaube, daß sie es angeht.) (sachte zu Fabrizio.)

Cecil. Und eine Frau, wie ich bin, die so zärtlich erzogen worden! Die gewohnt ist, im Ueberflusse zu schwimmen! Die man wie eine Königin verehrt hat! (Sie wirft sich auf einen andern Stuhl.)

Der Graf. Sie werden allemal bedient und verehrt werden, Madame Cecilia.

Cecil. Ach, mein lieber Herr Graf, (sie steht auf,) wenn ich nicht mehr im Stande seyn werde, Gastereyen anzustellen, so wird sich Niemand groß um mich bekümmern. (Sie geht auf und ab.)

Der Graf. (Dießmal gieng sie es an.) (zu Fabrizio.)

Fabriz. (Sie wird uns wohl alle Beyde gemeynet haben.) (zum Grafen.)

Cecil. Aber wo Henker muß doch mein Mann seyn? Hat er sich versteckt? Ist er flüchtig geworden? Hat er mich in der Klemme gelassen? Ich schwöre es ihnen heilig zu, meine Sachen sollen sie mir gewiß nicht anrühren. (Sie geht auf und ab.)

Der Graf. Madame, ich wollte ihnen wohl rathen, daß sie nach ihrem Eingebrachten griffen.

Cecil. Wie soll ich denn das machen?

Fabriz. Wir wollen ihnen beystehen, wenn sie befehlen.

Der Graf. Wir wollen dahin gehen, wohin die Sache gehört, und alles thun, was dabey zu thun seyn kann.

Cecil. Nun so gehen sie; erzeigen sie mir wenigstens diesen kleinen Dienst.

Fabriz. Zeigen sie uns doch das Instrument über ihr Eingebrachtes.

Cecil. Was brauchen sie darzu erst ein Instrument?

Der Graf. Ja, gewiß, man braucht den Contrakt darzu, er mag nun öffentlich oder in Geheim gemacht worden seyn.

Cecil. Ey, ich will nicht haben, daß man sagen soll, daß ich Ursache an meines Mannes Falliment sey; das hat noch Niemand von meinen Anverwandten gethan, und ich mag die Erste auch nicht seyn.

(Sie geht auf und ab.)

Fabriz. (J, wissen sie denn nicht, daß sie nichts mitgebracht hat?) (zum Grafen.)

Der Graf. (Ich weis es besser, als sie.) (zu Fabrizio.)

Cecil. Und wo muß denn meine Schwägerin seyn? Ist die auch fortgegangen? Hat die mich auch im Stiche gelassen? Kann ich Niemanden zu sehen bekommen? Bekümmert sich Niemand um mich? Soll ich völlig in Verzweifelung gerathen? (Sie setzt sich.)

Der Graf. Wir sind ja da, Madam.

Fabriz. Ja, hier sind wir. Es mag daraus entstehen, was nur will, wir werden sie nicht verlassen.

Der Graf. Ums Himmels willen, Madam, fassen sie einen Muth.

Fabriz. Es geht schon auf vier Uhr und ich wollte ihnen wohl rathen, daß sie etwas Speise zu sich nähmen.

Cecil. Ich habe ganz andere Gedanken im Kopfe, als essen. Das Essen würde mir zu Gifte werden.

Der Graf. Gut, essen sie lieber etwas später, wenn sie mehr Apetit bekommen werden.

Fabriz. Wir bleiben da, wir wollen nicht weggehen. Die Uebrigen, die diesen Mittag mit ihnen essen sollten, sahen die Unordnung mit an und giengen wieder fort; wir sind aber viel getreuer, viel beständiger, wir wollen der Madam Cecilia zur Gesellschaft hier bleiben.

Der Graf. Aber, liebste Madam, ihr Magen wird darunter leiden müssen, und es ist mir nur um ihre Gesundheit zu thun.

Fabriz. Soll ich etwann dem Koche sagen, daß er ihnen eine Schokolate machen soll?

Cecil. Ich mag gar nichts. (Indem sie verdrüßlich aufsteht.) Ich hätte niemals geglaubt, daß Anzoletto so heimtükisch mit mir umgehen würde! Mir kein Wort zu sagen! Mir seine Angelegenheiten nicht einmal anzuvertrauen! Mir was weiß zu machen, was doch nicht wahr ist! So hätte er mir nicht begegnen sollen. Er hat mich verrathen, er hat mich unglücklich gemacht! (Sie wirft sich auf einen Stuhl.)

Der Graf. Madam, sie sind gar zu aufgebracht.

Fabriz. Ich wollte nicht, daß ihnen unsere Gegenwart länger zur Last wäre.

Siebenter Auftritt.

Anzoletto und die Vorigen.

Anzol. (Die arme Frau.)

Cecil. (Sie springt, mit Ungestüm, auf Anzoletten los.) Geh mir weg da, komm mir nicht zu nahe.

Anzol. Hier, nimm diesen Dolch, und bringe mich um.

Cecil.

Cecil. Einfältiger, unbesonnener Mann. (Sie nimmt den Dolch und wirft ihn weg.)

Anzol. Sieh nur selbst an, meine liebe Frau, in was für Umständen ich bin. Wenn mich alle verfolgen, so habe du doch wenigstens Mitleiden mit mir. Wenn ich Schulden gemacht habe, so glaube nur, daß es dir zu Gefallen —

Cecil. Was? Und du unterstehst dich, mir noch zu sagen, daß du meinetwegen Schulden gemacht hättest? Was hast du denn an mich gewendet? Wo sind denn die kostbaren Sachen, die du mir geschafft hast? Hast du wohl sonst was für mich ausgegeben, als zu den vier lumpichten Kleidern, und für die verwünschte Wohnung, wofür du aber den Hauszins noch nicht bezahlt hast? He? Was hast du denn sonst für mich ausgegeben? Was hast du denn meinetwegen weggeschmissen? Was für Schulden habe ich dir denn machen heißen?

Anzol. Es ist ja gut, mein Kind, du hast Recht. Ich habe dir nichts machen lassen, ich habe nichts für dich ausgegeben. Ich habe mein Geld ins Wasser geschmissen.

Luc. Wenn du mir dergleichen Dinge noch einmal sagest, so sollst du sehen, wie dir es gehen soll.

Anzol. Nein, mein Kind, ich will dir gar nichts mehr sagen. (Es ist so einerley.)

Der Graf. (Der arme geduldige Mann.) (zu Fabrizio.)

Fabriz. (Er verdient es. Er wußte ja, wer sie war.) (zum Grafen.)

Anzol. Wo ist denn meine Schwester?

Cecil. Was weis ich es? Ich habe sie in zwo Stunden nicht gesehen.

Anzol. Wenn sie nur nicht hingegangen ist zu —!
Cecil. Zu wem?
Anzol. Zu meinem Onkel.
Cecil. Bey solchen Umständen habe ich nichts dar-
wider. Wenn sie hingegangen ist, so hat sie recht daran gethan, und du könntest immer auch zu ihm gehen.
Anzol. Ich? Ich wollte mich nicht vor meinem Onkel demüthigen, und sollte ich darüber ins Gefängniß kommen!
Cecil. Ey, mein lieber Mann, bey solchen Umständen muß man gelinde Saiten aufziehen und in einen sauern Apfel beißen.
Der Graf. Sie haben Recht, Madam Cecilia.
Cecil. Schweigen sie nur, und bekümmern sie sich nicht um unsere Sachen. (zum Grafen.)
Fabriz. Ey, Madam, wir sind treue Diener und gute Freunde von ihnen beyderseits.
Cecil. Gute Freunde erkennet man in der Noth. Bey unsern jetzigen Umständen ist uns nicht mit weitläuftigem Geplaudere gedient, sondern mit der That.
Der Graf. Wenn ihnen meine Person beschwerlich fällt, so bin ich ihr gehorsamster Diener. (geht ab.)
Fabriz. Unterthäniger Diener von ihnen beyderseits. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Cecilia, Anzoletto, hernach Lucietta.

Cecil. Siehst du, was das für Freunde sind?
Anzol. Und das sagst du mir? Das sind Leute, die ich durch dich habe kennen gelernet.

Cecil.

Cecil. Schon gut; laß uns lieber von etwas anderm reden. Also willst du nicht zu deinem Onkel gehen?

Anzol. Ich gewiß nicht; ich getraue mich nicht, zu ihm zu gehen, weil ich weis, daß er mich, wenn ich auch zu ihm käme, auf eine schimpfliche Weise wieder fortjagen würde.

Cecil. Wenn ich nur mit ihm sprechen sollte.

Anzol. Du würdest auch nichts ausrichten.

Cecil. Warum sollte ich denn nichts ausrichten?

Anzol. Weil er auf dich weit erzürnter ist, als auf mich.

Cecil. Glaube mir nur, daß ich ihn schon zu besänftigen wissen würde.

Anzol. Du ihn besänftigen? Du, mit deiner erstaunlichen Hitze, wolltest ihn besänftigen?

Cecil. Ey ich sehe nun wohl, daß die Hitze jetzt zu nichts mehr hilft.

Anzol. Aber gegen deinen Mann geht es doch noch an.

Cecil. Und du unterstehst dich, mich bey meinem großen Unglücke, noch so zu kränken? I, so geh du doch hin, dummer, einfältiger Mann.

Anzol. Stille, stille, ich sage nichts mehr; geh hin, mache, was du willst, laß dich hinfahren und besuche ihn; mache es, wie du selber denkest.

Cecil. Komm du auch mit.

Anzol. Nein, ich gehe gewiß nicht mit.

Cecil. Ein großer Mann und wenig Verstand. So laß deine Schwester mit mir hingehen.

Anzol. Wenn sie mitgehen will.

Cecil. Sie muß wohl mitgehen.

Anzol. Jetzt wollen wir gleich erfahren, wo sie ist. Lucietta!

Neunter Auftritt.

Lucietta und die Vorigen.

Luc. Mein Herr. (von innen.)
Anzol. Komme sie doch her.
Luc. Zu dero Befehl.
Cecil. Es ist besser, wenn deine Schwester mit mir geht, weil mich Herr Cristofolo nicht kennet, da er mich niemals gesehen hat, und hernach kann sie das Ihrige auch mit bey der Sache thun. Laß mich nur machen, ich will ihr unter Weges schon sagen, was sie zu thun hat.
Anzol. Wo ist meine Schwester?
Luc. Ich weis es nicht. (zerstreuet.)
Cecil. Und sie weis es nicht?
Luc. Nein, in der That, nicht. (wie oben.)
Anzol. Nur heraus damit, ich will wissen, wo sie ist.
Luc. Ich wills ihnen wohl sagen, aber sie müssen mich nicht verrathen.
Anzol. Nein, nein, ich will es nicht wiedersagen.
Cecil. Nun, wir werden doch die schöne Neuigkeit erfahren.
Luc. Sie ist da oben, bey den Frauenzimmern, die über uns wohnen.
Cecil. Was macht sie da?
Anzol. Sie wird ihnen vielleicht alles erzählen wollen?
Luc. Ich will es ihnen wohl sagen, aber reden sie ja kein Wort davon.
Anzol. Nicht doch, ich werde nichts sagen.

Luc. Wissen sie, wer noch oben ist?
Cecil. Es wird der widrige Lorenzino seyn.
Luc. Je freylich ist er auch da. Es ist aber noch Jemand da.
Anzol. Und wer denn?
Luc. Herr Cristofolo.
Anzol. Mein Onkel?
Cecil. Dein Onkel wäre da oben?
Luc. Ja doch, Madam; aber stille!
Cecil. Nun frisch, komm mit mir. (zu Anzoletto.)
Anzol. Wohin denn?
Cecil. Komm mit mir, sage ich dir.
Anzol. Ich gehe nicht mit.
Cecil. Komm, Dumkopf, und sieh, was du für eine Frau hast. (Sie nimmt ihn beym Arme und führt ihn mit sich fort.)
Luc. Wenn es einmal so ist, so mag es immer seyn. Ich will auch mitgehen. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Checca.

Checca, Meneghina, Cristofolo und Lorenzino.

Checca. Ey, es lebe Herr Cristofolo. Es lebe sein gutes Herz, seine Liebe und seine Gütigkeit; der Himmel lasse es ihm wohlgehen für das Gute, das er dieser armen Mamsell erzeiget hat.
Menegh. Gewiß, seine Gütigkeit hat mich ganz wieder lebendig gemacht.

Lorenz. Auch ich werde mein ganzes Glück auf dieser Welt jederzeit meinem Onkel zu verdanken haben.

Cristof. Nur sachte, mit dem Onkel, weil ich es noch nicht bin. (zu Lorenzino.)

Checca. Ih, wenn er ihre Nichte noch nicht geheirathet hat, so kann er sie ja noch heirathen. Wenn sie heute sein Onkel noch nicht sind, so können sie es ja morgen werden.

Menegh. (O, er macht, daß mir das Herz bebet.)

Lorenz. Ich bin schon mit dem zufrieden, was er mir gesagt hat. So ein Mann, wie er, ist nicht im Stande, sein Wort zurück zu nehmen. (zur Meneghina.)

Checca. Sollte es nicht gut seyn, wenn wir ein Paar Zeilchen darüber aufsetzen ließen?

Cristof. Was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt und halte es auch. Er soll meine Nichte haben. Ein Amt will ich ihm auch kaufen; ich muß aber zuvor wissen, ehe wir den Contrakt schließen, wohin ihres Vaters Vermögen gekommen ist. Fideicommisse lassen sich nicht verthun; sie muß ihren Theil davon haben; wenn es ihr Bruder verhypothecirt hat, so müssen wir es, von Rechtswegen, wieder frey machen. Ich will thun, was ich thun kann; ich will ihr von den Meinigen geben, wenn es nöthig ist; aber für einen einfältigen Mann will ich auch nicht angesehen seyn.

Checca. (Ich habe nichts darwider; und hierinne kann ich ihm auch nicht Unrecht geben.)

Menegh. Ey, ey, wer weis, wie viel Zeit darzu gehört!

Lorenz. Könnten denn dergleichen Sachen nicht hernach ausgemacht werden?

Cristof. Ihr jungen Leute verstehet davon nichts. Laßt ihr mich nur sorgen.

Eilfter Auftritt.

Rosina und die Vorigen.

Rosina. Meine liebe Checca, auf ein Wort.

Checca. Gleich, meine Schwester; mit Erlaubniß. (Sie nähert sich Rosinen, sie sprechen heimlich unter einander und Checca giebt ihre Verwunderung zu erkennen.)

Menegh. Wo soll ich denn indeß bleiben, mein Onkel?

Cristof. Komm du zu mir.

Lorenz. Darf ich auch hinkommen, sie zu besuchen?

Cristof. Ja, mein Herr, wenn ich zu Hause bin.

Menegh. (O, was werde ich da für ein gezwungenes Leben führen müssen!)

Checca. (Ja, was kann man machen? Weil sie einmal da sind, so kann man es nicht anders machen. Es thut mir nur leid, daß ich es ihnen nicht abschlagen kann.) Mamsell Meneghina, thun sie mir doch den Gefallen, und gehen sie mit meiner Schwester ein Bischen auf die Seite, ich habe etwas weniges mit dem Herrn Cristofolo zu sprechen.

Menegh. Recht gern. (Machen sie doch, daß er sich gleich entschließt.) (zur Checca.) (O, ich bin versichert, daß er es thun wird.) (vor sich und geht ab.)

Checca.

Checca. Herr Lorenzino, wollten sie mir wohl einen Gefallen thun?

Lorenz. Von Herzen gern, befehlen sie nur.

Checca. Seyn sie also so gütig und gehen sie mir einmal auf die Post, und sehen sie, ob etwann Briefe von meinem Manne an mich da sind.

Lorenz. Soll ich jetzt gleich gehen?

Checca. Ja. Es sind ja nur zween Schritte. Gehen sie und kommen sie gleich wieder.

Lorenz. Werden sie auch weggehen, Herr Onkel?

Checca. Er wird nicht weggehen, bis sie wiederkommen.

Lorenz. Nun, so will ich gehen und gleich wieder da seyn. (Er läuft geschwinde fort.)

Zwölfter Auftritt.

Checca und Cristofolo.

Cristof. Ich muß aber auch fort. Ich bin ein alter Mann. Ich habe meine gewissen Stunden, da ich esse; und heute habe ich, dieser Sache wegen, noch nicht zu Mittage gegessen.

Checca. Mein lieber Herr Cristofolo, weil sie einmal so gütig sind, so warten sie immer noch ein kleines Bischen. Sie erzeigen mir einen rechten großen Gefallen dadurch; hören sie nur noch ein Paar Worte von einer andern gewissen Person an.

Cristof. Beym Henker! wenn es mein Neffe ist, so höre ich ihn durchaus nicht an.

Checca. Nein, es ist ihr Neffe nicht.

Cristof. Nu, wer ist es denn?

Checca. Aber, mein Lieber, sie müssen auch nicht böse werden. Es ist die junge Frau ihres Neffen.

Cristof. Was will die bey mir? (Mit Verdruß.)
Checca. Ich weis es wahrhaftig nicht.
Cristof. Beym Teufel! Das haben sie gewiß so angestellt; ich weis aber nicht, ob ich werde können an mich halten. Ich verspreche es ihnen auch nicht, weil ich den Kopf schon so voll habe; und wenn ich hernach losziehe, so sagen sie nur nicht, daß ich ihr Haus nicht genug respektire.
Checca. O, machen sie es, nach ihrem Belieben, und sagen sie, was sie wollen.

Dreyzehnter Auftritt.

Cristofolo, hernach Cecilia.

Cristof. Diese Dame, die da spricht, daß ihr vor mir ekele, würde mich wohl für gut halten, wenn ich etwas von meinem Vermögen wegschmeißen wollte. Aber es wird nichts draus werden. Ich will sie nur sehen, um ihr meine Meynung zu sagen. (Er setzt sich nieder.)
Cecil. (O, das ist ein saurer Schritt; aber ich muß ihn thun.)
Cristof. (Ho, ho, die sieht ja wie ein Kriegsschiff aus.)
Cecil. Unterthänige Dienerin.
Cristof. Ihr Diener.
Cecil. Erlauben sie mir, daß ich ihnen meine Aufwartung machen darf?
Cristof. Nach ihrem Belieben.
Cecil. Könnte ich wohl die Ehre haben, mich neben sie zu setzen?
Cristof. Setzen sie sich nur. (Er schiebt seinen Stuhl zurück.)
Cecil. Warum setzen sie sich denn von mir weg?
Cristof. Damit ihnen der Geruch von Fette nicht beschwerlich falle.

Cecil. Nicht doch, mein Herr, kränken sie mich doch nicht mehr, da ich schon genug gekränkt bin. Thun sie mir den Gefallen, und rücken sie näher zu mir.

Cristof. Nein, sehen sie, es möchte ihnen vor mir ekeln.

Cecil. Liebster Herr Onkel —

Cristof. Was wäre das, Onkel? (Er kehrt sich mit Ungestüm herum.)

Cecil. Schreyen sie doch nicht so entsetzlich, und lassen sie uns den Leuten nicht zum Gelächter werden. Ich bin ja nicht Schreyens wegen hergekommen; ich verlange auch nichts von ihnen; ich komme blos deswegen her, um ihnen meine Hochachtung, meinen Respekt zu versichern und wenn sie auch glaubten, daß es aus eigennützigen Absichten geschähe, so sollten sie sich doch, als ein Mann von Lebensart, mit alle den Gründen, die sie haben können, misvergnügt über mich zu seyn, gelassener bezeigen, und ein rechtschaffenes Frauenzimmer anzuhören würdigen, das sich vor ihnen demüthiget, sie bittet und bey ihnen Vergebung sucht. Ich verlange ja weiter nichts, als daß sie mich anhören sollen. Ich verlange nichts, ich habe nichts zu fodern und will auch nichts. Wollten sie also wohl so ungütig seyn, und mich nicht anhören?

Cristof. Reden sie nur, Madam, sagen sie, was sie sagen wollen, hernach werde ich auch anfangen. (Sie mag immer reden, ich will ihr alsdann meine Meynung auch von der Brust weg sagen.)

Cecil. Ich werde es kurz machen, weil es schon spät wird, und weil mir, wegen meines Unglücks, jetzt alle Augenblicke kostbar sind. Ich bin die Frau ihres Neffen. Ihr Neffe ist der Sohn ihres Bruders, daß wir also nicht näher mit einander verwandt

seyn könnten. Ich weis, daß sie auf mich und auf meinen Mann böse sind, und daß sie Ursache über Ursache darzu haben. Aber sehen sie nur, ich bin jung, und schäme mich nicht, es zu gestehen, daß ich bisher einen wunderlichen Kopf gehabt habe, und zu meinem Unglück ist Niemand da gewesen, der mir es gesagt, oder der mich gebessert hätte. In meinem Hause, muß ich sagen, hatte man gar zu viel Nachsicht mit mir, und man war mir zu gut, daß endlich daraus übele Folgen entspringen mußten. Mein Mann, den sie besser kennen, als ich, hat ein gutes Herz, und hat sich eben, seines allzu guten Herzens wegen, unglücklich gemacht. Ohne zu wissen, wie die Sachen stunden, verlangete ich immer mehr von ihm, als ich sollte, und er, um mich nicht zu erzürnen, that mehr, als er konnte. Von dem Herrn Onkel habe ich übel gesprochen, das ist wahr, und zwar recht sehr übel. Allein sehen sie nur, in was für einer Stellung ich hier erscheine. Diejenigen, die mich so prächtig gehalten, die mir diese stolzen Kleider zu tragen erlaubt, die haben mir Lehren beygebracht, die ihren Grundsätzen, ihrer Klugheit und ihrer Denkungsart ganz zuwider sind; und wenn mein eigener Vater so gekleidet gegangen wäre, wie sie da gehen, so hätte ich von ihm auch übel geredt. Das sind alles Folgen der Erziehung; alles Wirkungen der Nachsicht meines Mannes, des weiblichen Stolzes und der wenigen Einsicht der Jugend. Was kann aus solchen schlimmen Grundsätzen nicht alles entstehen? O! Blut sollte ich jetzt weinen, wenn ich den unglücklichen Zustand bedenke, in dem wir uns, mein ar-

mer Mann und ich, befinden. O was für Schulden! Wie viel Unglück! Welches Elend! Die Grundstücke verhypothecirt, die Möbeln versiegelt, gerichtliche Citationen, Seqvestrationen, und noch oben drein ein Capturbefehl, Herr Onkel, ein Capturbefehl. Mein armer Mann kann nicht sicher mehr ausgehen. Wenn ich nach Hause komme, und diese Kleider von mir werfe, so vermuthe ich mir, daß sie ihn eben einführen werden. Auf der Welt habe ich sonst nichts mehr. Morgen sind wir ohne Wohnung. Wir haben keinen Bissen Brod. Jedermann spottet darüber, Jedermann verachtet uns; mein Mann ist der ganzen Stadt zum Hohngelächter geworden. Und wer ist er, mein Mann? Es ist Anzoletto Argagni, er ist aus der Familie dieser braven, ehrlichen Leute, die zu allen Zeiten das Beyspiel der Redlichkeit und Rechtschaffenheit gewesen und noch sind. Er ist der Neffe des Herrn Cristofolo, und ich bin seine Frau; ein unglückliches Paar, das sich seiner übeln Aufführung wegen ins Elend gestürzet hat; das aber nunmehr, da es durch eben dieses Elend klüger geworden, seine Lebensart ändern will, und das, um es dahin zu bringen, seinen gütigen Onkel um Vergebung, Mitleiden, Beystand, mit Herz und Mund, mit thränenden Augen und mit der vollkommensten Aufrichtigkeit, bittet.

Cristof. (Ich bin nicht im Stande, ihr zu antworten.)

Cecil. Jetzt, da sie so gütig gewesen sind und mir zu reden erlaubt haben, jetzt reden sie auch, schütten sie ihr Herz aus, und rächen sie sich, weil sie Ursache darzu haben.

Cristof. O, ich müßte viel sagen — Ihr wißt, daß ich Ursache darzu habe — desto schlimmer, daß ihr es wißt, daß ich Ursache darzu habe.

Cecil. (Er sagt schon Ihr; das ist ein gutes Zeichen.)

Cristof. Wenn alles das, was ich da gehört habe, wahr wäre —

Cecil. Sie glauben nicht, daß wir in solcher Betrübniß, in solchem Elende sind —

Cristof. Davon rede ich ja nicht; ich sage nur, wenn es wahr wäre, daß sie und ihr Mann es bereueten, und ihre Lebensart änderten, so wäre ich doch wohl noch im Stande, ob ich es gleich nicht schuldig bin, weil alles was ich habe, mein eigen Erworbenes ist, ihnen aus gutem Herzen beyzustehen.

Cecil. Hören sie nur. Mir sollen sie nicht glauben. Ich bin ein Frauenzimmer, ich bin noch jung. Heute denke ich so, morgen könnte ich wieder anders denken. Hören sie nur meinen Mann an. Lassen sie sich das Wort von ihm geben. Was der Mann will, damit muß die Frau zufrieden seyn, und das müßte eine nichtswürdige Frau seyn, die ihren Mann zweymal ins Unglück zu bringen suchete.

Cristof. (Sie bezaubert einen ganz mit ihren Reden.) Wo ist denn der Taugenichts?

Cecil. Komm, komm, Männchen, die Vorsicht verläßt uns nicht.

Cristof. (Der ist auch da. Das Haus ist ja ein ordentlich Hospital unglücklicher Leute.)

Vierzehnter Auftritt.

Anzoletto und die Vorigen.

Anzol. Ah, mein Onkel, ich getraue mich nicht, vor ihnen zu erscheinen.

Cristof. Nur kurz. Ein Verzeichniß von euren Schulden. Eine Abtretung eures Vermögens an mich. Eine völlige Entschließung, gut zu thun, und euer Onkel, Undankbarer, wird alle das Mitleiden für euch haben, das ihr nicht verdient, sondern das ihm sein gutes Herz eingiebt.

Anzol. Ich verspreche ihnen, ich schwöre es ihnen zu, daß ich allemal ihrem guten Rath und Willen folgen werde.

Cristof. Ich will den Hauszins für die neue Wohnung bezahlen; aber gebt sie auf, es ist kein Haus für euch.

Cecil. Liebster Onkel, sie werden uns doch ein Stübchen in ihrem Hause einräumen.

Cristof. Ich habe keinen Platz.

Cecil. O ja, wenigstens nur so lange, bis wir ein anderes haben.

Cristof. Geh sie, Leichtfertige, sie weis es lange. Komme sie immer zu mir; aber die Kleider lege sie mir ab. Anständigkeit, Artigkeit, das geht an, aber alles mit Bescheidenheit; und überhaupt vergesse sie mir nicht, Gesellschafts-Cavalier leide ich in meinem Hause gar nicht.

Cecil. O, ich kann sie versichern, daß ich so einen Ekel vor denen habe, die mich bisher besucht haben, daß es gar nicht zu besorgen ist, daß ich mich jemals wieder von ihnen hintergehen lassen werde.

Funfzehnter und letzter Auftritt.

Checca und die Vorigen, hernach Meneghina, Rosina, Lorenzino, alsdann Lucietta.

Checca. Also ist alles richtig?

Anzol. Durch die Güte des Himmels und meines lieben Onkels Beystand ist nunmehr alles richtig.

Menegh. Und ich, Herr Onkel, ich darf doch bey ihnen wohnen?

Cecil. Ich werde auch zu unserm Onkel ziehen.

Menegh. Sie auch? (mit Verdruß.)

Cristof. (Ich höre es schon. Von zwey Frauenzimmern in einem Hause wollte ich mich nicht gern närrisch machen lassen. Es ist am Besten, wenn ich mich von einer losreisse.) Madam Checca, wenn ich ihnen einen Gefallen gethan habe, so müssen sie mir nun auch einen thun.

Checca. Jh, ih, befehlen sie nur.

Cristof. Wollten sie wohl zugeben, daß die Hochzeit meiner Nichte Meneghina mit dem Herrn Lorenzino in ihrem Hause vor sich gienge?

Checca. Von Herzen gern.

Lorenz. Hochzeit, Hochzeit. (tanzend.)

Menegh. Und das mit mir, mit mir. (tanzend.)

Checca. Wir wollen sie lieber gleich machen.

Cristof. Ja, jetzt gleich.

Checca. Kinder, gebt einander die Hände.

Menegh. Sind sie es zufrieden, Herr Onkel?

Cristof. Ich bin es zufrieden. Frage doch deinen Bruder auch darum.

Menegh. Bist du es zufrieden? (zu Anzoletto.)

Anzol. Ja, Schwesterchen; alles, was der Onkel macht, das ist gut gemacht.

Cecil. (Also ist sie doch so unglücklich nicht, wie du sagtest?) (zu Anzoletto.)

Anzol. (Mein gutes Weibchen, ich sagte nur so, weil ich nicht wußte, wie ich sie ausstatten sollte.)

Checca. Nun gebt einander die Hände.

Lorenz. Das ist meine Frau.

Menegh. Und das ist mein Mann. (indem sie einander die Hände geben.)

Rosina. Ich freue mich, Mamsell Meneghina.

Menegh. Ich danke ihnen recht sehr, Mamsell Rosina.

Cristof. Und ihr beyde kommt mit mir; wenn ihr vernünftig werdet, so ist es desto besser für euch. (zur Cecilia und Anzoletto.)

Anzol. Meine beste Frau, das Glück habe ich dir zu danken.

Cecil. Wenn ich Ursache an mancherley Unordnungen gewesen bin, so habe ich ihnen auch wieder abzuhelfen gewußt. Unter andern ungereimten Einfällen, die ich angegeben habe, ist auch dieser mit der neuen Wohnung; aber auch aus diesem Uebel ist, zufälliger Weise, etwas Gutes entstanden. Ohne diese Wohnung wären wir mit diesen Frauenzimmern nicht so genau bekannt geworden, und also wäre das auch nicht geschehen, was geschehen ist. Lassen sie uns also immer die neue Wohnung loben; doch nein, wir wollen sie nicht selbst loben; es mögen sie diejenigen loben, oder verwerfen, die es thun können, die es verstehen, und die gegen uns voller Gütigkeit, voller Gefälligkeit und voller Liebe sind.

Ende des Lustspiels.

Die

Schlaue Wittwe.

Ein Lustspiel.

Personen.

Rosaura, des Stefanello de' Bisognosi Wittwe und des Doktors Lombardi Tochter.

Eleonora, ihre Schwester.

Pantalon de' Bisognosi, Rosaurens Verwandter und Eleonorens Liebhaber.

Der Doktor Lombardi, aus Bologna, Vater dieser zwo Schwestern.

Mylord Runebif, ein Engländer.

Monsieur le Blau, ein Franzose.

Don Alvaro, aus Castilien, ein Spanier.

Der Graf von Bosco nero, ein Italiener.

Marionette, eine Französinn, Rosaurens Kammermädchen.

Harlekin, ein Aufwärter im Gasthofe.

Birif, des Mylords Kammerdiener.

Foletto, des Grafens Bedienter.

Bediente vom Pantalon.

Ein Caffeschenke und seine Aufwärter.

Der Schauplatz ist in Venedig.

Die schlaue Wittwe.

Die schlaue Wittwe.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Nacht.

Ein Zimmer im Wirthshause, mit einem runden gedeckten Tische, worauf verschiedene gefüllte Flaschen und kleine Gläser auf Credenztellern, ingleichen zween Teller mit Servietten und angezündete Lichter stehen.

Mylord Runebif, Monsieur le Blau, Don Alvaro, der Graf von Bosco nero.

Sie sitzen alle an der runden Tafel, mit gefüllten Gläsern in der Hand, singen ein französisches Liedchen, das Monsieur le Blau angefangen hat und von den andern nachgesungen wird; hierauf sagt

Monsieur

Monsieur le Blau.

Es lebe die Bouteille, es lebe die Freude!

Alle. Sie sollen leben.

Der Graf. Unser Wirth hat uns wirklich diesen Abend recht gut zu essen gegeben.

Mons. le Blau. Es gieng noch mit; ihr Herren Italiener habt im Essen gar nicht den rechten französischen Geschmack.

Der Graf. Wir haben ja eben auch französische Köche.

Mons. le Blau. Das weis ich wohl; sobald sie aber nach Italien kommen, vergessen sie ihre gute Art zu kochen. O wenn sie sehen solten, wie man zu Paris ißt! Da klügelt man recht über eine Sache.

Mylord. Ihr Franzosen habt beständig den närrischen Gedanken im Kopfe, daß es keine andere Welt giebt, als Paris. Ich bin ein guter Engländer, aber von London spreche ich niemals.

Alvaro. Ich muß nur lachen, wenn ich Paris loben höre. Madrid ist die Hauptstadt von der ganzen Welt.

Der Graf. Meine Herren, ich will mit ihnen als ein wahrer Italiener sprechen. Die ganze Welt ist ein Land, und man befindet sich überall wohl, wenn man Geld im Beutel und ein freudiges Herz hat.

Mons. le Blau. Recht so, mein Freund, es lebe die Freude. Nach einer guten Abendmahlzeit sollten wir nun auch ein hübsches Mädchen zur

Gesell-

Gesellschaft haben. Die Sonne wird bald aufgehen, wir könnten uns also die Mühe ersparen, zu Bette zu gehen. Was sagen sie aber zu der schönen Wittwe, die wir diese Nacht, auf dem Balle zu bedienen, die Ehre hatten?

Mylord. Sie war sehr hübsch, sehr artig.

Alvaro. Sie hatte ein ernsthaftes Wesen, zum Entzücken, an sich.

Monsieur. Sie kam mir wie eine Französin vor; sie besaß die völlige Lebhaftigkeit der französischen Demoiselles.

Der Graf. Gewiß, Madam Rosaura ist eine sehr artige, verehrungswürdige Frau, die von Jedermann hochgeschätzt wird, (und von diesem Herzen angebetet.)

Monsieur. Allons; Madam Rosaura soll leben!

(Er schenkt allen Wein ein.)

Alvaro. Es lebe Donna Rosaura.

Mylord. } Sie lebe.
Der Graf. }

(Monsieur le Blau fängt dasselbe französische Liedchen wieder an, und alle wiederholen die letzte Zeile.)

Zweyter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harlekin bleibt mit Verwunderung stehen, und hört das Liedchen an. Nachdem es zu Ende ist, nähert er sich dem Tische, schenkt sich ein Glas Wein ein, singt eben dasselbe Lied mit, trinkt und geht drauf mit dem Glase wieder fort.

Der Graf. Das war recht, Herr Küper! Ich lobe seinen Witz.

Alvaro. Und ihr andern lacht über dergleichen Narrenpossen? In Spanien hätte ein solcher Kerl mit dergleichen Grobheit funfzig Prügel verdient.

Monsieur. Und in Frankreich würde ein solcher sein Glück machen. Witzige Köpfe finden dort Beyfall.

Mylord. Ihr Herren Franzosen haltet nur viel von witzigen Köpfen, wir Engländer aber von vernünftigen.

Monsieur. Lassen sie uns wieder auf unsere vorige Rede kommen. Die Wittwe liegt mir immer noch am Herzen.

Alvaro. Ich seufze schon nach ihr.

Der Graf. Ich rathe ihnen, daß sie dergleichen Gedanken nicht nachhängen.

Monsieur. Warum nicht?

Der Graf. Weil Madam Rosaura nach Mannspersonen nichts fragt, eine Feindin von Liebe und aller zärtlichen Eindrücke unfähig ist. (Nur gegen mich ist sie gefällig und gütig.)

Monsieur. Ey, und wenn sie so wild, wie ein Tyger wäre, wenn ein rechter Franzose, wie ich bin, über sie kömmt, und ihr einige von unsern witzigen Einfällen vorsagt, die blos darzu gemacht sind, die Damen zu bezaubern, so schwöre ich ihnen, daß sie sie gleich seufzen und um Mitleiden bitten sehen sollen.

Alvaro. Das wäre das erste Frauenzimmer, das gegen den Don Alvaro di Castiglia unempfindlich wäre. Leute von meinem Stande haben das Privilegium, daß alles Frauenzimmer ihnen nachlaufen muß.

Der Graf. Und doch werden sie bey dieser, weder mit dem französischen freyen Wesen, noch mit der

spanischen Gravität nichts ausrichten. Ich weis, was ich sage; ich kenne sie und glauben sie nur ihrem guten Freunde.

Monsieur. Diese Nacht wurde ich gewahr, daß sie mich so aufmerksam betrachtete, daß ich den Eindruck recht deutlich sehen konnte, den meine Augen auf ihr Herz gemacht hatten. Und, ah!, da ich ihr, bey der letzten Menuet die Hand gab, sprach sie so zärtlich mit mir, daß es nicht viel fehlte, sie wäre vor mir auf die Füße niedergefallen.

Alvaro. Es ist meine Gewohnheit nicht, mich der Gefälligkeiten von Frauenzimmern zu rühmen, sonst könnte ich ihnen vieles zu ihrer Beschämung sagen.

Der Graf. (Ich brenne vor Eifersucht.)

Monsieur. Monsieur Pantalon, ihr Vetter, ist mein guter Freund. Er wird mich schon in ihrem Hause bekannt machen.

Alvaro. Der Doktor, ihr Vater, dependirt von mir. Der soll mein Begleiter seyn.

Der Graf. (Ich werde schon darauf bedacht seyn, wie ich ihnen zuvor komme.)

Mylord. He! (Er ruft und steht auf.)

Dritter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen, hernach noch andere Aufwärter aus dem Gasthofe.

Harlekin. Was befehlen sie, Ihro Gnaden?

Mylord. Komm her. (Er zieht ihn bey Seite, die übrigen drey bleiben am Tische sitzen, und thun, als wenn sie mit einander sprächen.)

Harlekin. Da bin ich.

Mylord. Kennest du die Madam Rosaura, Pantalons von Bisognosi Anverwandte?

Harlekin. Die Wittwe? O, die kenne ich.

Mylord. Da hast du den Ring und bring ihr Madam Rosauren. Sag ihr, daß ihn ihr Mylord Runebif schickt. Sag ihr, daß es derselbe Ring wäre, den sie vorige Nacht gelobt hätte, und sag ihr auch, daß ich diesen Morgen zu ihr kommen wollte, Schockolate mit ihr zu trinken.

Harlekin. Aber, mein Herr, sehen sie nur —

Mylord. Hier ist auch eine Guine für dich.

Harlekin. Ich danke unterthänig; ich sagte es nicht darum, sondern ich meynte nur, daß Herr Pantalon —

Mylord. Geh, oder ich werde dich fortprügeln.

Harlekin. Wenn das ist, so geben sie sich nur keine Mühe. Ich werde gleich dero Befehle ausrichten und werde das thun, was fast alle Aufwärter in Wirthshäusern zu thun pflegen. (geht ab.)

Mylord. He! (Es kommen drey Aufwärter aus dem Gasthofe.) Nimms Licht! (zu einem von den Aufwärtern, der einen Leuchter nimmt, den Mylord zu bedienen.) Meine Freunde, ich werde ein wenig ruhen. (Er geht ab, von dem Aufwärter bedient, wie oben.)

Monsieur. Adieu, Mylord. Wir wollen auch einen Augenblick schlafen gehen. Ich glaube, daß wir kein Licht brauchen. (Alle stehen auf.)

Der Graf. Wenn wir uns hier im Gasthofe nicht wiedersehen, so wird es wohl auf dem Caffehause geschehen.

Monsieur. Diesen Morgen werden sie mich wohl nicht dort sehen.

Der Graf. Sind sie schon wo versprochen?
Monsieur. Ich hoffe, bey Madam Rosauren zu seyn.
Der Graf. Das ist unmöglich. Sie nimmt Niemanden an. (Er geht ab, nebst einem Aufwärter mit dem Lichte.)
Monsieur. Sehen sie, wie der Graf hitzig wird? Er ist verliebter, als wir, und vielleicht hat er die genaue Bekanntschaft schon mit ihr, die wir noch suchen.
Alvaro. Wenn das ist, so wäre er sehr eifersüchtig.
Monsieur. Es ist ein Italiener, und das ist schon genug. (Er geht ab, von einem andern Aufwärter bedient, wie oben.)
Alvaro. Er mag so eifersüchtig seyn, als er will; und Rosaura mag immer standhaft seyn. Spanische Duplonen können viel Wunder thun. (Geht auch, von einem andern bedient, ab.)

Vierter Auftritt.

Tag.

Ein Zimmer bey Rosauren, mit Stühlen.

Rosaura und Marionette, wie eine französische Kammerjungfer gekleidet.

Rosaura. Sage mir einmal, meine liebe Marionette, du bist nun eine gebohrne Französin und in Paris erzogen, was für eine Figur würde ich wohl machen, wenn ich dort unter den Damen wäre?
Marion. Sie haben Witz, und wer in Frankreich Witz hat, der stellt was vor.
Rosaura. Und doch habe ich jenes ungezwungene Wesen nicht recht an mir; du wirst in Italien

sehr viele finden, die viel lebhafter, viel geschwätzi-
ger und weit freyer im Umgange sind, als ich.

Marion. Sie meynen vielleicht diejenigen, die man in Italien geistreiche nennt, die wir aber begei-
sterte nennen würden. In Paris gefällt nichts so sehr, als eine geschickte Munterkeit, ein ungezwun-
genes Wesen mit Anstand, eine gemäßigte Fertig-
keit und gute Manieren.

Rosaura. So werden also die Damen wohl dort recht modest seyn?

Marion. Aus der allzugroßen Modestie machen sie sich eben nicht viel. Alles, was man auf eine gute Art macht, wird für Galanterie gehalten.

Rosaura. Aber sage mir, sehe ich nicht blaß aus, weil ich die ganze Nacht auf dem Balle gewesen bin?

Marion. Sie sehen von Natur roth, aber in Frank-
reich wäre das nicht hinlänglich. Wenn dort ein Frauenzimmer schön seyn will, so muß es sich schmincken.

Rosaura. Das hielt ich nun eben nicht für gut. Ich kann die Ursache gar nicht einsehen.

Marion. Lassen sie uns aufrichtig davon mit einan-
der sprechen. Welche Mode unter uns Frauen-
zimmern ist wohl vernünftig? Vielleicht, daß man sich die Haare abschneiden läßt, worinne vor die-
sem ein besonderer Werth bey Frauenzimmern be-
stund? Der Reifrock, der uns ungestaltet macht? Die Marter, die wir unserer Stirn anthun, wenn wir die kleinen Härchen ausreissen? Im Winter vor Kälte zittern, um aus Eitelkeit dasjenige zu zeigen, was wir verbergen sollten? Das sind lau-
ter Thorheiten, Madam, lauter Thorheiten.

Rosau-

Rosaura. Das ist wohl wahr; aber ich mag diejenige nicht seyn, die unsere jetzigen Zeiten zu bessern denkt.

Marion. Sie thun recht; man machts, wie die andern. Wenn sie sich von der Mode absondern wollten, so würden sie sich vielleicht nicht so viel Achtung erwerben.

Rosaura. Ich will vielmehr künftig die Moden etwas aufmerksamer mitmachen. Bisher war ich in den Händen eines alten schwindsüchtigen Mannes; da mich aber nun das Glück durch seinen Tod von ihm befreyet hat, so will ich meine Jugend nicht vollends so elend hinbringen.

Marion. Ja, suchen sie sich einen rechten hübschen jungen Mann aus, und bringen sie die verlohrne Zeit wieder ein.

Rosaura. Ich werde bald darzu thun müssen. Es ist zwar wahr, daß mir Herr Pantalon, mein Schwager, sehr höflich begegnet; ich kann aber doch nicht sagen, daß ich in meinem eigenen Hause wäre und kein gezwungenes Leben führen müßte.

Marion. Es wird ihnen auch nicht an guten Partien fehlen; sie sind noch jung, sie sind schön, und was das Beste ist, sie bringen eine gute Aussteuer mit.

Rosaura. Dank sey es dem Alten, der sie so ansehnlich vermehret hat.

Marion. Gestehen sie mir die Wahrheit, haben sie nicht schon so was vor der Hand?

Rosaura. So bald? Ich bin ja erst seit wenig Monaten Wittwe.

Marion. Ey junge Weiber alter Männer pflegen sich zeitig nach einem umzusehen, der ihnen die Thränen abwischt. Ich erinnere mich, daß ich es selbst so, nach dem Tode meines sechzigjährigen Mannes, gemacht habe.

Rosaura. Du machst mich zu lachen. Der Graf gefällt mir nicht übel.

Marion. Es wäre eben keine schlimme Parthie, er ist aber zu eifersüchtig.

Rosaura. Ein Zeichen, daß er wahrhaftig liebt.

Marion. Ich wollte ihnen wohl rathen, daß sie zusähen, ob sich vielleicht was Besseres für sie finden möchte. O, wenn sie einen Franzosen bekommen könnten, wie glücklich wären Sie!

Rosaura. Was hätte ich denn da für einen Vortheil, wenn ich einen Franzosen heirathete?

Marion. Sie würden ihre völlige Freyheit haben, ohne zu befürchten, ihn iemals eifersüchtig zu machen; und ie freyer ihre Lebensart seyn würde, desto mehr würden sie ihm gefallen.

Rosaura. Das sind vortrefliche Vorzüge.

Marion. Die französischen Männer sind für die Weiber recht sehr beqvem. Ich, glauben sie mir nur, ich spreche aus Erfahrung.

Rosaura. Meine Schwester läßt sich noch nicht sehen.

Marion. Sie wird vor dem Nachttische sitzen.

Rosaura. Sie wird niemals damit fertig.

Marion. Das arme Kind. Es will auch einen Mann haben.

Rosaura. Wir müssen sehen, wie wir ihr auch einen verschaffen.

Marion. Wenn sie nicht daran denken, so läßt sie ihr Vater zur uralten Jungfer werden.

Rosaura. Deswegen habe ich sie auch bey mir.

Marion. Es ist übrigens ein recht gutes Kind.

Rosaura. Es kömmt mir vor, als wenn sie mein Schwager nicht mit gleichgültigen Augen ansähe.

Marion. Wenn sie hoffen könnte, daß er auch so bald stürbe, wie der Ihrige, vielleicht nähme sie ihn. Mir sieht sie aber aus, als wenn sie einen jungen, hübschen und stammhaften Mann haben wollte.

Rosaura. Wer ist denn das, der da gerade auf die Thür zukömmt?

Marion. Es ist ein Aufwärter aus dem Gasthofe zum Wappen von Frankreich. Ich kenne ihn, weil ich da logirt habe. Er ist sehr drollig.

Rosaura. Er kömmt sehr frey auf mich zu. Frag ihn doch, was er will.

Marion. Lassen sie ihn nur hereinkommen, sie werden ihre Freude mit ihm haben.

Fünfter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harlekin. Mit Erlaubniß, darf man hineinkommen? Wie sie belieben. Unterthäniger Diener.

Rosaura. Ein schönes Compliment!

Marion. Ich sage es ihnen ja, er ist recht schnakisch.

Harl. Wenn es ihnen nicht zuwider ist, so habe ich was an sie zu bestellen.

Rosaura. Rede nur, ich will dich anhören.

Harl. Mylord Runebif empfiehlt sich ihnen.

Rosaura. Das ist ein englischer Cavalier, den ich vorige Nacht auf dem Balle gesehen habe.

(zu Marionetten.)

Marion. Ich kenne ihn. Er ist ein freygebiger Cavalier.

Harl. Und nachdem er sich ihnen empfohlen hat, so läßt er ihnen sagen, daß er diesen Morgen zu ihnen kommen will, Schockolate mit ihnen zu trinken; zum Zeichen, daß es wahr ist, schickt er ihnen diesen Ring.

Rosaura. Ich wundere mich über dich und über denjenigen, der dich zu mir schickt. Wenn Mylord zu mir kommen und Schockolate mit mir trinken will, so steht es ihm frey; aber der Ring beleidiget mich. Er muß mich nicht kennen. Sag ihm, er solle nur kommen und er würde mich besser kennen lernen.

Harl. Was! Sie schlagen einen Ring aus? Wer hat ihnen das einfältige Zeug gelernt? Heute zu Tage giebts wenig Frauenzimmer, die Geschenke ausschlagen.

Rosaura. Nur keine weitern Umstände; bring ihn dem wieder, der dir ihn gegeben hat, und sag ihm, daß Rosaura seine Ringe nicht braucht.

Harl. Ich erschrecke, verwundere mich und erstaune! Das kömmt mir wie ein Traum vor. Ein Frauenzimmer schlägt einen Ring aus? Das ist ein übernatürliches Wunderwerk.

Marion. Mein Freund, laß er mich doch einmal den Ring sehen.

Harl. Sehe sie wir. Marionette wird sich selbst wundern, weil man in Frankreich kein solch poßierliches Zeug macht.

Marion.

Marion. Ey, wie schön ist er! Er ist wenigstens dreyhundert Duplonen werth. Und sie wollen ihn aus den Händen lassen?

Rosaura. Meynst du denn, daß ein Frauenzimmer ein Geschenke gleich so geradezu annehmen wird, ohne ein Bischen Umstände zu machen?

Marion. Sie haben Recht, sie haben Recht. Bringe er ihn dem Mylord wieder zurück und sag er ihm, er solle immer zur Schockolate kommen. (Madam versteht es besser, als ich.)

Harl. Ich will wieder hingehen, ich wills ihm sagen und ganz Venedig erzählen, daß ein Frauenzimmer einen Ring ausgeschlagen hat; ich bin aber überzeugt, daß es alle Welt für ein Mährchen halten wird. (geht ab.)

Rosaura. Verschiedene Fremde haben von uns Italienerinnen ein recht schlechtes Vorurtheil. Sie glauben, daß das Gold und die Kostbarkeiten, die sie aus ihren Ländern mit sich bringen, sie gleich zu ihren Sklavinnen machen müssen. Wenn ich ein Geschenke annehmen soll, so muß man mich erst darum bitten, daß ich es thue; und dann verlange ich, daß die ganze Belohnung dafür bey dem, der es mir giebt, darinne bestehe, daß ich es angenommen habe.

Marion. Recht so, Madam! Das sind trefliche Gesinnungen, die nicht alle haben, und die nicht alle so leicht ins Werk richten können. Aber da kömmt ja der Bediente wieder.

Rosaura. Und Mylord ist auch bey ihm. Der verliehrt nicht viel Zeit.

Marion. Die Engländer halten nicht viel auf Worte, aber desto mehr auf die That.

Rosaura. Ihre allzugroße Ernsthaftigkeit mißfällt mir.

Marion. Ja; alle Viertelstunden sagen sie ein Paar Worte.

Rosaura. Führe den Engländer herein, hernach geh hin und mache Schockolate.

Marion. Ich werde mir indeß die Zeit mit Harlekinen vertreiben.

Rosaura. Sey nicht zu vertrauet gegen ihn.

Marion. Ey, ich weis auch zu leben. Ich bin eine Französin, und das ist schon genug. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Rosaura, hernach Mylord.

Rosaura. Wenn Mylord Gesinnungen hat, die meinem Charakter gemäß sind, so will ich ihm meinen Umgang nicht verbieten. Und vielleicht, vielleicht mit der Zeit — Doch, da kömmt er schon.

Mylord. Madam.

Rosaura. Ihre Dienerin, Mylord.

Mylord. Warum sind sie nicht so gütig gewesen und haben diesen schlechten Ring angenommen? Sie sagten mir ja gestern Abend, daß er ihnen gefiel.

Rosaura. Man darf nicht alles haben wollen, was einem gefällt.

Mylord. Man hat aber ein Verlangen nach dem, was uns gefällt.

Rosaura. Verlangen und nehmen ist nicht einerley.

Mylord. Madam, aus Achtung für ihren Ausspruch werde ich nichts mehr sagen.

Rosaura. Setzen sie sich.

Mylord. Es ist an ihnen.

Rosaura. Seyn sie so gütig.
Mylord. Quälen sie mich nicht mit Ceremonien.
(Sie setzen sich.)
Rosaura. Haben sie den übrigen Theil der Nacht gut geschlafen?
Mylord. Sehr wenig.
Rosaura. Gefiel ihnen der gestrige Ball?
Mylord. Recht sehr.
Rosaura. Es war auch hübsches Frauenzimmer da.
Mylord. Sehr schönes.
Rosaura. Sagen sie mir doch, Mylord, welche gefiel ihnen am Besten unter denen, die man für schön halten könnte?
Mylord. Sie, Madam.
Rosaura. Ey, sie wollen scherzen.
Mylord. Glauben sie es, ich sage es aufrichtig.
Rosaura. Ich verdiene keine so großmüthige Annahme.
Mylord. Sie verdienen sehr viel, und wollen nicht einmal etwas Weniges annehmen.
Rosaura. Ich nehme nichts an, um nicht verbunden zu seyn, wieder etwas zu geben.
Mylord. Ich verlange nichts von ihnen. Wenn sie den Ring annehmen, so thun sie mir einen Gefallen; wenn er ihnen nur gefällt, so bin ich schon zufrieden.
Rosaura. Wenn das ist, so will ich nicht so unhöflich seyn, ihr gütiges Anerbieten auszuschlagen.
Mylord. Da haben sie ihn. (Er zieht den Ring ab, und giebt ihn Rosauren.)
Rosaura. Ich bedankte mich gern bey ihnen, wenn ich nicht besorgte, ihnen dadurch zu misfallen.
Mylord. Wenn sie weiter davon sprechen, so beleidigen sie mich.

Siebenter Auftritt.

Marionette mit zwo Tassen Schockolate auf dem Credenzteller, und die Vorigen.

Rosaura. Hier ist die Schockolate.
Mylord. Madam. (Er nimmt eine Tasse und giebt sie Rosauren.)
Rosaura. (Was für ein lakonischer Stil!) (Sie trinkt.)
Mylord. Marionette, du bist eine Französin? (indem er trinkt.)
Marionette. Ja, mein Herr. (Sie verneigt sich.)
Mylord. Madam muß fein ordentlich bedient werden.
Marion. Ich thue, was mir möglich ist.
Mylord. (Er setzt seine Tasse wieder auf den Credenzteller und legt ein Stück Geld darunter.)
Marion. (Das ist für mich. Eine Duplone!) (Indem sie sie für sich betrachtet.)
Rosaura. Da nimm hin. (Sie setzt die Tasse hin, und Marionette wird den Ring gewahr.)
Marion. Ich freue mich über den Ring. (Sachte zu Rosauren.)
Rosaura. St! Stille! (Sachte zu Marionetten.)
Marion. Nicht ein Wort. (Sie trägt den Credenzteller wieder weg.)
Mylord. Sie sind eine Wittwe, nicht wahr?
Rosaura. Ja, und wenn sich eine gute Parthie wieder zeigen sollte, vielleicht —
Mylord. Ich mag mich niemals verheirathen.
Rosaura. Warum nicht?
Mylord. Die Freyheit ist mir lieber.
Rosaura. Also plagt sie die Liebe nicht?

Mylord. Ich liebe, wenn ich ein hübsches Frauenzimmer sehe.

Rosaura. Das ist aber nur so eine flüchtige Liebe.

Mylord. Wie? Soll man denn immer lieben?

Rosaura. Die Beständigkeit macht den Werth eines wahren Liebhabers aus.

Mylord. Ich bin beständig, so lange die Liebe währet, und verliebt, so lange der Gegenstand bey mir ist.

Rosaura. Ich verstehe sie nicht.

Mylord. Ich will mich deutlicher erklären. Ich liebe sie, und will ihnen treu seyn, so lange ich sie liebe; ich werde sie auch lieben, so lange sie bey mir sind.

Rosaura. Wenn sie also Venedig werden verlassen haben, so wollen sie nicht mehr an mich denken?

Mylord. Was liegt ihnen denn daran, wenn ich sie in London, wenn ich sie in Paris liebe? Meine Liebe würde ihnen zu nichts nützen, und ich würde vergebens leiden.

Rosaura. Was für Nutzen versprechen sie sich denn also, so lange sie bey mir sind?

Mylord. Sie zu sehen und von ihnen gern gesehen zu werden.

Rosaura. Sie sind ein sehr bescheidener Cavalier.

Mylord. Von einem rechtschaffenen Frauenzimmer darf man weiter nichts hoffen.

Rosaura. Sie sind verehrenswerth.

Mylord. Ich bin ganz der Ihrige.

Rosaura. Aber nur so lange sie in Venedig sind.

Mylord. Das meyne ich eben.

Rosaura. (Was für ein guter Charakter!)

Mylord. (Wie sehr gefällt sie mir!)

Marion. (Sie kömmt zurück.) Madam, der Herr Graf möchte gern seinen Besuch bey ihnen ablegen.

Rosaura. Der Graf von Bosconero?

Marion. Ja, eben der.

Rosaura. Bring noch einen Stuhl, und laß ihn hereinkommen.

Marion. Zu dero Befehl. (Bey diesem Eifersüchtigen wirft es mein Tage nichts ab.) (Sie bringt den Stuhl und geht wieder ab.)

Mylord. Madam, der Graf ist wohl ihr Liebhaber?

Rosaura. Er möchte es gern seyn.

Achter Auftritt.

Der Graf und die Vorigen.

Der Graf. Unterthäniger Diener Madam. (ernsthaft.)

Rosaura. Ihre Dienerin, Graf. Setzen sie sich.

Der Graf. Ich freue mich über ihre gute Gesellschaft.

Mylord. Sie haben wohl daran gethan, mein Freund, daß sie gekommen sind. Ich habe diese schöne Dame ganz melancholisch gemacht.

Der Graf. O, sie werden ihr die Zeit sehr gut vertrieben haben.

Mylord. Sie kennen mein Naturel.

Rosaura. Marionette; mit ihrer Erlaubniß. (Sie steht auf, zieht Marionetten bey Seite und spricht heimlich mit ihr.) (Sag meiner Schwester Eleonoren, daß sie herkommen soll; und mache, daß sie sich neben den Mylord setzet. Ich wollte, daß die Sache gut ablaufen möchte.) (Marionette geht ab.)

Der Graf. Ich glaubte nicht, sie so früh in Gesellschaft anzutreffen; man sieht wohl, daß sie von gutem Geschmack sind.

Rosaura. Mylord ist so gütig gewesen und hat Schockolate bey mir getrunken.
Der Graf. O ja, sie sind gegen Jedermann gefällig.
Rosaura. Graf, sie beleidigen mich.
Mylord. (Der ist ganz rasend eifersüchtig.)
Der Graf. Man kann in der That nicht läugnen, daß Mylord alle liebenswürdigen Eigenschaften, die man von einem Cavalier verlangen kann, besitze. (Spöttisch.)
Mylord. (Nun bin ich es bald überdrüßig.)

Neunter Auftritt.

Eleonora und die Vorigen.

Eleonora. Ist es erlaubt, in eine so angenehme Gesellschaft zu kommen?
Rosaura. Komm, Eleonora, komm.
Mylord. Wer ist die Mademoiselle? (zu Rosauren.)
Rosaura. Es ist meine Schwester.
Eleon. Und dero gehorsame Dienerin. (Mylord dankt ihr, ohne zu reden.)
Rosaura. Setze dich neben den Mylord. (zu Eleonoren.)
Eleon. Wenn er mir es erlaubt.
Mylord. Sie erweisen mir eine Ehre. (Ohne sie anzusehen.)
Eleon. Sie sind ein Engländer, nicht wahr?
Mylord. Ja, Mamsell. (wie oben.)
Eleon. Sind sie schon lange in Venedig?
Mylord. Drey Monate. (wie oben.)
Eleon. Gefällt ihnen diese Stadt?
Mylord. Ja. (wie oben.)

Eleonora. Aber, mein Herr, warum sind sie denn so ernsthaft gegen mich? Ich bin Rosaurens Schwester.

Mylord. Verzeihen sie mir, ich bin ein wenig zerstreuet. (Die gefällt mir nicht.)

Eleon. Ich möchte sie nicht gern in ihren Gedanken stören —

Mylord. Ich bin ihr Diener. (Er steht auf.)

Rosaura. Wohin, wohin, Mylord?

Mylord. Auf den Markt.

Rosaura. Sind sie böse?

Mylord. Ey nicht doch. Wir werden uns heute wieder sehen. Leben sie wohl, Madam. Graf, auf Wiedersehen.

Rosaura. Erlauben sie mir wenigstens — (Sie will aufstehen.)

Mylord. Nein, nein, ich verlange es nicht. Bleiben sie sitzen und trösten sie den armen Grafen. Ich sehe, daß er das Leben für sie läßt. Ich liebe sie auch; aber eben deswegen, weil ich sie liebe, sehe ich es gern, daß sie mehr Anbeter um sich herum haben, die ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lassen und meiner Wahl Beyfall geben. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Rosaura, Eleonora und der Graf.

Eleon. So, Schwesterchen, du hast mich mit einer hübschen Gesellschaft versorgt, ich bin dir in der That dafür verbunden!

Rosaura. Vergieb mir. Das ist dir gewiß ein Mensch von rechtem guten Herzen, er hat aber seine Ticken.

Eleon.

Eleon. Ich will ihn gewiß nicht mehr unterhalten.

Der Graf. Mylord hat ein sehr gutes Herz; meines aber ist für Schmerz betrübt, weil man mir so übel begegnet.

Rosaura. Worüber beklagen sie sich?

Der Graf. Darüber, daß sie gegen einen Fremden so gefällig sind.

Rosaura. Aber wie! Gehöre ich ihnen denn zu? Haben sie mich vielleicht erkauft? Bin ich ihre Frau? Denken sie über mich zu gebieten? Sagen sie es heraus, aus was für Macht? Mit was für Grunde? Ich liebe sie, Graf, und liebe sie mehr, als sie denken; aber deswegen werde ich ihnen meine Freyheit nicht aufopfern. Wo es ehrbar zugeht, da kann ein jeder ehrlicher Mann hinkommen. Eine vernünftige Frau geht mit Jedermann um; aber auf eine gleichgültige Art. So habe ich es bisher gehalten, und wenn ich einen Unterschied zwischen Jemanden gemacht habe, so sind sie es; wenn sie aber einen Misbrauch daraus machen wollen, so werde ich es mit ihnen, wie mit den andern machen, oder ihnen vielleicht mein Haus ganz und gar verbieten lassen. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Eleonora und der Graf.

Eleonora. Herr Graf, das war sehr trostlos für sie. Es ist aber ihre eigene Schuld; die verdammte Eifersucht ist eine rechte Geißel fürs arme Frauenzimmer. Meine Schwester thut recht daran, daß sie ihnen diese Narrenspossen aus dem Kopfe zu brin-

bringen sucht. Und ich, wenn ich einmal einen eifersüchtigen Mann kriegen sollte, ich ließ ihn für Verzweifelung crepiren. (geht ab.)

Der Graf. Wie soll man es aber machen, um nicht eifersüchtig zu seyn? Ich liebe ein Frauenzimmer und finde sie mit einem andern beysammen sitzen. Ja, der Umgang ist ehrbar und erlaubt. Es kann seyn, ich habe nichts darwider. Aber mit Höflichkeit fängt er an, und endet sich mit Zärtlichkeit. Ich bin auch nicht gleich auf einmal verliebt worden. Verwünscht sey doch der, welcher diese Art des Umganges zuerst eingeführt hat! (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Eine Straße, in der Rosaurens Haus liegt.

Der Doktor und Pantalon.

Pantalon. Ja, ja, so ist es, mein werther Freund und Vetter. Mein Bruder Stefanello ist ohne männliche Erben gestorben, und damit nun unser Haus nicht gar aussterben möge, so bin ich entschlossen, mich zu verheirathen.

Der Doktor. Der Gedanke ist nicht schlimm. Es wird nur darauf ankommen, ob sie Söhne kriegen werden.

Pantal. Es ist wahr, ich bin schon etwas alt; aber da ich mich in meiner Jugend geschonet habe, so glaube ich, daß ich im Alter noch was taugen werde.

Der Doktor. Ist es schon ausgemacht und festgesetzt, wen sie nehmen wollen?

Pantal. Mein Bruder heirathete Madam Rosauren und ich hätte eine Neigung zu Mamsell Eleonoren, auf die Art kämen ihre beyden Töchter in mein Haus, woferne sie, nach ihrer längstbekannten Gütigkeit, mir ihr Wort geben wollten.

Der Doktor. Ich, für meinen Theil, bin es sehr wohl zufrieden, und danke ihnen für die Ehre, die sie mir und meinen Töchtern anthun. Wenn Lorchen will, so nehmen sie sie, ich gönne sie ihnen von Herzen gern.

Pantalon. Hören sie nur, es wird ihr lieb seyn, daß sie in meinem Hause bey ihrer Schwester seyn kann, und deswegen sollte ich glauben, daß sie mir keinen Korb geben wird; es scheint mir überdieß auch, als wenn sie mich wohl leiden könnte.

Der Doktor. Wenn sie es so haben wollen, so will ich mit Eleonoren reden; sagen sie unterdessen Rosauren ein Wörtchen davon, und so dächte ich, daß die Sache unter uns beyden und mit Hülfe der Schwester gut ablaufen sollte. Nun, mein Freund, ich habe noch eine Sache, die keinen Aufschub leidet, zu verrichten, und vor Abends werden wir uns schon wieder sehen. (geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Pantalon, hernach Monsieur le Blau.

Pantalon. Ja, ja, ich bleibe dabey, wenn ich das Mädchen nicht bey mir im Hause hätte, so wäre mir es auch nicht eingefallen, mich zu verheirathen. Ich bin ihr nun einmal gut, und kann ohne sie nicht leben.

Monsieur. Monsieur Pantalon, ihr ganz gehorsamster Diener.

Pantal. Ergebener Diener, Monsieur le Blau.

Monsieur. Sie machen sich ja recht rar.

Pantalon. Wie so?

Monsieur. Weil sie sich so wenig vor ihren guten Freunden sehen lassen.

Pantal. Ja, sehen sie nur, ich bin alt. Ich kann nicht mehr so in die Nacht mit hineinsitzen; ich trinke wohl gern noch eins mit, ich muß aber sehr behutsam damit seyn, und dem Frauenzimmer habe ich ganz und gar entsagt.

Monsieur. Und ich möchte sie doch nicht auf ein hübsches Frauenzimmer heraus fodern. Sie sind wohl alt, aber sie befinden sich sehr munter dabey.

Pantalon. Ich weiß auch, in der That, von keinen Beschwerlichkeiten.

Monsieur. Ey, es lebe Monsieur Pantalon de Bisognosi. Ich habe eine Bouteille Burgunder, der zwölf Jahr alt ist, und der einen wieder von Todten erwecken könnte, wollen wir die zusammen trinken?

Pantal. Warum nicht? Auf eine Bouteille, da bin ich noch darbey.

Monsieur. Und wie sieht es denn um ihren Cyperwein aus? Ich habe einmal welchen bey ihnen getrunken, der vortreflich war.

Pantal. Ich habe ein kostbares Fäßchen, der auf so einer guten Mutter liegt, daß man auch den schlechtesten Wein damit gut machen könnte.

Monsieur. Gut, gut. Den wollen wir kosten.

Pantal. Wenn sie wollen.

Monsieur. Allons; wenn man Zeit hat, so darf man nicht lange auf die Zeit warten.

Pantal. Jetzt ist es nicht Zeit. Zu Hause müssen wir uns etwas Zwang anthun. Lassen sie das Frauenzimmer nur erst ausgehen, hernach sind wir in völliger Freyheit.

Monsieur. Der Frauenzimmer wegen thue ich mir niemals Zwang an. Kommen sie, kommen sie.

Pantal. Man muß doch ein wenig Achtung für sie haben.

Monsieur. Ey, Madam Rosaura wird sich ein Vergnügen daraus machen, daß wir ihr ein wenig Gesellschaft leisten wollen. Es ist eine Frau von vielem Esprit; sie haben eine trefliche Verwandte an ihr, Herr Pantalon.

Pantal. (Nun verstehe ich es erst, was für eine Sorte Wein er trinken will; die Unverheirathete ist auch im Hause. Ich wollte nicht — Nein, nein, es wird nichts daraus.) Es ist wahr, sie ist eine hübsche, artige und bescheidene Wittwe. (zu Monsieur.)

Monsieur. Thun sie mir doch den Gefallen, mein Freund, und führen sie mich zu ihr, damit ich ihr einen guten Morgen wünschen kann.

Pantal. Wissen sie wohl, daß ich Pantalon heiße und nicht Führehin.

Monsieur. Sie sind ja Herr vom Hause, sie können es ja wohl thun.

Pantal. Ich kann es thun, aber ich darf es nicht thun.

Monsieur. Warum nicht?

Pantal. Warum nicht? Was meynten sie wohl, wenn der Schwager bey seiner Schwägerin einen Kuppler abgeben wollte?

Monsieur. Ey, lassen sie die Vorurtheile seyn. Sie sind mein guter Freund, sie sind ein ehrlicher Mann. Ich würde eben dasselbe für sie thun.

Pantal. Ich danke ihnen Tausendmal dafür; ich brauche dergleichen Dienste nicht und kann ihnen auch in diesem Falle keine erweisen.

Monsieur. Entweder bin ich ein Narre, oder sie verstehen mich nicht. Mir gefällt Madam Rosaura, ich möchte sie gern in der Nähe sehen; ich bitte sie, mich bey ihr bekannt zu machen; scheint ihnen denn das nun so was Wichtiges zu seyn?

Pantal. Eine Kleinigkeit. Wen der Kützel sticht, der mag es versuchen. Mich geht es nichts an.

Monsieur. So gehe ich allein hin, ohne sie.

Pantal. Wie es ihnen beliebt.

Monsieur. Sie ist eine Wittwe. Sie haben nicht über sie zu gebieten.

Pantal. Sie haben Recht.

Monsieur. Ich wollte ihnen gern diese Verbindlichkeit schuldig seyn.

Pantal. Mir liegt nichts daran.

Monsieur. Ein anderer würde mich drum bitten, daß ich ihm diesen Gefallen thun möchte.

Pantal. Bey mir ist nun just das Gegentheil.

Monsieur. Es läßt nicht für einen ehrlichen Mann, wenn er seinem Freunde nicht dienen will.

Pantal. Ja, bey erlaubten und ehrbaren Dingen.

Monsieur. Ich bin ein ehrlicher Mann.

Pantal. Das glaube ich.

Monsieur. Wollen sie ein Duzend Bouteillen Wein haben? Ich will sie ihnen schicken.

Pantal. Ich wundere mich über ihr Anerbieten. Ich brauche ihren Wein nicht, weil ich sie und funfzig andere ihres Gleichen in meinem Weine ersäufen wollte. Dergleichen Antrag thut man Leuten von einem andern Charakter, nicht aber einem Pantalon de' Bisognosi. Haben sie mich verstanden? Lassen sie sich dieß zur Warnung dienen; in meinem Hause ist für sie weder Cyperwein, noch Sekt. (geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Monsieur le Blau, hernach Marionette.

Monsieur. Ha, ha, ha. Ich muß recht herzlich über ihn lachen. Es ist ein guter Mann, aber ein Bischen zu italienisch. Was frag ich denn darnach, wenn er mich nicht mit zu ihr nehmen will? Was habe ich denn das nöthig? Besitze ich etwann nicht Muth genug, anzupochen und mir aufmachen zu lassen? He! Ist Niemand da? (Er pocht.)

Marion. Wer pocht? (Am Fenster.)

Monsieur. Ist Madam — O! Marionette!

Marion. Monsieur le Blau!

Monsieur. Du hier?

Marion. Und sie in Venedig?

Monsieur. Ja. Ist Madam Rosaura zu Hause?

Marion. Kommen sie nur herauf, kommen sie nur herauf, wir können hier ganz bequem mit einander sprechen. (Sie macht das Fenster zu und die Thür auf.)

Monsieur. O, das nenne ich Lebensart! (Er geht ins Haus.)

Funfzehnter Auftritt.

Rosaura sitzt und liest in einem Buche, hernach Marionette.

Rosaura. Da steckt viel Gelehrsamkeit! Der Verfasser dieses Buchs hat blos gesucht, dem Frauenzimmer zu gefallen. (Sie liest.) Der Vater schafft der Tochter den Mann, sie aber sucht sich ihren Galan selbst aus. Dieser muß der Frau ihr geheimer Secretair seyn und sie muß sich mehr nach ihm richten, als nach ihrem Manne. Ein Galan pflegt dem Manne eine sehr nützliche Person zu seyn, weil er ihm manche Last erleichtert und den unruhigen Kopf einer wunderlichen Frau wieder zurechte zu bringen weis. Dieser unbekannte Autor hat nicht für mich geschrieben. So lange ich verheirathet gewesen bin, habe ich dergleichen Ganimeden nicht um mich leiden können, weil sie immer mehr befehlen wollen, als der Mann. Die keinen solchen Aftermann hat, braucht nur einem zu gehorchen; die aber einen hat, vergrößert ihre Unterwürfigkeit.

Marion. Ich möchte sie nicht gern im Lesen stöhren.

Rosaura. Da hast du dein Buch wieder, mir gefällt es nicht.

Marion. Daß es ihnen nicht gefällt, das gebe ich zu; aber glauben sie mir nur, daß es heut zu Tage die ordentliche Grammatik fürs Frauenzimmer ist. Doch wir wollen das immer seyn lassen, weil uns eben nicht viel daran liegt. Hören sie nur, Madam, jetzt zeigt ihnen das Glück eine rechte gute Gelegenheit, sich ihre Vorzüge zu Nutze zu machen.

Rosaura. Und auf was für Art?

Marion. Es ist ein französischer Cavalier da, der ganz von ihrer Schönheit eingenommen ist und um Gegenliebe seufzet.

Rosaura. Wie heißt der Cavalier?

Marion. Er heißt Monsieur le Blau.

Rosaura. O, den kenne ich. Er tanzte gestern Abend ein Paar Menuetten auf dem Balle, aber sehr affektirt; wenn er mir die Hand gab, so war es, als wenn er mir sie verrenken wollte.

Marion. Das thut ihm nichts; es ist ein sehr vornehmer und reicher Cavalier, jung, schön, witzig, gar nicht eifersüchtig, nicht eigensinnig, und kurz, es ist ein Franzose.

Rosaura. Du kannst dir den Fehler gar nicht abgewöhnen, daß du, bey allen Kleinigkeiten, beständig deine Nation erhebest.

Marion. Ich sage aber die Wahrheit. Genug, er ist hier im Vorzimmer, und wartet auf die Erlaubniß, herein zu kommen.

Rosaura. Und du hast ihn gleich so ins Haus hereingeführt?

Marion. Es ist ja mein Landsmann.

Rosaura. Was geht denn das mich an, daß er dein Landsmann ist? Ich hätte es doch auch wissen sollen.

Marion. Thun sie doch nicht so gewissenhaft. Er hat auch Ringe.

Rosaura. Und sey du nicht so nasenweiß, sonst —

Marion. Es ist mein Spaß, es ist mein Spaß, Madam. Wenn sie nicht wollen, daß er hereinkommen soll —

Sechszehnter Auftritt.

Monsieur le Blau und die Vorigen.

Monsieur. Marionette, schläft Madam?

Marion. Nein, mein Herr, aber jetzt kann sie nicht —

Monsieur. Ey, wenn sie nicht schläft, so wird sie mir wohl erlauben, daß ich näher kommen darf.

(Er geht ins Zimmer.)

Marion. Was machen sie da? (zu Monsieur.)

Rosaura. Mein Herr, hier ist es nicht gewöhnlich, daß man so gerade zu —

Monsieur. Hier bin ich, zu ihren Füßen, Madam, und bitte sie, meiner Freyheit wegen, um Vergebung. Wenn ihr Herz so schön ist, wie ihr Gesicht, so werden sie mir Verzeihung wiederfahren lassen. (Kniend.)

Marion. (Recht so, Monsieur le Blau!)

Rosaura. Stehen sie auf; ihr Fehler ist so groß nicht, daß sie sich derjenigen zu Füßen werfen wollten, die dergleichen zärtliche Erniedrigungen nicht verdient.

Monsieur. O Himmel! Ihre Worte überströmen mein Herz mit Zärtlichkeit.

Rosaura. (Ob es gleich ein wenig übertrieben ist, so gefällt diese Art doch unendlich.)

Monsieur. (Marionette, dich brauche ich nun nicht mehr; du kannst immer wieder gehen, und deine Sachen verrichten.)

Marion. Befehlen sie noch was, Madam?

Rosaura. Setze ein Paar Stühle her.

Marion. Da sind sie. (Vergessen sie die Gebräuche unsers Landes nicht, mein Herr.) (zu Monsieur.)

Monsieur. Ja. Ein kleines Geschenk für die Kammerjungfer. Das sollst du haben.

Marion. (Was das anbetrifft, so lobe ich mir die englische Art. Sie sind gleich damit da; das ist eine vortrefliche Sache.) (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Rosaura und Monsieur le Blau.

Monsieur. Ah, Madam! Der Himmel, der alles gut macht, kann sie unmöglich so schön gemacht haben, ihre Anbeter zu qvälen; deswegen schließe ich von ihrer Schönheit auf ihr Mitleiden.

Rosaura. Da ich weis, daß ich nicht schön bin, so rühme ich mich auch nicht, mitleidig zu seyn.

Monsieur. Die niedrigen Begriffe, die sie von sich selbst haben, entspringen aus ihrer allzugroßen Bescheidenheit. Aber, o Himmel! Wenn Apelles jetzt die Venus malen sollte, so würde er kein anderes Bild, als das Ihrige, entwerfen.

Rosaura. Gar zu großes Lob, mein Herr, wird zur Schmeicheley.

Monsieur. Und ich sage es ihnen offenherzig, wohlüberlegt, als ein Cavalier, als ein aufrichtiger Franzose, sie sind die Schönste unter allen Schönen auf der ganzen Welt.

Rosaura. (Er fährt immer noch so fort.)

Monsieur. Zu ihrer natürlichen Schönheit setzen sie noch die Kunst hinzu, ihren Kopfputz so vortreflich anzuordnen, daß sie mir wie die Flora vorkommen. Wer hat sie frisirt, Madam? Unsere Marionette?

Rosaura. Ja, eben die.

Monsieur. Ich kenne es gleich an dem pariser Geschmack. Aber, ich bitte um Verzeihung, ein aufrührerisch Härchen will ihr Tuppe verlassen.

Rosaura. Das hat nichts zu bedeuten.

Monsieur. Vergeben sie mir, es läßt nicht gut. Ich will es wegnehmen, wenn es ihnen beliebt.

Rosaura. Ich will mein Mädchen rufen.

Monsieur. Nein; ich will die Ehre haben, sie zu bedienen. Warten sie einmal. (Er holt ein Etui aus der Tasche, woraus er ein Scheerchen nimmt und Rosauren das Härchen damit abschneidet; hernach nimmt er aus eben dem Etui eine große Nadel und macht ihr die Haare damit zurechte. Da er sieht, daß es nicht gut geht, so zieht er aus einer andern Tasche einen kleinen Kamm mit einem Futteral, und accommodirt das Tuppe damit. Aus einer silbernen Schachtel nimmt er einen Puderbüschel und wohlriechenden Puder, und pudert damit, wo es nöthig ist; dann hohlt er wieder aus dem Etui ein kleines Messerchen und schabt den Puder damit von der Stirn. Alsdann wischt er sie mit einem Schnupftuche ab, zieht einen Spiegel heraus, worinne sie sich besehen muß. Dann sucht er ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser hervor, und gießt sich es auf die Hände, sich damit zu waschen, trocknet sich mit dem Schnupftuche wieder ab, indem er einige Worte, während dieser Verrichtung, sagt; Rosaura giebt ihre Verwunderung zu erkennen, läßt ihm alles machen. Drauf setzt er sich wieder und fährt fort.) Wahrhaftig, jetzt sehen sie allerliebst aus.

Rosaura. Man kann nicht läugnen, daß sie einen sehr feinen Geschmack haben und das Ebenbild der Galanterie sind.

Monsieur. Was den guten Geschmack anbetrifft, da haben sie wohl Recht; und in Paris hielt man viel auf mich. Alle französische Schneider sind mit mir in Correspondenz, um mir ihre Einfälle mitzutheilen; sie schicken auch, ohne meinen Beyfall, keine einzige neue Mode in andere Länder.

Rosaura. Man sieht auch in der That, daß ihre Art, sich zu kleiden, nicht die gewöhnliche ist.

Monsieur. Ah! Bewundern sie einmal diese Taille! (Er steht auf und geht hin und her.) Sehen sie nur, wie der Schnitt hier in den Seiten sitzt! Eben dieser gerade Schnitt, der hier auf beyden Seiten so gut auf einander paßt, war Ursache, daß ich so vielen Beyfall im Tanzen auf dem Balle fand.

Rosaura. (Man hätte nicht schlechter tanzen können.)

Monsieur. Doch ich bringe die Zeit mit unnützen Dingen zu, und vergesse, ihnen zu sagen, daß sie mir außerordentlich gefallen; daß ich sie wie das Licht meiner Augen liebe, daß ich ihre Gegenliebe, als die einzige Abkühlung meiner heißen Pein, verlange

Rosaura. Mein Herr, daß ich ihnen gefalle, das ist ein Glück für mich; daß sie mich lieben, ist eine Gütigkeit von ihnen; aber ihnen hierinne wieder gefällig zu seyn, steht nicht in meinem freyen Willen.

Monsieur. Von wem dependiren sie? Sind sie nicht ihre eigene Gebieterin?

Rosaura. Eine Wittwe ist der Beurtheilung mehr ausgesetzt, als ein anderes Frauenzimmer. Wenn ich mich für sie erklärte, so würde man von Niemanden anders, als von mir, sprechen.

Monsieur. Auf dergleichen Leute brauchen sie gar nicht zu hören. Sie müssen auf den Fuß vernünftiger Weiber leben.

Rosaura. Eine vernünftige Frau muß entweder für sich leben oder sich verheirathen.

Monsieur. Dieser Satz könnte wohl falsch seyn; doch weil sie so wollen, so biete ich ihnen einen Mann an.

Rosaura. Und wer ist es, mein Herr?

Monsieur. Le Blau, der sie anbetet. Ich, meine Geliebte, will ihnen meine Hand geben, weil sie mein Herz schon besitzen.

Rosaura. Lassen sie mir nur etwas Zeit zum Ueberlegen.

Monsieur. Ja, mein Engel, nehmen sie sich so viel Zeit, als sie wollen; lassen sie mich unterdessen aber auch nicht sterben. (Er nähert sich ihr, sie bey der Hand zu nehmen.)

Rosaura. O ho! mein Herr, ein wenig bescheiden.

Monsieur. Und sie wollen demjenigen nicht das Geringste erlauben, der ihr künftiger Gemahl werden soll?

Rosaura. Es ist noch zu bald.

Monsieur. Aber ich brenne und kann nicht länger leben. (Er macht es wieder wie oben.)

Rosaura. (Man muß dem Dinge ein Ende machen.) (Sie steht auf.)

Monsieur. Fliehen sie nicht vor mir. Haben sie Mitleiden. (Er geht ihr nach.)

Rosaura. Hübsch bescheiden, sage ich ihnen. Sie sind gar zu geradezu.

Monsieur. (Kniend.) Ich bitte um Verzeihung.

Rosaura. (Wieder wie von vorne.) Ey, so stehen sie doch auf und verschonen sie mich mit dergleichen Schwachheiten.

Monsieur. Madam, der Kummer meines Herzens verhindert mich, aufzustehen, wofern sie mir nicht den Beystand ihrer Hand vergönnen.

Rosaura. Nun, kommen sie, ich will ihnen aufstehen helfen. (Sie giebt ihm die Hand und er küßt sie.)

Monsieur. Das ist kein rechter Liebhaber, der keinen Diebstal begehen kann.

Rosaura. Ah, mein Herr, sie sind gar zu listig.

Monsieur. Und sie zu schön.

Rosaura. Nun ist es mir nicht mehr erlaubt, länger bey ihnen zu bleiben.

Monsieur. Ich wäre unbescheiden, wenn ich ihnen noch länger beschwerlich fallen wollte. Ich werde gehen und sie in völliger Freyheit lassen.

Rosaura. Ich behalte mir es vor bis auf eine andere Zeit, ihren Antrag zu beantworten.

Monsieur. Diese Hand ist für sie bestimmt.

Rosaura. Und ich bin eben nicht entfernt, sie anzunehmen. (Ich werde es aber erst wohl überlegen, ehe ich es thue.)

Monsieur. Leben sie wohl, meine Königin, Beherrscherin meines Herzens und meiner Gedanken. Welche Schönheit! Welcher Anstand! Nur Schade, daß sie nicht in Paris gebohren sind! (geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Rosaura allein.

Ey ja wohl! Wenn ich in Paris gebohren wäre, so würde ich wohl was mehreres seyn! Ich mache

mir

mir eine Ehre daraus, daß ich aus einem Lande bin, wo der gute Geschmack eben so gut herrscht, als in einem andern. Heutiges Tages giebt uns Italien Anweisung zur Lebensart. Es vereiniget in sich alle das Gute fremder Nationen, ohne ihre Fehler anzunehmen. Das macht es eben so bewundernswürdig, daß sich alle Nationen der Welt in dessen Aufenthalt verlieben. Dieser Franzose misfiele mir nicht, wenn er nicht so affektirt wäre. Ich halte dafür, daß alle seine Worte ausstudirt sind, daß er nicht aufrichtig ist und daß er noch weit leichtsinniger werden würde, als der Engländer; denn, wenn dieser verspricht, mich außer dieser Stadt nicht mehr zu lieben, so glaube ich, daß der Franzose schon anfangen würde, meiner Liebe überdrüßig zu werden, wenn er noch in derselben wäre.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Rosaurens Zimmer.

Der Doktor und Rosaura.

Rosaura.

Es scheint, als wenn sie mich ganz vergessen hätten, mein Vater; sie besuchen mich ja gar nicht mehr.

Der Doktor. Du weist es ja, meine Tochter, ich habe meine Geschäffte, und da ich sonst keine andern Einkünfte habe, so muß ich mir meinen Unterhalt durch meinen sauren Schweiß erwerben.

Rosaura. Wenn sie etwas nöthig haben, so befehlen sie nur.

Der Doktor. Nein, ich mag dir nicht noch beschwerlicher fallen. Du hast mir so schon eine große Last vom Halse genommen, daß du deine Schwester Eleonoren bey dir behältst.

Rosaura. Man muß ihr eine Gelegenheit verschaffen, da sie sich verheirathen kann.

Der Doktor. Deswegen bin ich eben zu dir gekommen. Weist du wohl, daß Herr Pantalon, dein Schwager, Lust hat, sie zu heirathen?

Rosaura. O! Geben sie ihr doch keinen Alten.

Der Doktor. Du hast ja auch einen Alten genommen.

Rosaura. Deswegen sage ich es eben, daß sie sie keinem geben sollen.

Der Doktor. Nun, nun, ich will mit dem Mädchen reden, und wenn sie Lust darzu hat, so wollen wir ihr an ihrem Glücke nicht hinderlich seyn.

Rosaura. Wenn sie Lust darzu hat, so mag sie es thun. Aber zwingen sie sie nur nicht.

Der Doktor. Und du, Rosaura, willst du dich nicht auch wieder verheirathen?

Rosaura. Warum nicht? Wenn sich eine gute Gelegenheit für mich zeigete, vielleicht ergriff ich sie.

Der Doktor. Ich kenne einen spanischen Cavalier, der eine Neigung zu dir hat.

Rosaura. Wie heißt er denn?

Der Doktor. Don Alvaro di Castiglia.

Rosaura. Den kenne ich. Er war gestern Abend mit auf dem Balle.

Der Doktor. Er hat mich gebeten, ihn zu dir zu führen und er ist auch mit mir hergegangen. Ich weis, daß er ein höflicher und braver Cavalier ist, und wenn du nichts darwider einzuwenden hast, so thust du mir einen Gefallen, wenn du ihn annimmst; vielleicht ist dir auch die Neigung, die er zu dir hat, nicht nachtheilig.

Rosaura. Weil mir mein Vater selbst diesen spanischen Cavalier vorstellet, so schlage ich es nicht ab, ihn anzunehmen.

Der Doktor. Es wäre recht gut, meine Tochter, wenn du dich wieder verheirathetest. Nimm mir es nicht übel, daß ich dir es sage. Es läßt eben nicht hübsch für eine Wittwe, wenn sie auf den Bällen herumläuft. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Rosaura, hernach Don Alvaro.

Rosaura. Der Verweis war gut angebracht. Ich habe aber doch gestern rechte Eroberungen gemacht! Sie erstaunten alle über mich. Ich weis nicht, was ich so Außerordentliches an mir haben muß. Doch da kömmt der Spanier. Lauter abgemessene Schritte. Er hat die gewöhnliche Gravität seiner Nation an sich.

Alvaro. Unterthäniger Diener, Donna Rosaura de' Bisognosi.

Rosaura. Gehorsame Dienerin, Don Alvaro di Castiglia.

Alvaro. Ihr Vater hat mich genöthiget, ihnen beschwerlich zu fallen, und ich habe nicht ermangeln wollen, ihm diesen Gefallen zu thun, um das Vergnügen zu haben, ihnen mein Compliment zu machen.

Rosaura. Mein Vater ist zu frey gewesen, ihnen diese Mühe zu verursachen und sie hieher zu führen, weil ihnen durch meine schlechte Unterhaltung die Zeit lang werden wird.

Alvaro. Sie sind eine Dame von vielen Verdiensten, und deswegen finde ich mich für die Mühe, die ich mir ihrentwegen gebe, sattsam belohnt.

Rosaura. Wollen sie so gütig seyn und sich niederlassen?

Alvaro. (Sie sieht am Tage noch schöner aus, als bey Nacht.) (Er setzt sich.)

Rosaura. (Er macht mir zu viel Weitläuftigkeiten.)

(Sie setzt sich.)

Alvaro. Wollen sie ein Prischen von meinem Tabak? (Er giebt ihr Schnupftabak.)

Rosaura. Sehr kostbar!

Alvaro. Ich bekam ihn gestern durch eine Staffette, die mir meine Mutter, die Herzoginn, schickte.

Rosaura. Er könnte, in der That, nicht besser seyn.

Alvaro. Er steht ihnen zu Diensten.

Rosaura. Ich werde die Ehre haben, ein Bischen davon in meine Dose zu thun.

Alvaro. Bedienen sie sich der Meinigen.

Rosaura. Ey, dann hätten sie ja keine.

Alvaro. Gut! So geben sie mir ihre dafür.

Rosaura. Meine ist aber nur von Silber und die Ihrige von Gold.

Alvaro. Was Gold! Was Gold! Wir schätzen das Gold wie Koth. Ich mache mir mehr aus einer Prise von meinem Tabak, als aus hundert goldenen Tabatieren. Seyn sie nur so gütig.

Rosaura. Ihnen zu Gefallen. (Sie verwechseln die Dosen.) Don Alvaro, wie gefällt es ihnen in Italien?

Alvaro. Es ist ganz gut hier, ich finde aber nur die majestätische Luft nicht, die durch alle Winkel von Spanien wehet.

Rosaura. Und was halten sie von den Italienerinnen?

Alvaro. Sie kennen ihre Schönheit nicht.

Rosaura. Wie so?

Alvaro. Weil sie sich zu sehr erniedrigen, und ihren Werth nicht genug zu schätzen wissen.

Rosaura. Aber! Sollen sie denn hochmüthig seyn?

Alvaro. Ich wollte, daß sie etwas ernsthafter und nicht so gemein wären.

Rosaura. Es ist nun einmal der Gebrauch so bey uns.

Alvaro. Ey, ich spreche nicht von ihnen. Sie scheinen gar keine Italienerinn zu seyn. Sie haben mich vorige Nacht ganz in Erstaunen gesetzt. Ich sahe aus ihren Augen einen Strahl voll glänzender Majestät hervorblitzen, der mich mit Ehrfurcht, Hochachtung und Verwunderung erfüllete. Sie kamen mir just wie eine von unsern Damen vor, die, Trotz der Strenge, in der wir sie beständig erhalten, doch im Stande sind, sich alles durch ihre Blicke unterwürfig zu machen.

Rosaura. Ich danke ihnen für die gute Meynung, die sie von mir haben. Aber irren sie sich nur nicht.

Alvaro. Ein Spanier kann sich gar nicht irren. Wir haben die rechten Begriffe vom wahren Verdienst.

Rosaura. Das glaube ich; aber bisweilen macht die Leidenschaft, daß man nicht recht sieht.

Alvaro. Nein, nein, es ist gar nicht möglich, daß ein Spanier aus einem thierischen Triebe lieben sollte. Ehe er von Liebe entzündet wird, muß er den Gegenstand seiner Flamme kennen. Schönheit ist bey uns nicht der stärkeste Bewegungsgrund zur Liebe.

Rosaura. Worein verlieben sie sich denn also?

Alvaro. In ein ernsthaftes Wesen, in die Gravität.

Rosaura. (Das ist eine ganz besondere Nation.)

Alvaro. Doch ich möchte ihnen nicht allzulange beschwerlich fallen. Welche Zeit ist es?

Rosaura. Es wird bald Mittag seyn.

Alvaro. Ich muß doch sehen. Was sagt denn unsere Untrügliche? (Er zieht die Uhr heraus.) Das ist die schönste Uhr, die Qvarre in England jemals gemacht hat.

Rosaura. Macht man denn in Spanien keine Uhren?
Alvaro. Ey denken sie doch! In Spanien arbeiten wenige.
Rosaura. Wovon leben aber die gemeinen Leute?
Alvaro. In Spanien giebt es gar keine gemeinen Leute.
Rosaura. (O, das war ein Originalzug!
Alvaro. (Indem er nach der Uhr sehen will, läßt er sie auf die Erde fallen.) Geh zum Teufel!
(Er giebt ihr einen Tritt mit dem Fuße und schleudert sie bis vor ans Theater.)
Rosaura. Was machen sie? Eine so kostbare Uhr?
Alvaro. Das, was meine Füße einmal berührt haben, ist meiner Hände nicht mehr würdig.
Rosaura. Sie haben Recht.
Alvaro. Doch, sie haben ja in der halben Stunde, da ich bey ihnen bin, noch nichts von mir verlanget.
Rosaura. Ich wüßte nicht, um was ich sie weiter bitten sollte, als um die Ehre ihrer Gewogenheit.
Alvaro. Die Gewogenheit eines Spaniers läßt sich nicht so leicht erwerben; sie sind schön, sie sind majestätisch, sie gefallen mir, ich liebe sie; aber es so weit zu bringen, daß ich der Ihrige werde, darzu gehören noch vielerley Umstände.
Rosaura. Seyn sie doch so gütig und sagen sie mir, was noch fehlt.
Alvaro. Ich muß erst wissen, wie hoch sie den Adel zu schätzen pflegen.
Rosaura. O, ich verehre ihn sehr.
Alvaro. Ob sie niedrige, unadeliche Seelen zu verachten wissen.

Rosaura. Ich hasse sie, ich verabscheue sie.
Alvaro. Ob sie so viel Muth besitzen, die Hoheit der Geburt einer vergänglichen Schönheit vorzuziehen.
Rosaura. Des rühme ich mich jederzeit.
Alvaro. Nun sind sie meiner Gewogenheit würdig. Ich verspreche sie ihnen ganz. Bedienen sie sich ihrer, nach ihrem Gefallen. (Er steht auf.)
Rosaura. Wollen sie mich schon verlassen? (Sie steht auch auf.)
Alvaro. Ich mag den Zwang, den ich mir anthun muß, nicht noch vergrößern. Ich könnte leicht einige Schwachheiten begehen.
Rosaura. (Ich will doch einmal versuchen, ob ich ihm nach seiner Landesart gefallen kann.) (Sie nimmt ein gravitätisches Wesen an.) Von mir erwarten sie keinen andern, als einen ernsthaften Blick.
Alvaro. So gefallen sie mir.
Rosaura. Ich will sie erst leiden lassen, bevor ich Mitleiden mit ihnen haben werde.
Alvaro. Ich werde alles mit Vergnügen erdulden.
Rosaura. Auf meinen Befehl müssen sie auch ihre Seufzer ersticken.
Alvaro. Welch angenehmer Tod, für eine Dame, die ihre Gravität so gut zu behaupten weis!
Rosaura. Nun fangen sie an, sich vor mir zu fürchten. Gehen sie fort.
Alvaro. Ich bin gezwungen, ihnen zu gehorchen.
Rosaura. Sehen sie mich nicht an.
Alvaro. Welcher Reiz! Welche seltene Strenge! Ich empfinde das größte Vergnügen bey Erduldung des größten Schmerzens von der Welt. (Er kehret sich ein wenig um und geht seufzend ab.)

Dritter Auftritt.

Rosaura allein.

O, das ist der lächerlichste Charakter von alle denen, mit welchen ich umgegangen bin. Er findet sein Vergnügen an der Marter, und vermöge seiner so schätzbaren Gravität, ist ihm Verachtung lieber, als Gefälligkeit. Nun bin ich mit vier Liebhabern versehen, die alle ihre Verdienste und ihre Grillen haben. Der Italiener ist treu, aber allzueifersüchtig: der Engländer aufrichtig, aber unbeständig: der Franzose galant, aber zu affektirt: der Spanier eifrig verliebt, aber gar zu ernsthaft. Ich sehe wohl, daß ich, um mir allen Zwang vom Halse zu schaffen, einen von diesen wählen muß, aber welchen, das weis ich selbst nicht. Ich halte aber doch dafür, daß ich den Graf den andern vorziehen werde, ob er mir gleich manchmal, mit seinem eifersüchtigen Verdacht, zur Last wird. Er ist der Erste gewesen, der mir seine Liebe entdecket hat; und dann hat er auch diesen Vorzug vor den andern, daß er mein Landsmann ist; ein Vorzug, der bey allen Nationen in der Welt Statt findet. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Zimmer im Gasthofe.

Monsieur le Blau und Harlekin.

Monsieur. Du bist ein kluger Kerl; es ist Schade um dich, daß du in einem Gasthofe so verderben mußt, wo du deine Geschicklichkeit nicht recht zeigen kannst.

Harl.

Harl. Sehen sie nur, mein Herr; da meine größte Geschicklichkeit im Essen besteht, so wüßte ich nicht, wo ich es besser haben könnte, als in einem Wirthshause.

Monsieur. Nein, mein Freund, darinne besteht deine Geschicklichkeit nicht allein. Ich merke aus deinen übrigen Fähigkeiten, daß du ein Meister in Ausrichtung verliebter Angelegenheiten bist.

Harl. Sie sind in der That ein schlechter Wahrsager, weil ich mich noch niemals als Kupler habe brauchen lassen.

Monsieur. Siehst du, wie man in Italien allen Dingen andere Namen giebt. Was ist denn ein Kupler? Ein Friedensbote, ein Dollmetscher verliebter Herzen, ein Herold der Glückseligkeit und des Vergnügens, der alle Achtung verdient und die ansehnlichste Stelle von der Welt bekleidet.

Harl. Ein Friedensbote, ein Herold der Glückseligkeit und des Vergnügens, das heißt auf gut deutsch, ein Kupler.

Monsieur. Nun, nun, warte nur, ich will deiner Person bald ein anderes Ansehen geben. Kennest du Madam Rosauren, Pantalons de' Bisognosi Schwägerin?

Harl. Ja, mein Herr, die kenne ich.

Monsieur. Hast du wohl das Herz, in meinem Namen zu ihr zu gehen, und ihr eine große Kostbarkeit, die ich dir geben werde, einzuhändigen?

Harl. Ist es vielleicht ein Ring?

Monsieur. O, was ganz anders, als ein Ring! Es ist eine Kostbarkeit, deren Werth sich nicht bestimmen läßt.

Harl. Wenn es ein Ring gewesen wäre, so hätte sie ihn gewiß nicht angenommen. Nun, ich wills versuchen, vergessen sie aber auch nicht, daß jede Mühe ihre Belohnung verdient.

Monsieur. Verrichte du das nur gut, was ich dir auftrage, du sollst reichlich dafür belohnt werden.

Harl. Sagen sie mir doch, gnädiger Herr, sind sie niemals in England gewesen? Wissen sie die Mode von dem Lande nicht?

Monsieur. Ich bin nicht da gewesen und weis auch nicht, von was für einer Mode du sprichst.

Harl. Wissen sie also, daß man in England das Trinkgeld voraus giebt.

Monsieur. Das ist bey uns nicht gebräuchlich. Alle Belohnungen müssen erst verdient werden. Mache deine Sachen nur gut, und sorge weiter für nichts.

Harl. Nun, nu; ich verlasse mich auf ihr Wort.

Monsieur. Ich wollte aber nicht, daß du sageteſt, daß du ein Aufwärter aus dem Gasthofe wäreſt, weil es sich nicht recht für mich schickt, wenn ich dich unter dem Titel hingehen lasse.

Harl. Was soll ich denn sagen, wer ich bin?

Monsieur. Du sollst dich für meinen jetzigen Kammerdiener ausgeben, weil ich meinem Vorigen, wie du weist, schon vor drey Tagen, den Abschied gegeben habe.

Harl. Da brauche ich ja andere Kleider darzu. Denn, sehen sie nur —

Monsieur. Komm auf mein Zimmer. Ich will dich recht französisch kleiden.

Harl. Französisch! Ey, der Henker! Nun werde ich auch ein Monsieur werden.

Monsieur. Du mußt dich aber auch hübsch französisch bezeigen, fein gerade, munter, witzig und schnell. Den Hut in der Hand, Reverenze ohne Ende, Worte ohne Zahl, und Verbeugungen ohne Aufhören.

Harl. (Er versuchet es, es will ihm aber nicht glücken.)

Monsieur. Da hast du das kostbare Geschenke, das du ihr bringen sollst. Es ist mein Portrait; und ich bin versichert, daß sie die Feinheit dieses Bildes höher schätzen wird, als den Besitz aller Kostbarkeiten von der Welt.

Harl. Ey, was das für eine Kostbarkeit! Was für eine köstliche Kostbarkeit!

Monsieur. Höre nur, mein lieber Harlekin, höre nur das Compliment auch an, das du ihr, in meinem Namen, bringen sollst; lerne es recht gut auswendig, und vergiß ja kein Wort davon, weil in jedem Ausdrucke ein Geheimniß verborgen liegt.

Harl. Sorgen sie davor nicht, sagen sie es nur, ich will zuhören.

Monsieur. Du mußt so zu ihr sagen: Madam, Derjenige, der das größte Verlangen hat, ihnen sein Ehrfurchtvolles und unterthäniges Original zu schenken, schickt ihnen zum voraus sein Portrait. Behalten sie es so lange in gütiger Verwahrung, bis ihm das Glück die Ehre wird wiederfahren lassen —

Harl. Genug, genug, ums Himmels Willen. Ich weis kein Wort mehr davon.

Monsieur. Ah, nun sehe ich wohl, daß du gar nichts merken kannst. Kannst du lesen?

Harl. Manchmal.

Monsieur. Komm in mein Zimmer, ich will dir es aufschreiben. Du magst es hernach so vielmal lesen, bis du es auswendig kannst.

Harl. Wenn ich es so lange lesen soll, bis ich es auswendig kann, so werde ich es wohl Zeitlebens lesen müssen.

Monsieur. Mein lieber Harlekin, geh du nur und halt dich nicht länger auf. Ich bin recht ungeduldig, die Antwort zu hören, die mir Madam schicken wird, und nachdem sie seyn wird, will ich dich auch belohnen. Nimm die Kostbarkeit, die ich dir gegeben habe, ja wohl in Acht. Die vornehmsten Prinzessinnen von Europa haben längst darnach geseufzet. (geht ab.)

Harl. Eine Kostbarkeit, bey der ein ehrlicher Kerl verhungern könnte. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf, hernach Foletto, sein Bedienter.

Der Graf. Rosaura war auf mich erzürnt, weil sie sich durch meinen eifersüchtigen Verdacht für beleidiget hielt. Ich muß sie wieder gut machen. Ich sehe nun wohl ein, daß die Eifersucht weiter nichts ist, als eine Marter für den Liebenden, und eine Beschimpfung, die er seiner Geliebten anthut. Ich hoffe, mir durch diesen Brief Verzeihung bey ihr auszuwirken und wieder zu dem angenehmen Besitz ihrer Gewogenheit zu gelangen. He!

Foletto. Gnädiger Herr.

Der Graf. Weist du, wo Herr Pantalon de' Bisognosi wohnt?

Foletto. Ja, Ihro Gnaden.

Der Graf. Kennst du seine Schwägerin, Madam Rosauren?

Foletto. Ja, Ihro Gnaden, ich kenne sie.

Der Graf. Du sollst zu ihr ins Haus gehen und ihr diesen Brief von mir bringen.

Foletto. Wie Ihro Gnaden befehlen.

Der Graf. Und laß dir gleich Antwort geben.

Foletto. Ganz wohl, Ihro Gnaden.

Der Graf. Bey der Gelegenheit sieh auch mit zu, ob Jemand bey ihr ist.

Foletto. Lassen sie mich nur machen, gnädiger Herr.

Der Graf. Mache es fein gescheut.

Foletto. Sorgen sie nicht dafür, gnädiger Herr, das ist unser Handwerk. Man macht mehr aus einem Bedienten, der einen Brief wegtragen kann, als aus einem andern, der Courier reiten kann. (geht ab.)

Der Graf. Das muß man doch gestehen, daß unsere italienischen Bedienten recht höflich sind; bisweilen halten sie sich wohl ein wenig über uns auf, wenn sie gar zu oft mit Ihro Gnaden um sich herum werfen, das hat aber nichts zu sagen. Es hört es Jedermann gern, wenn man ihm schmeichelt. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Mylord, hernach Birif.

Mylord geht ganz allein, ohne zu sprechen, auf dem Theater, auf und ab, hernach zieht er ein Juwelenkästchen heraus, sieht es an, macht es wieder zu, und ruft.

Mylord. Birif!

Birif. (Er kömmt, nimmt den Hut ab, ohne zu reden.)

Mylord. Nimm diese Diamanten und trag sie zu Madam Rosauren; kennest du sie?

Birif. Ja, mein Herr.

Mylord. Sag ihr, daß ich dich schickete, weil ich nicht selbst kommen könnte.

Birif. Gut, mein Herr.

Mylord. Bring mir Antwort zurück.

Birif. Ganz wohl, mein Herr. (geht ab.)

Mylord. Tausend Thaler, oh! das ist nicht viel. Sie verdient mehr. Mit der Zeit, mit der Zeit. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Harlekin mit einem Papier in der Hand, das er vom Franzosen bekommen hat, hernach Alvaro.

Harlekin. Dießmal kann es möglich seyn, daß ich mein Glück mache, weil mich der Franzose kleiden will, und ich hoffe, daß er mir das Kleid schenken wird, wenn er ein ehrlicher Mann ist, wie die andern Franzosen, die ich gekannt habe. Doch ich muß auch das Compliment nicht vergessen, das ich Madam Rosauren bringen soll. Ich muß es noch etlichemal durchlesen, um mir es ins Gedächtniß hinein zu stopfen. (Er macht das Papier auf; da er aber den Spanier kommen sieht, macht er es wieder zu und steckt es ein.)

Alvaro. Mein Freund!

Harl. (Sieht sich um, weil er nicht glaubt, daß er mit ihm spricht.) Mit wem sprechen sie?

Alvaro. Ich rede mit dir.

Harl. Ich danke ihnen für das gute Zutrauen.

Alvaro. Sage mir, kennest du die Donna Rosaura, die Schwägerin des Don Pantalon?

Harl. Ja, mein Herr, ich kenne sie. (Der Teufel! Sie sind alle hinter der her.)

Alvaro. Du sollst die Ehre haben, ihr, in meinem Namen, einen Schatz zu überbringen.

Harl. Einen Schatz? Das geht an! Den will ich ihr bringen; aber vergessen sie nur nicht, daß eine jede Belohnung ihre Mühe verdient.

Alvaro. Hier, da bring ihr dieses Papier; du sollst reichlich dafür belohnt werden.

Harl. Ist das der Schatz?

Alvaro. Ja, es ist ein unschätzbarer Schatz.

Harl. Ey, allerliebster Herr, verzeihen sie mir meine Neugier, was ist denn das, in aller Welt, für ein Schatz?

Alvaro. Das ist der Stammbaum von meiner Familie.

Harl. (Er lacht.) (Der Schatz schickt sich zu des Franzosens Kostbarkeiten.)

Alvaro. Du sollst ihn der Donna Rosaura geben und ihr sagen: Große Dame, spiegeln sie sich an den ruhmvollen Vorfahren des Don Alvaro, ihres Bräutigams, und freuen sie sich, daß sie die Ehre haben, mit unter die spanischen Heldinnen gezählt zu werden.

Harl. Hören sie nur, den Schatz will ich wohl hintragen, aber die Worte da, die kann ich unmöglich alle behalten. Wenn sie wollen, daß ich sie nicht vergessen soll, so schreiben sie mir sie auf.

Alvaro. Ja, das will ich auch thun; komm mit auf mein Zimmer, und wenn du mir eine erfreu-

liche

liche Antwort bringest, so sey versichert, daß du auch einen kleinen Schatz für dich bekommen sollst.

Harl. Ich sähe es nicht gern, wenn der kleine Schatz etwann ein kleines Stammbäumchen wäre. (Ich denke aber doch, mir mit den zwo Verrichtungen, heute einen guten Tag zu machen.)

(Er geht mit Don Alvaro ab.)

Achter Auftritt.

Ein Zimmer bey Rosauren, mit Tischen, Papier, Schreibezeug und Stühlen.

Der Doktor und Eleonora.

Der Doktor. Die Parthie, meine Tochter, die ich dir, wegen der Heirath mit dem Herrn Pantalon, vorschlage, ist sehr vortheilhaft für dich; denn da sein Bruder Stefanello sehr reich war, so muß auch er, der, außer seinem eigenen ansehnlichen Vermögen, noch diese Erbschaft gethan, nun noch einmal so reich seyn.

Eleonora. Liebster Vater, ihnen die Wahrheit zu gestehen, so misfällt mir sonst nichts, als der gar zu große Unterschied des Alters; ich bin noch zu jung und er ist zu alt.

Der Doktor. An sein Alter darfst du dich gar nicht stoßen. Er ist ein hübscher, gesunder und lustiger Mann, und was das Beste ist, er ist dir gut und wird dich als eine Prinzessin halten.

Eleon. Wenn sie glauben, daß mir diese Heirath zuträglich ist, so will ich sie nicht ausschlagen, und zwar in der einzigen Absicht, ihrem Befehle zu gehorchen.

Der Doktor. So recht, meine Tochter; du erfreuest mich. Ich will gleich zu dem Herrn Pantalon gehen, und, ehe ihm etwas anders in Kopf kömmt, dein Glück durch ihn befestigen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eleonora, hernach Marionette.

Eleonora. Es ist wahr, es klinget sehr gut, wenn man sagt: Sie wird reich, sie wird eine vornehme Frau werden. Aber da, mit dem alten Manne, das gefällt mir nicht einen Augenblick. Marionette, ich muß dir eine rechte gute Neuigkeit erzählen. Ich bin eine Braut.

Marionette. Das freuet mich unendlich; aber erlauben sie, wer ist denn ihr Bräutigam?

Eleon. Herr Pantalon.

Marion. Und das nennen sie eine gute Neuigkeit? Und sie freuen sich, und sind vergnügt darüber?

Eleon. Warum nicht? Ist denn das keine gute Parthie?

Marion. O ja, für eine alte Frau von funfzig Jahren, aber nicht für ein so junges Frauenzimmer, wie sie sind.

Eleon. Ich dachte erst auch so; wenn ich aber sein großes Vermögen recht betrachte, so hat es nicht viel zu bedeuten, wenn er gleich ein Bischen alt ist.

Marion. Ey es hat wohl was zu bedeuten, recht sehr viel hat es zu bedeuten. Fragen sie nur ihre Schwester, was das heißt, eine junge Frau seyn und einen alten Mann haben. Wenn ich ihnen alles sagen dürfte, so wollte ich ihnen die

Lust bald vertreiben. Ich bin nicht alt und habe drey Männer gehabt, wenn ich mich aber wieder verheirathen sollte, so nähme ich mir einen, der sich noch nicht hätte barbieren lassen.

Eleon. Ih ja, ja, wenn ich einen haben könnte, ich schlüge es auch nicht aus.

Marion. Sie, als ein artiges, munteres und witziges Frauenzimmer, sie sollten einen Franzosen heirathen.

Eleon. Wo sollte ich denn einen Franzosen finden, der mich haben wollte.

Marion. O, wenns sonst nichts ist, so will ich ihnen schon einen schaffen.

Eleon. Aber, außer dem, daß er jung wäre, sehe ich auch gern, wenn er schön und reich wäre.

Marion. Dergleichen hat man in Frankreich genug.

Eleon. Soll ich denn nach Frankreich reisen, um mich zu verheirathen?

Marion. Nein, Mademoiselle, es kommen ihrer ja alle Tage hieher nach Venedig. Jetzt wäre gleich einer da, der eine Neigung zu ihrer Schwester zu haben scheint, ich glaube aber, daß sie sich nicht viel aus ihm macht. Vielleicht erklärete der sich für sie.

Eleon. Wenn er meine Schwester liebt, so wird er nichts nach mir fragen.

Marion. Ey, die Pariser ändern sich gar bald. Mit zween Seufzern können sie ihn zu Boden werfen.

Eleon. Du schilderst mir ihn aber als einen Unbeständigen —

Marion. Was fragen sie denn darnach? Wenn sie nur einmal verheirathet sind, so ist es schon gut.

Eleon. Und die Liebe des Mannes?
Marion. O, davon wissen sie noch nichts. Wir wollen von etwas andern sprechen. Wollen sie den Franzosen sehen?
Eleon. Ich möchte ihn gern sehen.
Marion. Lassen sie mich nur machen. Ihre Schwester ist schon völlig für ihren Eifersüchtigen eingenommen, und fragt nach keinem andern was: allein, desto schlimmer für sie. Es kann aber ihr Glück seyn. Ein Franzose! O, was für eine glückliche Ehe!
Eleon. Aber ich habe ja meinem Vater schon das Wort gegeben, den Herrn Pantalon zu heirathen?
Marion. Sagen sie ihm, daß sie anders Sinnes geworden wären.
Eleon. Er wird mich eine Flatterhafte heißen.
Marion. So entschuldigen sie sich damit, daß sie ein Frauenzimmer sind.
Eleon. Er wird mich ausschelten.
Marion. So lassen sie ihn reden.
Eleon. Er wird mir drohen.
Marion. Davor müssen sie sich nicht fürchten.
Eleon. Er wird mich mit Gewalt darzu zwingen wollen.
Marion. Wo keine Braut ist, da kann auch keine Hochzeit werden; beharren sie nur drauf.
Eleon. Ich weis nicht, ob ich ihn werde widerstehen können.
Marion. Ich wills ihrer Schwester sagen; wir wollen ihnen alle Beyde beystehen.
Eleon. Meine liebe Marionette, ich empfehle mich dir.

Zehnter Auftritt.

Rosaura und die Vorigen.

Marion. Kommen sie, Madam, kommen sie ihrer lieben Mademoiselle Schwester zu Hülfe. Ihr Vater will sie an den Herrn Pantalon, ihren Schwager, verheirathen; sie sieht es als ihr Unglück an, sie hat das Herz aber nicht, sich den Befehlen ihres Vaters zu widersetzen.

Eleon. Liebste Schwester, ich befehle mich dir an.

Rosaura. Laß du es gut seyn, ich liebe dich herzlich, ich werde dich nicht einer ganz gewissen Verzweifelung überlassen. Herr Pantalon hat mit mir davon gesprochen, und ob ihm gleich unser Vater gute Hoffnung gemacht hat, so habe ich doch die Freyheit vorgeschützt, die ein Jeder haben muß, der sich einen Stand erwählen soll und habe mich zum Bürgen derselben gegen alle Welt erklärt.

Eleon. Was habe ich dir nicht zu danken! Wahrhaftig, deine Liebe giebt der Liebe meiner Mutter nichts nach.

Rosaura. Geh nur wieder auf dein Zimmer.

Eleon. Wenn nun mein Vater darauf dringet, was soll ich ihm denn antworten?

Rosaura. Sag ihm nur, daß du dich, in dieser Sache, ohne mich zu nichts entschließen könntest.

Eleon. Er wird mir zur Antwort geben, daß er Vater sey.

Rosaura. So sag du ihm wieder, daß ich diejenige wäre, die dich ausstattete.

Eleon. Diese Antwort will ich ihm mit dem größten Vergnügen von der Welt geben. (Marionette, vergiß den Franzosen nicht.) (Sachte zu Marionetten, und geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Rosaura und Marionette.

Marionette. Eine Mutter würde gewiß nicht so viel thun für Mademoiselle Eleonoren, wie sie für sie thun wollen.

Rosaura. Ich liebe sie zärtlich. Sie ist beständig bey mir gewesen, und zur Belohnung, weil sie sich meinem Willen gänzlich überläßt, suche ich sie, so viel mir möglich ist, glücklich zu machen.

Marion. Es ruft da Jemand im Saale. Erlauben sie, daß ich zusehe, wer es ist. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Rosaura, hernach Marionette, alsdann Harlekin, auf französisch gekleidet.

Rosaura. Das Gesetz ist gar zu strenge, das über das Herz eines Frauenzimmers, auf Kosten ihres eigenen Glücks, gebieten will.

Marion. Madam, es ist ein Kammerdiener von Monsieur le Blau, der etwas an sie zu bestellen hat.

Rosaura. Sag ihm, daß er herein kommen soll.

Marion. Wissen sie auch, wer es eigentlich ist? Es ist der Aufwärter aus dem Gasthofe, es ist Harlekin, den der französische Cavalier zu seinem Kammerdiener gemacht hat. (geht ab.)

Rosaura. Der Franzose fängt wieder an zu attakiren; aber ehe ich mich ergebe, will ich mich aller Vertheidigungsmittel bedienen.

Marion. Kommen sie, kommen sie, französischer Herr Kammerdiener.

Harl. (Er tritt mit vielen übertriebenen Reverenzen herein.)

Rosaura. Recht so, recht so; bemühe dich nur nicht weiter. Sag es nur, wenn du mir von Seiten deines Herrn was zu sagen hast.

Harl. Madam, ich soll ihnen von Seiten meines Herrn ein Kleinod überbringen. (Er verändert seine ordentliche Sprache.)

Rosaura. Mir ein Kleinod?

Harl. Ja, ihnen, Madam; ehe ich es ihnen aber gebe, oder, um besser zu sagen, präsentire, soll ich ihnen ein Compliment machen, wovon ich aber wirklich kein Wort mehr weis.

Marion. Harlekin, du beschimpfest deinen Witz.

Rosaura. Wenn du es nicht mehr weist, so werde ich es auch schwerlich zu hören bekommen.

Harl. Die Kunst des Menschen ersetzt die Begebenheiten des Zufalles. (Eine schöne Redensart!) Hier ist das große Compliment, geschrieben auf das weisse Depositum dieses Papiers.

Rosaura. Recht so!

Marion. Vortreflich!

Harl. Da haben sie das Blatt. Lesen sie es selbst; denn, ihnen das Geheimniß zu gestehen, ich kann weder lesen noch schreiben. (Er überreicht Rosauren das Blatt.)

Rosaura. Wir wollen doch sehen, Marionette, was unser Franzose für schöne, für galante Sachen zu sagen hat. (Sie liest.) Madam, das schlechte Gedächtniß meines neuen Bedienten nöthiget mich, das Pfand meiner Hochachtung, das ich ihnen überschicke, mit diesen Zeilen zu begleiten. Geruhen sie, es geneigt anzunehmen, und seyn sie versichert, daß ich es ihnen, von meinem ganzen Herze begleitet, zusende.

Marien. Was für ein schöner französischer Styl!

Rosaura. Nun, was ist es denn, das du mir geben sollst?

Harl. Ein kostbares Kleinod! Eine französische Kostbarkeit. Da ist es. (Er giebt ihr das Portrait.)

Rosaura. Ist dieß das Kleinod?

Marion. Scheint ihnen das nichts zu seyn? Das Portrait eines Parisers?

Rosaura. Es ist was ganz Besonderes.

Harl. Madam, ich bitte sie um eine Antwort, von der die Ruhe meines Herrn völlig abhänget und zugleich auch der Vortheil des Bedienten.

Rosaura. Recht gern. Warte, ich will den Augenblick wieder bey dir seyn. (Sie geht an einem Tisch und schreibt.)

Marion. Mein lieber Harlekin, welcher gute Geist hat dich denn so glücklich versorgt?

Harl. Da mir das Glück nach dem französischen Gout günstig zu werden anfängt, so hoffe ich auch, mich in die Gewogenheit der Mamsell Marionette zu verfranzösen.

Marion. Wenn du dich ferner auf diesen guten Geschmack befleißigest, so werde ich gewiß große Stücke auf dich halten.

Harl. Jetzt sehe ich erst, daß ich viele gute Eigenschaften besitze, und wenn ich bisher noch nicht viel vorgestellet habe, so ist die Ursache davon, ich weis selbst nicht, wie ich es nennen soll, das Schicksal, das Glück, der Zufall oder das Verhängniß.

Marion. Allerliebst, allerliebst!

Rosaura. Da hast du eine kurze Antwort, die du dem Monsieur le Blau geben kannst. Da es kein ordentlicher Brief ist, so siegele ich sie auch nicht zu und mache keine Ueberschrift darauf.

Harl. Ist die Antwort tröstlich?

Rosaura. Ich glaube ja.

Harl. Darf ich wohl auf die Erfüllung seiner Versprechungen hoffen?

Rosaura. Das beruhet auf der Freygebigkeit desjenigen, der dich geschickt hat.

Harl. Madam, von ganzen Herzen. (Mit verschiedenen Reverenzen.)

Marion. Das ist zu vertraut.

Harl. Mit allem Esprit. (Er macht viele Reverenze.)

Marion. Das ist zu gekünstelt.

Harl. Also, mit aller Vertraulichkeit. Leben sie wohl, Madam. (geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Rosaura und Marionette.

Marionette. Glauben sie mir nur, daß mir der Witz dieses Menschen ungemein gefällt.

Rosaura.

Rosaura. Es ist ein artiger Kerl.
Marion. Wenn ihn ein Franzose in Dienste genommen hat, so kann er nicht ohne Witz seyn.
Rosaura. Weist du auch, Marionette, daß Herr Pantalon auf mich böse ist, weil ich mich seiner Heirath mit meiner Schwester widersetzt habe? Beynahe hätte er mich aus dem Hause ziehen geheißen; ich bin aber Willens, seiner Ausbietung zuvor zu kommen.
Marion. Es wird ihnen nicht an andern Häusern fehlen.
Rosaura. Ja, das ist wohl wahr; aber es läßt nur nicht, wenn eine Wittwe so alleine wohnt.
Marion. Nehmen sie ihre Schwester mit.
Rosaura. Die braucht noch Aufsicht.
Marion. Ziehen sie zu ihrem Vater.
Rosaura. Da wäre ich zu vielem Zwange unterworfen.
Marion. Verheirathen sie sich wieder.
Rosaura. Das wäre das beste Mittel.
Marion. Nun, warum schieben sie es denn so lange auf?
Rosaura. Ich bin unter den vier Liebhabern noch unentschlüßig.
Marion. Wählen sie sich einen davon.
Rosaura. Ich besorge immer, daß ich es nicht recht treffe.
Marion. Halten sie sich an den Franzosen, da können sie nicht fehlen.
Rosaura. Und ich halte ihn für schlimmer, als die andern alle.
Marion. Wenn sie ihn nicht wollen, so lassen sie ihn doch ihre Schwester nehmen.

Rosaura. Ich will es überlegen.
Marion. Sehen sie doch, da kömmt ein Bedienter in den Saal gelaufen.
Rosaura. Was muß er denn wollen? Laß ihn herein kommen.
Marion. Das braucht man einem Bedienten nicht zu sagen; sie sind so unverschämt genug.

Vierzehnter Auftritt.

Foletto und die Vorigen.

Foletto. Unterthäniger Knecht, gnädige Frau.
Rosaura. Wer ist er?
Foletto. Ich heiße Foletto und bin Laqvai bey Ihro Hochgebohrnen, dem Herrn Grafen von Bosco Nero, zu ihrem Befehl, gnädige Frau.
Marionette. Er will so viel damit sagen, daß er ein Bedienter von einem Italiener ist. In Italien ist gar kein Mangel an übertriebenen Titeln.
Rosaura. Was will der Graf, sein Herr?
Foletto. Ihro Hochgebohrnen, der Herr Graf, mein Herr, schickt der gnädigen Frau Rosaura, meiner gnädigen Gönnerin, diesen Brief. (Er giebt ihr einen Brief.)
Rosaura. (Sie liest sachte.)
Marion. Ist er in Paris gewesen, mein Freund?
Foletto. Nein, Mamsell.
Marion. So wird er sich nicht gut zum Bedienten schicken.
Foletto. Warum nicht?
Marion. Weil sonst nirgends, als dort, die hohe Schule für Bediente ist.

Foletto. Ob ich gleich nicht in Paris gewesen bin, so weis ich doch eine gewisse Mode für Bediente, die ich einzuführen gedenke, wenn sie es so will.

Marion. Was ist denn dieß für eine Mode?

Foletto. Es ist diese; wenn nämlich der Herr die Frau vom Hause caressirt, so macht es der Bediente mit der Kammerjungfer eben so.

Marion. Ey, das versteht er recht!

Rosaura. Es ist schon gut; sag er nur seinem Herrn —

Foletto. Aber, ums Himmels Willen, gnädige Frau, beehren sie mich ja mit einer schriftlichen Antwort, sonst —

Mar. Sonst kriegt man kein Trinkgeld, nicht wahr?

Foletto. Ganz recht. Wer das Handwerk gelernt hat, der versteht die Sache gleich.

Marion. Wenn du doch zum Henker giengest, du verzweifelter Laqvai!

Rosaura. Ich will die Antwort gleich aufsetzen.

(Sie geht an den Tisch.)

Foletto. Nun, meine kleine Französin, wie sieht es mit den Liebhabern aus?

Marion. Nu, so, so.

Foletto. Kommen sie des Nachts fleißig unters Fenster?

Marion. Ey! Ich bin nicht von der Art.

Foletto. Das glaube ich auch. Aber, wenn ich nun käme, sollte es nicht angehen?

Marion. Wer weis?

Foletto. Diesen Abend werde ich es versuchen.

Marion. Ey, loser Schelm! Wer weis, wie viel er ihrer schon hat!

Foletto. Das ist wahr; ich würde mit meinem Lohne nicht weit kommen, wenn ich nicht drey bis vier junge Mädchen hätte, die mich unterhielten.

Marion. Ach, geh er doch!

Foletto. Sie soll die Fünfte werden.

Rosaura. Hier ist die Antwort.

Foletto. Ich danke ihnen, gnädige Frau. Aber, was wollte ich denn noch sagen, gnädige Frau, wirst es nichts für den Bedienten ab?

Rosaura. Ja, da hat er was. (Sie giebt ihm ein Trinkgeld.)

Foletto. Unterthäniger Diener, gnädige Frau. Leben sie recht wohl, Ihro Gnaden. Meine kleine Französin, diesen Abend, auf glückliches Wiedersehen. (Er geht geschwinde ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Rosaura, Marionette, hernach Birif.

Marion. (Ja, ja, komm nur; bey mir wirst du es schöne treffen!)

Rosaura. Aus des Grafens Art zu schreiben sehe ich doch, daß er mich wirklich liebt.

Marion. Das sollten sie aus dem Geschenke, das ihnen Monsieur le Blau gemacht hat, noch eher schließen; da er ihnen sein Portrait schickt, so zeigt er dadurch sein Verlangen an, stets um sie zu seyn.

Rosaura. Der Ausdruck, daß er mir es als eine Kostbarkeit schicket, gefällt mir nicht.

Marion. Gehen sie nur, gehen sie nur, nun verstehe ich sie. Ihr Herz hat sich schon für den Grafen erklärt. Wenn sie nur wohl dabey fahren.

Rosaura. Glaube mir nur, daß ich ganz gleichgültig dabey bin.

Marion.

Marion. Ums Himmels Willen! Da kömmt schon wieder eine neue Bothschaft. Es ist heut ein glücklicher Tag für sie.

Rosaura. Wer muß denn der seyn?

Marion. Sehen sie es ihm nicht gleich an? Ein englischer Bedienter.

Rosaura. Es wird des Mylords Kammerdiener seyn.

Marion. Immer herein. (Gegen die Thür.)

Birif. Madam. (Er macht ein Compliment.)

Marion. (O, sehe mir nur eins die Ernsthaftigkeit an!)

Rosaura. Was bringt er, mein Freund?

Birif. Mylord Runebif schickt mich her, weil er nicht selbst kommen kann.

Rosaura. Ganz gut; und?

Birif. Und schickt ihnen diese Kleinigkeit. (Er giebt ihr die Edelsteine.)

Rosaura. Ey, was für eine vortrefliche Sache! Sieh einmal, Marionette, was für prächtige Edelsteine!

Marion. (Das ist wohl ein ander Ding, als ein verliebter Brief!)

Rosaura. (Und als ein Portrait!) Hat er sonst nichts gesagt? (zum Birif.)

Birif. Nein, Madam.

Rosaura. Bedanke er sich bey ihm.

Birif. Madam. (Er macht einen Reverenz und will fortgehen.)

Rosaura. Da hat er — (Sie will ihm ein Trinkgeld geben.)

Birif. Das wundert mich, Madam. (Er nimmt es nicht an und geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Rosaura und Marionette, hernach Harlekin, als ein spanischer Bedienter gekleidet.

Marion. Der Italienische machte es nicht so, nein.

Rosaura. Der Französische würde es auch nicht gethan haben.

Marion. Aber der Engländer hat Recht. Er ist sehr freygebig und lebt wie ein Prinz. Er muß sehr reich seyn.

Rosaura. So reich er ist, so freygebig ist er auch. Wer Henker muß denn das im Mantel da seyn?

Marion. Oh, oh! Das ist Harlekin, als ein spanischer Bedienter verkleidet.

Rosaura. Was ist denn das für eine Veränderung?

Marion. Es wird ein lächerlicher Einfall aus seinem närrischen Kopfe seyn.

Harl. Der Himmel bewahre die Donna Rosaura viele Jahre. (Er nimmt den Huth ab.)

Rosaura. Was sind denn das wieder für Auftritte? Wie viel Rollen willst du denn spielen? Wer schicket dich?

Harl. Don Alvaro di Castiglia, mein Herr. (Er nimmt den Huth ab.)

Rosaura. Und was hast du mir zu sagen?

Harl. Er schickt der Donna Rosaura einen Schatz. (wie oben.)

Marion. Der Henker, einen Schatz! Er wird ihn aus Indien bekommen haben.

Rosaura. Und worinne besteht denn dieser Schatz?

Harl.

Harl. Da sehen sie ihn. (Er nimmt den Huth ab.) Verneigen sie sich. Das ist der Stammbaum von der Familie des Don Alvaro, meines Herrn. (Er verbeugt sich.)

Marion. O, was das für ein kostbarer Schatz ist!

Rosaura. Ey, er ist nicht zu verachten. (Sie nimmt ihn.) Hat er sonst nichts gesagt?

Harl. Er hat was gesagt, aber so viel gesagt, daß ich mich es nun und nimmermehr nicht wieder erinnern würde, wenn er es nicht, aus Vorsicht, auf dieses Papier geschrieben hätte. (Er giebt Rosauren ein Blatt.)

Rosaura. Du sollst ihm gleich eine Antwort darauf bringen. (Sie geht an den Tisch.)

Marion. Aber sage mir nur, was das für eine Narrheit ist, daß du die Kleider immer veränderst?

Harl. Respekt und Gravität!

Marion. Was! Du bist schon hochmüthig geworden?

Rosaura. Da hast du die Antwort.

Harl. Gehorsamer Diener von der Donna Rosaura. (Er nimmt den Huth ab und setzt ihn wieder auf.)

Rosaura. Lebe wohl.

Harl. Adieu, Marionette. (Er geht gravitätisch ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Rosaura und Marionette.

Marion. O, was für eine lächerliche Figur! Wenn er den französischen Anstand verläßt, so wird nichts aus ihm.

Rosaura. Ich muß dir sagen, daß er sich recht gut drein findet und sich vollkommen gut in alle Charaktere schickt.

Marion.

Marion. Madam, ihre Liebhaber haben sie nun alle viere beschenkt. Von welchem glauben sie nun, daß er ihre Erkenntlichkeit am meisten verdient?

Rosaura. Ich vermuthe mir schon, daß es der Engländer seyn wird; diese Edelgesteine sind gar zu schön.

Rosaura. Nein, Marionette, deswegen ziehe ich ihn den andern noch nicht vor. Zufriedenheit und Liebe lassen sich nicht dadurch erkaufen. Und überdem will sich Mylord auch nicht verheirathen.

Marion. Also bilde ich mir ein, daß es ihnen nicht schwer fallen wird, den Ausspruch zu thun und denjenigen vorzuziehen, der ihnen sein Portrait geschickt hat.

Rosaura. Auch nicht. Diese erdichteten Farben versichern mich nicht von seiner Treue.

Marion. So wird wohl der mit dem Stammbaume einen Eindruck auf sie machen?

Rosaura. Ein so ansehnlicher Adel ist nicht zu verachten; aber er ist nicht hinlänglich, mein Gemüthe zu beruhigen.

Marion. O, nun weis ich es. Der Brief des Eifersüchtigen wird wohl die erste Stelle einnehmen.

Rosaura. Marionette, du irrest dich. Ich weis wohl, daß sich ein Liebhaber bey seiner Geliebten rechtfertigen, verstellen und vieles aussinnen kann.

Marion. Also gefällt ihnen keiner?

Rosaura. Sie gefallen mir alle.

Marion. Sie können ja aber nicht alle heirathen.

Rosaura. Ich werde einen davon wählen.

Marion. Welchen denn?

Rosaura. Das werde ich noch überlegen. Und glaube mir nur, daß ich bey meiner Entschließung

nicht mein Herz, sondern meinen Verstand zu Rathe ziehen werde. Ich werde nicht auf Schönheit, sondern auf Liebe und Beständigkeit sehen. Ich bin eine Wittwe, ich kenne die Welt und weis sehr wohl, daß man bey der Wahl eines Liebhabers nur ein Auge, bey der Wahl eines Mannes aber alle Beyde aufthun, und wenn das nicht genug ist, auch das Vergrößerungsglas der Vernunft darzu nehmen muß. (geht ab.)

Marion. Und hernach wird sie es doch machen, wie wir Frauenzimmer es alle machen, sie wird den Schlimmsten wählen. (geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Eine Straße.

Mylord und der Graf.

Der Graf. Mylord, wie lange ist es, daß sie nicht bey Madam Rosauren gewesen sind?

Mylord. (Er geht auf und ab, ohne zu antworten.)

Der Graf. Es ist in der That eine sehr vernünftige Frau. Sie verdient die Achtung der angesehensten Personen. Sie haben eine gute Wahl getroffen. Ich gestehe selbst, daß ich ein wenig Neigung zu ihr hatte; da ich aber gesehen habe, daß sie sich für sie erklärt, bin ich wieder abgegangen. (Er will nicht reden; ich kann also nichts aus ihm bringen.) Das wäre gleich die bequemste Zeit, einen Besuch bey ihr abzulegen. Wenn ich zu ihr gienge, so würde ich diese kostbaren Augenblicke nicht vorbey streichen lassen. Aber, was Teufel! Sind sie denn stumm? Reden sie denn gar nicht? Was

haben

haben sie denn für ein Temperament? Aus ihrer Ernsthaftigkeit kann ich nicht sehen, ob sie aufgeräumt oder melancholisch sind.

Mylord. Dahinter werden sie auch niemals kommen.

Der Graf. Nun, dem Himmel sey Dank, daß sie doch einmal geredt haben. Ich billige ihre Gewohnheit sehr; man kann sie die allerfeineste Politik nennen; aber wir Italiener sind nicht so geschickt, sie auszuüben. Wir reden zu viel.

Neunzehnter Auftritt.

Birif, auf der Seite des Mylords, Foletto auf der Seite des Grafen, und die Vorigen.

Birif. Mein Herr.

Foletto. Ihro Gnaden. (Der Graf giebt Foletten ein Zeichen, daß er nicht reden soll, und der giebt ihm einen Brief.)

Mylord. Hast du es ausgerichtet? (zu Birif.)

Birif. Ja, mein Herr. (zum Mylord.)

Mylord. War es ihr lieb? (zum Birif.)

Birif. Sie läßt sich bedanken. (zum Mylord.)

Mylord. Nun ist es schon gut. (Er giebt ihm ein Beutelchen mit Geld und Foletto sieht es.)

Birif. (Er macht ein Compliment und geht ab.)

Der Graf. (Er giebt Foletten ein Zeichen, daß er fortgehen soll. Dieser aber streckt die Hand nach dem Trinkgelde aus. Der Graf jagt ihn fort.)

Foletto. (Ein schönes Land, Italien! Aber schlimm darinne zu dienen!) (geht ab.)

Der Graf. (Der brachte dem Mylord eine Antwort, ich vermuthe ganz gewiß, daß sie von Rosau-

ren kam.) Mein Freund, ich freue mich mit ihnen. Aber, so gehts, wenn man glücklich ist. Das Frauenzimmer läuft einem nach. Die Nachrichten kommen geflogen. Madam Rosaura —

Mylord. Sie sind ein Narr. (geht ab.)

Der Graf. Ich ein Narr? Das stände mir an! Du sollst diese Beschimpfung schon bereuen. Auf den Degen will ich ihn herausfodern, da soll er mir antworten — Aber, was sagt denn meine geliebte Rosaura? Erfreuet sie mich oder tödtet sie mich? Die Antwort mag in sich enthalten, was sie will; ich muß sie lesen. (Er liest sachte.) O, ich Glücklicher! O, geliebte Rosaura! O, Ausdrücke, die mein Herz beruhigen! Und also ist es wahr, daß ich deiner Liebe würdig bin, mein einziges Vergnügen? Also habe ich Gegenliebe zu hoffen? Also machst du mir noch Muth, dich zu lieben, dir treu zu seyn? Ja, ich will es auch thun, meine Geliebte. Ja, ich will es thun; besorge nichts. Nein, Mylord, vor dir fürchte ich mich nicht; du hattest Recht, mich einen Narren zu heißen, weil ich glaubte, daß du geliebt würdest, daß du mein Nebenbuhler wärest. Ich besitze ihr Herz. Rosaura muß die Meine werden, das wünsche ich, das hoffe ich, und dieses Blatt versichert mich fast gänzlich davon. (geht ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Don Alvaro, der hin und her geht, hernach Harlekin, auf spanisch gekleidet.

Alvaro. Entweder Rosaura weis nicht, was sich geziemet, oder Harlekin ist ein schlechter Bedienter.

Mich so lange warten zu lassen, das ist sehr unbescheiden; das leide ich nicht um eine Million Duplonen. Wenn er kömmt, so will ich ihm hundert Prügel geben. So darf man einem Cavalier meines Gleichen nicht begegnen — Doch — vielleicht — wird sie sich mit der Untersuchung meiner Vorfahren beschäftigen. Es sind vier und zwanzig Geschlechter. Es fängt von dem Könige an. Man trift so viele Prinzen darunter an. Eine solche Verzögerung ist zu vergeben.

Harl. Cavalero! (Indem ihn D. Alvaro nicht sieht, weil er hin und her geht.)

Alvaro. Was bringest du?

Harl. Es lebe der König, unser Herr! (Er nimmt den Hut ab und Den Alvaro auch.) Donna Rosaura ist ihnen sehr gewogen.

Alvaro. Das weis ich schon. Was hat sie von meinem fürtreflichen Stammbaume gesagt?

Harl. Sie hat ihn geküßt, und unzählichemal wieder geküßt. Sie machte rechte große Augen und knirschete, für Verwunderung, mit den Zähnen.

Alvaro. Hast du ihr auch das Compliment recht von Wort zu Werte gesagt?

Harl. Vollkommen gut.

Alvaro. Was hat sie drauf geantwortet?

Harl. Hier sind die Verehrungswürdigen Züge von der Donna Rosaura Hand. (Er nimmt den Hut ab und giebt ihm ein Billet.)

Alvaro. Nun, mein Herz, mache dich zur Zärtlichkeit gefaßt. (Er liest.) Ich nehme das Portrait, das sie mir zu überschicken so gütig gewes

gewesen sind, mit vielem Vergnügen an — Was sagt sie da vom Portrait? (zu Harlekin.)

Harl. (O ich dummer Teufel! Da haben wirs! Anstatt ihm die Antwort, die an ihn war, zu geben, habe ich ihm des Franzosen seine gegeben. Doch, es hat nichts zu sagen; Witz und Frechheit muß dem Dinge wieder abhelfen.)

Alvaro. Nu, antwortest du mir nicht?

Harl. Der Stammbaum von ihrer Familie ist das Ebenbild von ihrer Hoheit.

Alvaro. So verstand ich es auch. Wegen der besondern Achtung, die ich für das Original habe. Wie kömmt denn das Original dahinein? (zu Harl.)

Harl. Sagen sie mir einmal: Wer ist der Erste von diesem Stammbaume?

Alvaro. Ein König von Castilien.

Harl. Sehen sie nur die Leichtfertigkeit der Frauenzimmer! Den Stolz ihres Geschlechts! Sie bildet sich was auf den König ein, der der Ursprung oder vielmehr das Original von ihrem Hause ist.

Alvaro. So verstand ich es auch. Das Meinige kann ich ihnen nicht schicken, weil ich keines habe.

Harl. Sie hat keinen Stammbaum, sehen sie wohl.

Alvaro. So verstand ich es auch. Ich schätze dieses kostbare Kleinod so hoch — Ein kostbares Kleinod? (zu Harl.)

Harl. Das will so viel sagen, ein Schatz, nämlich ihr Stammbaum.

Alvaro. So verstehe ich es auch. Daß ich es in Gold will einfassen lassen. O, der Teufel!

Meinen Stammbaum in Gold einfassen zu lassen?

Harl. Das heißt, mit vergoldeten Leisten.

Alvaro. So verstand ich es auch. **Und an meiner Brust tragen.** Ein Gemählde von so einer Größe an der Brust tragen?

Harl. Ey, sie verstehen das nicht; es ist eine poetische Redensart. Sie will es beständig im Herzen oder an der Brust tragen, welches einerley ist.

Alvaro. So verstand ich es just auch. Lebe wohl. (Er will abgehen.)

Harl. Cavalero!

Alvaro. Was willst du?

Harl. Wie hälts mit ihrem Gedächtnisse?

Alvaro. Was für eine verwegene Frage!

Harl. Wenn ein Cavalier was verspricht, so muß er auch sein Wort halten.

Alvaro. Du hast Recht; ich dachte nicht mehr daran. Du hast mir treulich gedient, also muß ich dich auch belohnen. Du hast einen Schatz zur Donna Rosaura getragen; hier hast du auch einen kleinen Schatz für dich. (Er giebt ihm ein zusammengerolltes Papier.)

Harl. Was ist das?

Alvaro. Das ist ein Patent, das ich für dich, als meinen Bedienten, ausgefertiget habe. (geht ab.)

Harl. O, du verwünschter Spanier! für mich ein solches Schätzchen? Muß man sich so über einen ehrlichen Kerl aufhalten? Aber ich will mich schon rächen. Ich will gewiß meine Rache an ihm suchen. Doch, da kömmt der Franzose; fort, fort, daß er er mich nicht sieht; da mich der Spanier zum Narren gehabt, so macht der es vielleicht wieder gut.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Monsieur le Blau, der sich in einem kleinen Spiegel besieht, hernach Harlekin, auf französisch gekleidet.

Monsieur. Diese Perücke scheint mir doch nicht recht accommodirt zu seyn. Diese Locke will nicht recht auf der andern liegen. Die rechte Seite scheint mir einen ganzen Messerrücken breit länger zu seyn, als die linke. Ha! Ich werde meinen Perückenmacher abdanken und mir einen andern aus Paris verschreiben müssen. Hier können sie gar keine Perücke accommodiren. Und die hiesigen Schuster kann ich auch nicht ausstehen. Sie haben den Fehler an sich, daß sie die Schuhe zu weit machen, und wissen nicht, daß ein Schuh am besten läßt, wenn er brav drücket. Ach, schönes Paris! Schönes Paris!

Harlekin. (Er macht viele Reverenze und übertriebene Verbeugungen gegen Monsieur.)

Monsieur. Bravo! Bravo! So machst du es recht. Bist du bey Madam gewesen?

Harl. Ja, ich bin da gewesen. Ich wollte aber lieber, daß ich nicht da gewesen wäre!

Monsieur. Was meynest du damit?

Harl. Welche Schönheit! Welche Annehmlichkeit! Was für Augen! Welche Nase! Was für ein Mund! Was für eine Brust! (Affektirt.)

Monsieur. (Der kömmt mir vor, als wenn er in Paris gewesen wäre. Das ist eben der Fehler an unsern Bedienten. Sie verlieben sich auch in unsere Schönen.) Gabst du ihr das Portrait?

Harl. Ich gab es ihr, und sie drückte es recht zärtlich an die Brust.

Monsieur. Ah, schweig stille, du machst, daß ich für Zärtlichkeit zerfließe.

Harl. Sie konnte sich nicht satt daran sehen, es nicht genug küssen.

Monsieur. Ah, meine Schönste! — Sagtest du ihr das Compliment auch her?

Harl. Ich sagte es ihr, von einigen Thränen begleitet.

Monsieur. Recht so, Harlekin! Ich sagte es gleich, daß du darzu gebohren wärest. (Er küßt ihn.)

Harl. Ah, mein Herr, nun freuen sie sich. Sie — O Himmel!

Monsieur. Was machte sie, mein lieber Harlekin, was machte sie?

Harl. Da sie ihre schönen, ihre rührenden Ausdrücke las, fiel sie in Ohnmacht.

Monsieur. Du entzückest mich, du beseligest mich, du hebest mich auf den Thron der Glückseligkeit. Aber, sage mir, gab sie dir keine Antwort darauf?

Harl. (Ah, der Teufel! Nun erinnere ich mich, daß ich sie dem Spanier gegeben habe.) Sie gab mir eine — aber —

Monsieur. Nun, was Aber?

Harl. Ich habe sie verlohren.

Monsieur. Ha, Nichtswürdiger, ha, du Böswicht! Eine so kostbare Sache zu verliehren? Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich dir den Degen nicht gleich durch die Brust stoße. (Er zieht den Degen.)

Harl.

Harl. Warten sie, ich habe sie gefunden, ich habe sie gefunden. (Ehe ich mich todt stechen lasse, will ich ihm lieber die an den Spanier geben.) Hier ist sie, da haben sie sie.

Monsieur. O, mein allerbester Harlekin, du Besänftiger meines Kummers; du Herold meines Vergnügens. (Er umarmt ihn.)

Harl. (Jetzt umarmt er mich, und erst wollte er mich ums Leben bringen.)

Monsieur. O geliebtes Papier, das den Balsam für meine Wunden in sich schließt! Das Herz zerschmelzt mir für Freuden, da ich dich eröfne. Ich muß es lesen. Ich bewundere den Stammbaum ihrer Familie recht sehr.

Was! Den Stammbaum meiner Familie?

(zu Harl.)

Harl. (Nun kömmt dieselbe Historie wieder.) Verstehen sie das nicht?

Monsieur. Ich nicht.

Harl. So will ich es ihnen erklären. Sind sie nicht der einzige Sohn aus ihrer Familie?

Monsieur. Ja.

Harl. Sollen sie sich nicht verheirathen?

Monsieur. Ganz recht.

Harl. Bringt die Ehe nicht Früchte?

Monsieur. Freylich.

Harl. Dasjenige also, was Früchte bringt, heißt das nicht ein Baum?

Monsieur. Das ist wahr.

Harl. Also sind sie der Baum, oder der Stammbaum von ihrer Familie.

Monsieur. Ey! Ist Madam Rosaura so spitzfindig?

Harl. Ja freylich.

Monsieur. Was für eine witzige Frau! Und ich habe daraus ersehen, daß sie von Prinzen und Monarchen abstammen. Wo kömmt denn das hinein?

Harl. Ihr andern Herren Franzosen seyd nun sonst so scharfsinnig, und sie können das nicht begreifen?

Monsieur. Die Wahrheit zu gestehen, ich begreife es nicht.

Harl. Indem sie ihr Portrait betrachtet, sieht sie aus demselben diese schöne Mine, diese edle Mine, diese große Mine, und glaubt, daß sie von Prinzen und Monarchen abstammen.

Monsieur. Du bist ein geschickter Mensch. (Er küßt ihn.) Weiter. Wenn ich die Ehre haben werde, unter so viele Heldinnen aufgenommen zu werden — Was sind denn dieß für Heldinnen?

Harl. Diejenigen, die sie lieben.

Monsieur. Du hast Recht, und deren sind ihrer viel. So wird der Stamm meiner Familie auch geadelt werden. Was soll denn das heißen?

Harl. Alsdann wird sie und ihr alter Vater, der der Stamm von der Familie ist, auch in Adelstand erhoben werden.

Monsieur. O, fürtreflicher Harlekin, du sollst leben! Du verdienst die größte Belohnung.

Harl. (O, desto besser!)

Monsieur. Ich sinne eben drauf, was ich dir geben soll, weil du deine Sachen so gut ausgerichtet hast.

Harl. Ein Engländer gab mir für eben eine solche Sache, einen Beutel mit Gelde.

Monsieur. Einen Beutel mit Gelde? Das ist nichts, Du wirst auch das nicht für ihn gethan haben,

haben, was du für mich gethan hast. Du verdienest eine ganz außerordentliche Belohnung. Eine ganz besondere Erkänntlichkeit. Halt, jetzt will ich dich gleich auf eine Art belohnen, die deinen Verdiensten angemessen ist. Hier hast du ein Stückchen von dem Briefe, welches das kostbarste Kleinod von der Welt ist. (Er giebt ihm ein Stückchen von Rosaurens Briefe und geht ab.)

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Harlekin, hernach Marionette, die aus dem Hause kömmt.

Harl. (Er bleibt voller Verwunderung, mit dem Stückchen Papier in der Hand, stehen, und sieht dem Monsieur nach.)

Marion. Was machst du da, Monsieur Harlekin?

Harl. Ich dachte da der Freygebigkeit eines Franzosen nach.

Marion. Des Monsieur le Blau?

Harl. Just, eben desselben.

Marion. Er wird dich wohl beschenket haben?

Harl. Ey freylich!

Marion. Höre nur, wenn du ein rechter Pariser Bedienter seyn willst, so mußt du auch die Gebräuche dieser Stadt lernen. Wenn der Bediente des Liebhabers ein Trinkgeld bekömmt, so theilt er es fein mit der Kammerjungfer von der Geliebten. Denn die Kammerjungfer ist doch allemal diejenige, die alles bewerkstelliget, und es dahin bringet, daß alle mit einander vergnügt sind.

Harl. Es lebe Marionette; sie verdient eine ganz außerordentliche Erkänntlichkeit.

Marion. Ich habe deinem Herrn gewiß viel dabey geholfen.

Harl. Ich sinne eben drauf, was ich ihr geben soll, weil sie ihre Sache so gut ausgerichtet hat.

Marion. Zehn Thaler wären eben nicht zu viel, für die guten Dienste, die ich geleistet habe.

Harl. Zehn Thaler? Sie verdient eine ganz auserordentliche Belohnung. Halt! Jetzt will ich sie gleich auf eine Art belohnen, die ihren Verdiensten angemessen ist. Die Hand her. Hier hat sie ein Stückchen von dem Briefe, welches das kostbarste Kleinod von der ganzen Welt ist. (Er reißt ein Stückchen von dem Papier ab, giebt es ihr und geht ab)

Drey und zwanzigster Auftritt.

Marionette allein.

Marionette. Einfältiger Italiener ohne Lebensart! Ich hätte mir nicht eingebildet, daß du solche niederträchtige Gesinnungen haben könntest. Mir ein Stückchen Papier? Mich so zu beschimpfen? Mich zum Besten zu haben, mich auszulachen? Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich mich nicht räche. Weist du wohl, wer ich bin? Ich bin Marionette, eine Tochter der Kammerfrau bey der Amme des Königes. Ich bin ein Frauenzimmer, und wir Frauenzimmer verstehen die Kunst zu verlangen und zu befehlen. Und wenn ich verlange, und wenn ich befehle, daß du Prügel haben sollst, so werden sich Tausend Anbeter meiner Schönheit um die Wette bemühen, die Ehre meiner Nation und die Verachtung meines Standes zu rächen. (geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Rosaurens Zimmer.

Rosaura und Marionette.

Rosaura.

Höre nur, Marionette, ich will dir einen Einfall anvertrauen, den ich gehabt habe, der dir vielleicht eben so sinnreich vorkommen wird, als diejenigen, die deine französischen Damen hervorzubringen pflegen.

Marion. Ey, was das anbetrifft, so habe ich es ihnen schon oft gesagt. Sie haben viel mehr Witz, als die andern Italienerinnen.

Rosaura. Ich will die Liebe und die Treue meiner vier Liebhaber auf die Probe stellen. Weil wir jetzt Carneval haben und maskirt gehen können, so will ich mich verkleiden, und wenn ich mit einem Jeden allein seyn werde, will ich mich für eine unbekannte Liebhaberinn von ihm ausgeben und zusehen, ob sie mir zu Gefallen, eine verliebte Avantür ausschlagen können; und, damit die Probe desto nachdrücklicher sey, will ich mich bey einem Jeden für ein Frauenzimmer von seiner Nation ausgeben, und mit Hülfe der darzu gehörigen Kleidung, der Maske und der verschiedenen Sprachen, die ich schon hinlänglich verstehe, in-

gleichen

gleichen einer verstellten Nachahmung der Gebräuche ihrer Länder, will ich mich bemühen, daß sie mich für ihre Landsmännin halten. Ich schmeichle mir hierinne glücklich zu seyn, weil ich schon, als ein kleines Mädchen, einen Mayländer vollkommen nachmachen konnte. Wer dieser Versuchung widerstehen wird, dem werde ich den Vorzug vor den andern geben.

Marion. Der Gedanke misfällt mir nicht; ich sehe aber schon wahrscheinlicher Weise voraus, daß sie keinen von ihnen heirathen werden.

Rosaura. Warum nicht?

Marion. Weil es was Schweres ist, daß eine Mannsperson widerstehen kann, wenn man ihn in eine solche Versuchung führet.

Rosaura. Der Ausgang wird davon zeugen. Aber, um diese verschiedenen Rollen zu spielen, brauche ich einigen Unterricht. In der französischen kannst du mir helfen.

Marion. In der englischen auch, weil ich drey Jahre in London gewesen bin; es besteht alles darinne, daß sie das Verliebte mit dem Ernsthaften gut zu vereinigen wissen, besondere seltsame Reverenze machen können, die dem Frauenzimmer von dieser Nation besonders eigen sind.

Rosaura. Ich will schon zusehen, daß es gut geht.

Marion. Aber man wird sie an der Stimme erkennen.

Rosaura. Die Maske verstellt die Stimme gar leicht.

Zweyter Auftritt.

Pantalon und die Vorigen.

Pantalon. Mit Erlaubniß, darf man hineinkommen?

(Von innen.)

Rosaura. Immer herein, Herr Schwager. Willkommen.

Pantalon. Ich komme blos deswegen, meine liebe Frau Schwägerin, sie um Vergebung zu bitten, wenn ich heute früh ein wenig zu hitzig gesprochen habe; man muß mit den Mannspersonen ein wenig Nachsicht haben, wenn sie sich von einer Schwachheit übereilen lassen, und ich glaube auch, daß sie deswegen nicht böse auf mich seyn werden.

Rosaura. Sie begegnen mir so, wie ich mich eigentlich gegen sie hätte bezeigen sollen. Ich sollte sie um Vergebung bitten, weil ich mich der Verheirathung meiner Schwester mit einiger Heftigkeit widersetzet habe. Wollten sie aber wohl, mein lieber Vetter, wenn sie ihre Einwilligung nicht darzu giebt, ihre eigene Ruhe und des Mädchens Jugend dem bloßen Eigensinne aufopfern?

Pantal. Wenn sie nicht will, so ist es gut. Aber wenn man sie, auf eine gute Art, so weit bringen könnte — Doch wir wollen jetzt von dieser Sache nicht weiter sprechen, — Wenn ich ihnen, meine liebe Schwägerin, einige Ursache gegeben habe, dieses Haus zu verlassen, so habe ich es im Zorn gesagt; es thut mir leid, daß ich es gesagt habe, und ich bitte sie, immer bey mir zu bleiben; denn, wenn sie ausziehen, so nehmen sie mein Herz mit sich.

Rosaura. Ich danke ihnen für ihre gute Gesinnung; und weil sie sich so gütig gegen mich erzeigen, so wollte ich sie wohl noch um eine Gefälligkeit gebeten haben.

Pantalon. Befehlen sie nur; ich will alles thun, was sie wollen.

Rosaura. Es sind verschiedene Damen so gütig gewesen, mich zu sich zu bitten, deswegen möchte ich sie gern, diesen Abend, auch wieder bey mir bewirthen, wenn es ihnen nicht zuwider wäre, und ihnen ein kleines Vergnügen in meinen Zimmern machen.

Pantalon. O, das steht ja blos bey ihnen. Befehlen sie nur, ich will ihnen die Wachslichter, die Erfrischungen, und alles, was sie brauchen, darzu schicken.

Rosaura. Meine Verbindlichkeit gegen sie wird immer größer.

Pantalon. Sehen sie aber auch zu, wenn sich etwann eine gute Gelegenheit zeigen sollte, daß sie bey Mamsell Eleonoren auch ein gut Wörtchen für mich einlegen. Sie müssen ihr beybringen, daß sie sich nicht mehr mit Tändeleyen abgeben, sondern auf eine gewisse Versorgung bedacht seyn müsse.

Rosaura. Ich will mein Möglichstes thun, und das recht aufrichtig; sie werden die Wirkungen davon schon sehen.

Pantalon. Ja, meine liebe Schwägerin, erfreuen sie mich immer damit. Wir guten alten Leute sind bald wie die Kinder; die sehen es auch gern, wenn man mit ihnen tändelt. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Rosaura und Marionette.

Marion. Ihr Schwager wird bald sterben, weil er so freygebig wird.

Rosaura. Die Liebe verleitet zu allerley wunderlichen Dingen.

Marion. Wollen sie aber ihrer Schwester wirklich im Ernst zureden?

Rosaura. Wie kannst du aber glauben, daß ich eine solche Thorheit begehen werde! Ich habe es blos aus Schmeicheley gesagt.

Marion. Und der Besuch von den Damen, was soll denn das seyn?

Rosaura. Ein Vorwand, meine vier Liebhaber zu mir zu bitten.

Marion. Sie sind wahrhaftig sehr geschwind damit fertig, etwas auszusinnen.

Rosaura. Ja, so muß man es machen. Nun komm nur, der Auftritt, wovon ich dir gesagt habe, muß noch vor Abends vor sich gehen. Die Kleider liegen schon darzu bereit.

Marion. Wo werden sie denn ihre vier Anbeter finden?

Rosaura. Auf dem Caffehause. Gegen Abend sind sie allemal da.

Marion. Nun, wenn es nur gut abläuft.

Rosaura. Wer nicht Muth genug hat, sein Glück zu befördern, der zeigt dadurch, daß er es auch nicht verdient. (geht ab.)

Marion. Nun sehe ich wohl, daß alles Frauenzimmer, sowohl in Frankreich, als in England und Italien, ja in der ganzen Welt, recht wohl weis, wo Barthel Most hohlt. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Eine Straße, in der Rosaurens Haus liegt.

Monsieur le Blau von der einem Seite und Don Alvaro von der andern, beyde mit dem Billet von Rosauren in der Hand, welches sie genau betrachten.

Monsieur. (Ich) bin also der Stammbaum von einer ganzen Familie? Diese Redensart scheint mir nicht recht zu passen.)

Alvaro. (Mein Stammbaum soll eben so viel heissen, als mein Portratt? Das kömmt mir ganz ungereimt vor.)

Monsieur. (Ich stammete von Prinzen, von Monarchen her? Das ist eine sehr beißende Spötterey.)

Alvaro. (Den Stifter eines Stammes nennet man kein Original.)

Monsieur. (Es wäre eine schöne rethorische Figur, wenn man seinen Vater einen Baum von seinem Hause heißen wollte.)

Alvaro. (Ein großes Gemälde an den Hals zu hängen! Das ist nicht glaublich.)

Monsieur. (Harlekin versteht es unrecht.)

Alvaro. (Der Bediente legt es falsch aus.)

Fünfter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harlekin sieht, daß die beyden lesen. Er geht sachte auf sie zu, und da er merkt, daß sie die beyden Billets in

der

der Hand haben, die er aus Irrthum verwechselt hat, sagt er zu ihnen:

Harl. Mit gütiger Erlaubniß. (Er nimmt ihnen die beyden Billets aus den Händen, vertauscht sie, giebt einem Jeden das Seinige, und geht, mit einem Reverenz, stillschweigend wieder ab. Die Beyden bleiben da und lesen.)

Monsieur. (Ich nehme das Portrait, das sie mir zu überschicken so gütig gewesen sind, mit vielem Vergnügen an, wegen der besonderen Achtung, die ich für das Original habe.) O, jetzt spricht sie von mir.

Alvaro. (Ich bewundere den Stammbaum ihrer Familie recht sehr.) Das ist der rechte Ausdruck, der sich hieher schicket.

Monsieur. (Das Meinige kann ich ihnen nicht schicken, weil ich keines habe.) Gut.

Alvaro. (Und ich habe daraus ersehen, daß sie von Prinzen und Monarchen abstammen.) Schön; so ists recht.

Monsieur. (Ich schätze dieses kostbare Kleinod so hoch, daß ich es in Gold will einfassen lassen, und an meiner Brust tragen.) O, das sind rührende Ausdrücke! O glückliches Papier für mich! (Er küßt es.)

Alvaro. (Wenn ich die Ehre haben werde, unter so viele Heldinnen aufgenommen zu werden, so wird der Stamm meiner Familie auch geadelt werden.) Es wird keine kleine Ehre für sie seyn.

Monsieur. (Der richtet seine Commissionen schlecht aus.)

Alvaro. (Harlekin hat das Billet verfälscht.)

Monsieur. (Ich wette, daß er es mit des Don Alvaro seinem verwechselt hat.)

Alvaro. (Er kann es wohl mit des Franzosen seinem vertauscht haben.)

Monsieur. Mein Freund, haben sie vielleicht Madam Rosauren einen Stammbaum geschickt?

Alvaro. Sagen sie mir erst, ob sie ihr ihr Portrait haben zukommen lassen?

Monsieur. Ich kann es nicht leugnen.

Alvaro. Und ich kann es auch nicht anders sagen.

Monsieur. Ich freue mich mit ihnen über die große Achtung, die sie für ihr Haus hat.

Alvaro. Und ich vergnüge mich mit ihnen an den guten Gesinnungen, die sie von ihrer Artigkeit hat.

Monsieur. Sie besitzen ihre völlige Gewogenheit.

Alvaro. Und sie herrschen über ihr Herz.

Monsieur. Also sind wir zween Nebenbuhler.

Alvaro. Und mithin Feinde.

Monsieur. Die Gütigkeit der Madam Rosaura ist so eingeschränkt nicht, daß sie zween Liebhabern nicht zugleich geneigt seyn könnte.

Alvaro. Don Alvaro di Castiglia kann nicht leiden, daß man die Hälfte von seiner Geliebten Herzen unrechtmäßiger Weise besitze.

Monsieur. Was wollen sie nun aber machen?

Alvaro. Sie sollen sie mir abtreten.

Monsieur. Daraus wird nichts werden.

Alvaro. Unsere Degen sollen es entscheiden.

Monsieur. Und sie wollen sich eines Frauenzimmers wegen umbringen lassen?

Alvaro. Wählen sie: entweder entsagen sie ihr oder schlagen sie sich.

Monsieur. Ich nehme die Ausfoderung an.
Alvaro. Nun, so lassen sie uns an einen beqvemen Ort gehen.
Monsieur. Ich gehe mit ihnen, wohin sie wollen.
Alvaro. (Ja, ich werde meinen Degen doch entehren müssen.) (geht ab.)
Monsieur. Es lebe die Liebe; es lebe Rosaurens Schönheit; ich gehe zum Streite, weil ich des Sieges schon gewiß bin — (Er will abgehen.)

Sechster Auftritt.

Monsieur le Blau und Marionette aus dem Hause.

Marion. Pst! Monsieur le Blau!
Monsieur. Marionette!
Marion. Wollen sie Mademoiselle Eleonoren sehen?
Monsieur. Wollte der Himmel, daß ich das Glück hätte.
Marion. Ich will sie gleich ans Fenster kommen lassen. (geht hinein.)

Siebenter Auftritt.

Monsieur, hernach Eleonora, am Fenster.

Monsieur. Ich erwarte sie mit Ungeduld — Aber Don Alvaro wartet auch auf mich mit dem Zweykampfe — Was nun? Soll ich ein schönes Mädchen zu sehen entbehren, um mich mit einem Narren herumzuschlagen? (Eleonora kömmt ans Fenster.) Doch da ist die neue Sonne, die aus dem Orient dieses Fensters hervorbricht. Sie ist sehr schön. Eben so schön, wie Rosaura. Sie verdient nicht weniger Achtung. Mademoiselle,

zürnen sie nicht, wenn ihnen ein Herz, das von ihrer Schönheit überrascht worden, seine tiefste Verehrung aufopfert.

Eleonora. Mein Herr, ich habe die Ehre nicht, sie zu kennen.

Monsieur. Ich bin einer von ihren getreuesten Anbetern.

Eleonora. Ein Anbeter? Seit wie lange?

Monsieur. Von dem Augenblicke an, da ich sie jetzt gesehen habe.

Eleonora. Und sie können sich so geschwind verlieben?

Monsieur. Die Schönheit hat die Kraft, das Herz zu zwingen, sie zu lieben.

Eleonora. Mich deucht, als wenn sie mit mir scherzen wollten.

Monsieur. Ich schwöre es ihnen als ein redlicher Franzose, daß ich sie auf das zärtlichste liebe.

Eleonora. Und ich, mit ihrer gütigen Erlaubniß, ich glaube es ihnen nicht.

Monsieur. Wenn sie mir nicht glauben, so sterbe ich hier unter ihrem Fenster.

Eleonora. Verliebte Ausdrücke aus dem Ritter Amadis.

Monsieur. Sie spotten über meine Leidenschaft, und ich muß ihrentwegen weinen. (Er stellt sich, als wenn er weinete.)

Eleonora. Sie können auch weinen? O, nun schätze ich sie recht hoch.

Monsieur. Sollte es nicht möglich seyn, daß die Hitze meiner entflammten Seufzer nicht so weit dringen sollte, daß sie das Eis ihrer Grausamkeit zerschmelzete?

Eleonora. So weit sind sie noch nicht gekommen.

Monsieur. Nun, meine Schöne, lassen sie mir die Thür aufmachen, und erlauben sie mir, daß ich etwas näher seufzen darf.

Eleonora. Nein, nein, seufzen sie immer in freyer Luft, dadurch wird ihre Hitze desto eher gedämpft.

Monsieur. Sie sind schön, aber gar zu tyrannisch.

Eleonora. (Da kömmt mein Vater. Ich thue am Besten, wenn ich mich weg begebe.) (Sie sieht wieder hinein.)

Achter Auftritt.

Monsieur le Blau, hernach der Doktor.

Monsieur. O Himmel, so verlassen sie mich? Sie gehen fort, ohne Abschied zu nehmen? Ah Unmitleidige, ah Grausame!

Der Doktor. Mein Herr, mit wem streiten sie da?

Monsieur. Sie, mein Herr, scheinen mir ihrer Kleidung nach ein Doktor zu seyn; hören sie also meine Gründe an. Dieses barbarische Mädchen, mit Namen Eleonora, die bey meinen Bitten taub, bey meinen Thränen fühllos ist, will gar keine Gegengefälligkeit, gar kein Erbarmen mit mir haben.

Der Doktor. Sie sind also in dieß Mädchen verliebt?

Monsieur. Ich liebe sie, wie mich selbst. Ich richte mich in allen nach ihr.

Der Doktor. Wie lange sind sie schon in sie verliebt?

Monsieur. Es sind nur wenig Augenblicke. Eben jetzt habe ich sie zum erstenmale an diesem Fenster gesehen.

Der Doktor. Das ist wunderbar, daß sie sich so geschwind verliebt haben.

Monsieur. Wir Franzosen haben einen schnellen Verstand und ein zärtliches Herz. (Ein einziger Blick ist vermögend, uns zu tödten.)

Der Doktor. Wie lange dauert denn aber hernach ihre Liebe?

Monsieur. So lange der Gott der Liebe will, (der der Souverain von unsern Herzen ist.)

Der Doktor. Und wenn er ihnen nun beföhle, daß sie morgen an nichts mehr denken sollten, wollten sie ihm wohl gehorchen?

Monsieur. Ohne Zweifel.

Der Doktor. Also fangen sie lieber gleich jetzt an, Eleonoren zu vergessen.

Monsieur. Wie so?

Der Doktor. Weil ich nicht haben will, daß sich Eleonora dieser Gefahr aussetzen soll.

Monsieur. Aber was haben sie denn für einen Antheil an Mademiselle Eleonorens Neigung?

Der Doktor. Um ihnen allen Zweifel zu benehmen, so wissen sie nur, daß ich ihr Vater bin.

Monsieur. Ah Monsieur, ah mein liebster Doktor, ah mein Freund, mein Verehrungswürdiger Schwiegervater, machen sie mir das Vergnügen und hindern sie mich nicht, ihre Töchter zu lieben.

Der Doktor. Alle Beyde?

Monsieur. Ja, mein Bester, sie sind beyde liebenswürdig.

Der Doktor. Wer heißt ihnen denn auf so eine Art lieben?

Monsieur. Die Kenntniß von ihren Verdiensten.

Der Doktor. Wie kann man aber mehr, als einen Gegenstand lieben?

Monsieur. Ein Franzose hat Feuer genug, Hundert zu lieben.

Der Doktor. O, mein Herr, gehen sie nach Frankreich, ihren Flammen Nahrung zu geben.

Monsieur. O, nun merke ich aus ihrer heitern Mine, aus ihren gütigen Blicken, daß sie Mitleiden mit mir haben. Nun, nur fort, befehlen sie, daß man die Thür aufmache.

Der Doktor. Es ist zwar mein Haus nicht; ich will aber doch aufmachen lassen.

Monsieur. Ey, es lebe die Tugend; es lebe der glückliche Vater zwoer seltener Schönheiten!

Der Doktor. (Er klopft an und läßt sich aufmachen.)

Monsieur. Sie sollen mein Begleiter seyn.

Der Doktor. In diesem Lande begleitet der Vater die Liebhaber nicht bis zu ihren Töchtern, wenn sie es nicht übel nehmen wollen. (Er geht hinein und schließt die Thür zu.)

Monsieur. Monsieur, Monsieur. Doch, es mag seyn, es mag seyn; wenn der Vater gleich die Thür zumacht, so werden sie doch die Töchter nicht immer verschlossen halten. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Eine Straße, in der ein Caffehaus, mit Bänken und was sonst in dergleichen Hause nöthig ist.

Ein Caffeschenke, Markeur, Mylord und der Graf.

Der Graf. Caffe! (Sie bringen dem Grafen und dem Mylord Caffe.) He, gebt dem Mylord keinen

Caffe; er ist gewohnt, mit Damen Schockolate zu trinken; das Getränke von einem Caffehause wird ihm nicht schmecken.

Mylord. (Er schüttelt mit dem Kopfe und trinkt.)

Der Graf. Aber von der Schockolate werden wir wohl nicht viel mehr trinken, mein lieber Mylord.

Mylord. (Er macht es, wie oben.)

Der Graf. Es scheint fast, als wenn sie mehr unter Thieren, als Menschen, wären erzogen worden, weil sie gar nicht antworten.

Mylord. (Er sieht ihn erzürnt an.)

Der Graf. Madam Rosaura wird ihr wildes Temperament schon haben kennen gelernt.

Mylord. (Er steht auf und geht aus dem Caffehause.)

Der Graf. Ja, sie thun recht, daß sie ein wenig frische Luft schöpfen.

Mylord. Monsieur, kommen sie mit heraus.

Der Graf. Wer hat ihnen die Macht gegeben, mir zu befehlen?

Mylord. Wenn sie ein Cavalier sind, so müssen sie sich mit mir schlagen.

Der Graf. Ich will ihnen gleich Satisfaktion geben. (Er steht auf und geht mit hinaus.)

Mylord. Lernen sie wenig, aber vernünftig reden.

Der Graf. Von ihnen brauche ich keine Lebensart zu lernen.

Mylord. Nur frisch drauf los! (Er zieht den Degen und der Graf auch.)

Der Graf. Wie weit wollen wir gehen?

Mylord. Bis wir Blut sehen.

Der Graf. Recht so. (Die Leute aus dem Caffehause suchen sie aus einander zu bringen.)

Mylord. Rührt euch nicht, oder ich haue euch über die Nase.

Der Graf. Laßt uns nur gehen. Die Ausforderung gilt nur bis aufs erste Blut. (Sie schlagen sich und der Graf wird in Arm gestochen.)

Zehnter Auftritt.

Mylord, hernach Rosaura auf englisch verkleidet.

Mylord. Wenn er mich noch einmal beleidiget, so soll die Wunde gewiß nicht heilbar seyn. Das viele italienische Geplappere gefällt mir gar nicht. Leute von Stande müssen sich gegen einander ehrerbietig bezeigen; wenn man gar zu vertraut wird, so entsteht Verachtung daraus. Aber was ist das für eine Maske, auf englisch gekleidet?

Rosaura. (Sie kömmt näher und macht eine Verbeugung, nach Art der englischen Damen.)

Mylord. (Das ist keine Italienerinn. Diese artige Verbeugung giebt zu erkennen, daß sie aus England ist.)

Rosaura. (Sie nähert sich dem Mylord noch mehr, und macht ihm wieder ein Compliment.)

Mylord. Mein schönes Frauenzimmer, befehlen sie Caffe?

Rosaura. (Sagt durch Zeichen: Nein.)

Mylord. Schockolate?

Rosaura. (Durch Zeichen: Nein.)

Mylord. Wollen sie Punsch?

Rosaura. (Sagt durch Zeichen: Ja.)

Mylord. (O, das ist eine Engländerinn.) Gebt Punsch her! (zu dem Markeur.) Wer hat sie in dieß Land gebracht?

Rosaura. Mein Vater.
Mylord. Was treibt er für ein Gewerbe?
Rosaura. Dasjenige, das sie treiben.
Mylord. Also sind sie von Adel?
Rosaura. Ja, Mylord.
Mylord. O, setzen sie sich, setzen sie sich. (Er schiebt ihr einen Stuhl hin und läßt sie zur rechten Hand sitzen.) Kennen sie mich?
Rosaura. Mehr, als zu wohl.
Mylord. Ey! Lieben sie mich?
Rosaura. Recht herzlich.
Mylord. Wo haben sie mich gesehen?
Rosaura. In London. (Man bringt ihr Punsch, und sie trinkt.)
Mylord. Wer sind sie?
Rosaura. Das kann ich ihnen nicht sagen.
Mylord. Kenne ich sie?
Rosaura. Ich glaube, ja.
Mylord. Habe ich sie geliebt?
Rosaura. Das weis ich nicht.
Mylord. So will ich sie jetzt lieben.
Rosaura. Sie haben sich ja schon mit einem andern Frauenzimmer eingelassen.
Mylord. Mit wem?
Rosaura. Mit Madam Rosauren.
Mylord. Ich habe ihr aber nichts versprochen.
Rosaura. Sind sie also noch frey?
Mylord. Das bin ich.
Rosaura. Kann ich hoffen?
Mylord. Ja, Madam.
Rosaura. Wollen sie mich lieben?
Mylord. Das verspreche ich ihnen.

Rosaura. So sind sie der Meinige.
Mylord. Aber wer sind sie denn?
Rosaura. Das kann ich nicht sagen.
Mylord. So blindlings lasse ich mich auf nichts ein.
Rosaura. Diesen Abend sollen sie mich sehen.
Mylord. Wo?
Rosaura. In einer Gesellschaft.
Mylord. Wo aber?
Rosaura. Sie sollen es schon erfahren.
Mylord. So werde ich die Ehre haben, sie zu bedienen.
Rosaura. Und Madam Rosaura?
Mylord. Die muß meiner Landsmännin weichen.
Rosaura. Ich werde anders gekleidet seyn.
Mylord. So werde ich sie nicht kennen.
Rosaura. Geben sie mir ein Zeichen, woran sie mich erkennen können.
Mylord. Zeigen sie mir nur dieses Etui. (Er giebt ihr ein goldenes Gestecke.)
Rosaura. Nun ist es gut. (Sie steht auf.)
Mylord. Wollen sie wieder gehen? (Er steht auch auf.)
Rosaura. Ja.
Mylord. Soll ich sie begleiten?
Rosaura. Wenn sie ein braver Cavalier sind, so gehen sie mir nicht nach.
Mylord. Ich werde ihnen gehorchen.
Rosaura. Leben sie wohl, Mylord. (Sie macht die gewöhnliche Verbeugung und geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Mylord allein.

Was das für ein Vergnügen ist, eine Landsmännin außer Landes anzutreffen! Wie viel Annehmlichkeit herrscht

herrscht nicht in ihren Verbeugungen! Welche reizende Art, ohne Weitläuftigkeit zu reden! Diese Dame kennet mich, sie liebt mich, sie hat ein Verlangen nach mir; wenn sie so schön, als artig ist, so ist sie sehr liebenswürdig, und sie verdient, daß ich ihr den Vorzug in meinem Herzen gebe. Rosaura fodert zu viel Achtung; aber diese ist von Adel, und zugleich meine Landsmännin, zwey Dinge, die mich zwingen, ihr den Vorzug zu gönnen. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Don Alvaro, hernach Harlekin.

Alvaro. Monsieur le Blau ist mir entwischt; aus Zorn sahe ich mich nicht um, daß ich hätte wissen können, ob er mir nachkäme oder nicht. Das schickt sich nicht für einen Cavalier; wer den Stößen meines Degens ausweicht, der soll die Schläge meines Stockes empfinden. Ich will ihn aufsuchen; ich will ihn schon finden. Gebt mir Casse! (Die Aufwärter vom Caffehause bringen dem Don Alvaro Casse, nebst ein wenig Zuckerbrodt.)

Harl. (Indem er ins Caffehaus hineintritt, sieht er, daß man Casse für den Don Alvaro zurechte macht.) (Jetzt ist es Zeit, daß ich mich am Spanier erhohle.) Cavalero, der Himmel erhalte sie viele Jahre.

Alvaro. Guten Tag, Harlekin.

Harl. Ich möchte gern mit Ihro Gnaden ein wenig sprechen, von wegen — sie wissen es schon.

Alvaro. Wovon? Ich verstehe dich nicht.

Harl. Von wegen der Donna Rosaura.

Alvaro. O, mein lieber Harlekin, erfreue mich doch mit einer Versicherung von der Liebe meiner Dame.

Harl. Sie ließ mich zu sich rufen, sie saß am Tische, so, wie sie da sitzen, sie aß, und unter Weinen und Seufzen vermischte sie mit den schmackhaftesten Bissen den verehrungswürdigen Namen eines Don Alvaro di Castiglia.

Alvaro. O, liebenswürdige Rosaura, kostbarster Theil meines Herzens. Sage mir, getreuer Herold meines Vergnügens, sage mir, was sprach sie von mir?

Harl. Wollen sie mir erlauben, daß ich die Stellungen, die sie machte, bey Erzählung ihrer Worte, nachmachen darf?

Alvaro. Ich erlaube dir alles, alles, wenn du nur nichts von ihren liebreichen Ausdrückungen vergißt.

Harl. Da sie beym Nachttische war, nahm sie ein Zuckerbrodt, gerade wie dieses da, tauchte es in ein etwas schwärzliches Getränke, beynahe so, wie ihr Caffe, und aß es mit vielem Appetit auf diese Art. (Er ißt das Stückchen Zuckerbrodt.) Dann sagte sie, geh hin zu Don Alvaro, und sag ihm, daß ich nicht so viel nach ihm frage. (Er lacht und geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Don Alvaro, hernach Monsieur le Blau.

Alvaro. O du grober Kerl, o du Schelm! Haltet ihn auf, machet ihn todt und bringet mir seinen Kopf. Donna Rosaura ist das nicht fähig zu thun; sie liebt mich, sie hält mich hoch; und dieser Nichtswürdige hat den Donner meines Zorns gereizet.

Monsieur.

Monsieur. Schreiben sie es nicht dem Mangel meines —

Alvaro. Sie kommen gleich zu rechter Zeit. Ziehen sie ihren Degen. (Er zieht den Degen.)

Monsieur. Schönste Rosaura, dir bringe ich dieses Opfer. (Er zieht den Degen auch.)

Alvaro. Fliehen ist eine That eines niederträchtigen Menschen.

Monsieur. Jetzt sollen sie erfahren, ob ich fliehen werde. (Sie schlagen sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Rosaura, als Französin maskirt, und die Vorigen.

Rosaura. (Sie tritt zwischen Beyde, macht, daß sie innehalten, und sagt zum Franzosen:) Was machen sie, Monsieur?

Monsieur. Schöne Maske, ich schlage mich für meine Dame.

Rosaura. Und sie wollen ihr Leben für eine Italienerinn wagen, indeß daß so viele Französinnen sich nach ihnen sehnen, nach ihnen seufzen und sich ihrentwegen zu Todte grämen?

Monsieur. Wenn mich aber mein Nebenbuhler herausfodert, so kann ich den Zweykampf nicht abschlagen.

Rosaura. Der Nebenbuhler wird aufhören, ihnen nach dem Leben zu trachten, so bald sie ihm seine Geliebte nicht mehr streitig machen.

Monsieur. Und ich sollte auf so eine schlechte Art? —

Rosaura. Wenn sie besorgen, daß die Art, mit der sie sie abtreten, ihnen nicht allzuanständig ist, so

thun

thun sie es nur einer französischen Dame zu Gefallen, die nach ihnen seufzet.

Monsieur. Und wer ist diese?

Rosaura. Hier ist sie, zu ihren Füßen. (Sie wirft sich nieder.) Haben sie Mitleiden mit derjenigen, die nur deswegen lebt, um sie zu lieben.

Monsieur. Stehen sie auf, meine Schöne, sie bringen mich sonst ums Leben.

Rosaura. Ich werde nicht eher aufstehen, bis sie mich ihrer Liebe versichern.

Monsieur. (Er kniet auch nieder.) Ja, meine Schönste, ich schwöre, sie zu lieben, ich versichere sie meiner Beständigkeit.

Rosaura. Ah, ich glaube ihnen noch nicht.

Monsieur. Glauben sie, meine einzige Hoffnung, daß ich ganz der Ihrige bin.

Rosaura. Wie? Und sie schlagen sich einer andern Schönheit wegen?

Monsieur. Der will ich ihrentwegen entsagen.

Rosaura. So treten sie sie ihrem Nebenbuhler ab.

Monsieur. Warten sie; ich will gleich wieder bey ihnen seyn. (Er geht von Rosauren weg und nahet sich dem Don Alvaro.) Mein Freund, diese französische Dame seufzet nach mir und trägt Verlangen nach meiner Liebe. Wenn sie sich mir zu erkennen giebt, wenn sie mir gefällt, so ist Rosaura ihre. Lassen sie uns nur unsern Streit auf einen Augenblick noch aufschieben.

Alvaro. Sie bemühen sich umsonst, wieder aufs Neue aus meinen Händen zu entwischen.

Monsieur. Ich bin ein Cavalier. Entweder ich trete ihnen Rosauren ab, oder ich gehe nicht von

dannen,

dannen, ohne mich mit ihnen zu schlagen. Es ist Cavalieren jederzeit erlaubt, dergleichen Verträge mit seinem Feinde zu machen.

Alvaro. Die Grundsätze der edlen Ritterschaft werden bey uns eher gelernt, als das A B C. Machen sie sie sich zu Nutze, ich verstatte es ihnen.

(Er steckt seinen Degen wieder ein und begiebt sich zurück ins Caffezimmer.)

Monsieur. Madam, hier bin ich wieder bey ihnen. Ich entsage Rosauren, wenn sie es befehlen. Schlagen sie mir aber wenigstens das Vergnügen nicht ab, mich an ihrem schönen Angesichte zu ergötzen.

Rosaura. Für dießmal gehe es nicht an.

Monsieur. Wenn werde ich aber das Glück haben, ihre Schönheit zu bewundern?

Rosaura. Binnen wenig Stunden.

Monsieur. Kennen sie mich, lieben sie mich, seufzen sie nach mir?

Rosaura. Ja, und ihrentwegen verließ ich Paris, ihrentwegen entsagte ich den Annehmlichkeiten von Frankreich und kam, als eine Fremde, nach Italien.

Monsieur. (Wie groß ist nicht die Liebe bey französischen Damen! Welche Treue bey meinen Landsmänninnen! Was für Gewalt müssen meine anziehenden Reize nicht haben!) Ich kann aber unmöglich länger leben, wenn sie mir nicht das Vergnügen gönnen, sie nur einen Augenblick zu sehen.

Rosaura. Das ist unmöglich.

Monsieur. Wer verbietet es ihnen aber?

Rosaura. Der Wohlstand. Es geziemet sich nicht, daß ein Frauenzimmer, welches auf Ehre hält, sich

in

in einem Caffeehause unmaskirt sehen läßt, weil sie sich eben dadurch Niemanden zeigen will.

Monsieur. Ey, in Frankreich braucht man dergleichen Vorsichtigkeit nicht.

Rosaura. Wir sind jetzt in Italien, man muß sich nach des Landes Sitten richten.

Monsieur. Wir wollen an einen etwas entlegenern Ort gehen. Lassen sie mich doch nicht verzweifeln.

Rosaura. Nein, bleiben sie da, ich will wieder fortgehen.

Monsieur. Ich folge ihnen durchaus nach.

Rosaura. Wenn sie sich unterstehen, es zu thun, so sollen sie mich niemals wieder zu sehen bekommen.

Monsieur. Sind sie deswegen hergekommen, mich zu martern?

Rosaura. Diesen Abend werden sie mich schon sehen, und damit sie mich desto besser kennen mögen, so seyn sie so gütig, und geben sie mir ein Zeichen, das ich ihnen vorweisen kann.

Monsieur. Hier haben sie ein kleines Fläschgen mit Eau sans pareille. (Er giebt ihr das Fläschgen.)

Rosaura. Daran sollen sie mich erkennen.

Monsieur. Wo werde ich sie zu sehen bekommen, meine Schöne?

Rosaura. Ich werde ihnen schon Nachricht davon geben lassen.

Monsieur. O Himmel! Laß diese traurigen Stunden bald vorbey streichen.

Rosaura. O Sterne! Machet, daß sich mein Herz zufrieden gebe!

Monsieur. Ah, Madam, sie sind allzu grausam.

Rosaura. Ah, Monsieur, sie haben mich nicht recht gekannt. (geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Monsieur le Blau und Don Alvaro.

Monsieur. Ich darf ihr nicht folgen? Es ist mir nicht erlaubt, sie zu sehen? Wer muß sie wohl, in aller Welt, seyn? Eine Französin, die mir zu Gefallen nach Venedig kömmt? Nicht eben, als wenn ich es nicht werth wäre; es fällt mir aber nur zu schwer, es zu glauben. Könnte es nicht möglich seyn, daß es eine von den verdächtigen Masken wäre, die ihren Scherz mit mir treiben wollte? Und ich habe es so geradehin geglaubt, und mich in sie verlieben können? Eine große Gewalt, die das schöne Geschlecht über uns hat! Ein großer Kummer für unsere Herzen! Und ich soll, bey der Ungewißheit eines unbekannten Gegenstandes, meinem Nebenbuhler Rosauren abtreten? O, das wäre ein allzuübereiltes Unternehmen, ein gar zu unüberlegter Handel. Noch steht mir es frey, Rosauren zu behalten, ich will sie auch nicht fahren lassen, ohne mich einer bessern Eroberung vorher zu versichern. Don Alvaro!

Alvaro. Was wollen sie? (Er steht auf und kömmt näher herbey.)

Monsieur. Die französische Dame will sich nicht zu erkennen geben, und ich kann sie unmöglich Rosauren so blindlings vorziehen.

Alvaro. Sie sollen mir sie abtreten, sie mögen wollen oder nicht.

Monsieur. Ich werde sie schon mit meiner Tapferkeit zu behaupten wissen.

Alvaro. Liebe und Sieg sind zwo Gottheiten, die den Verdiensten eines Don Alvaro beystehen.

Monsieur. Dießmal werden sie wider sie seyn. (Sie schlagen sich.)

Sechszehnter Auftritt.

Rosaura, in einer spanischen Maske, und die Vorigen.

Rosaura. Cavalier, halten sie ein mit Streiten.

Alvaro. (Eine spanische Dame!)

Monsieur. Madam, ihr Befehl entwafnet meinen Arm, und ihre schönen Augen entzünden mein Herz mit Liebe.

Rosaura. Ich kenne sie nicht. Ich spreche mit Don Alvaro di Castiglia.

Alvaro. Was verlangen sie von ihrem Knechte?

Rosaura. Lassen sie den Franzosen fortgehen. Ich will allein mit ihnen sprechen.

Alvaro. Gehen sie doch auf einige Augenblicke weg. (zu Monsieur.)

Monsieur. Recht gern. (Das war nun das zweytemal, daß wir uns geschlagen haben.) (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Rosaura und Don Alvaro.

Rosaura. Don Alvaro, ich wundere mich über sie, und ganz Spanien muß sich mit mir verwundern, daß sie den alten berühmten Adel ihres Geschlechts so aus den Augen setzen und sich so weit herunterlassen, die Wittwe eines schlechten Kaufmanns zu heirathen. Ihnen, der sie in Spanien gebohren sind, wird der Name eines Kaufmanns rechte

Ehre machen! O, wenn dieß die Herzogin, ihre Mutter, erfahren sollte, sie stürbe vor Verzweiflung. Don Alvaro, ihr Geschlecht, ihr Vaterland, ihre ganze Nation kündigen ihnen die Reue an; und wenn dieses alles nicht hinreichend ist, sie auf andere Gedanken zu bringen, so befiehlt es ihnen eine unbekannte Dame, die das Recht hat, ihnen zu gebiethen, weil sie ihnen schon bey sich die Ehre ihrer Gewogenheit zugestanden hat. (Diese ganze Rede muß sehr ernsthaft und gravitätisch ausgesprochen werden.)

Alvaro. (O weh! Ich bin voller Bestürzung. Die Stimme dieser Dame hat diejenige Wirkung auf mich, die der bezauberte Schild auf das Herz des Reinaldo machte. Ich erkenne meinen Irrthum, und verabscheue meine Niederträchtigkeit. Rosaura ist schön, sie ist aber nicht von Adel; sie verdient Zuneigung, aber keine Castilianische.) Edle Dame, für die ich sie aus der Art, womit sie mit mir gesprochen haben, halte; aus der Beschämung, die sie auf meinem Gesichte sehen, können sie die Bestürzung meines Herzens leicht wahrnehmen, und weil ihre Gütigkeit mir Gelegenheit zeigt, mich zu bessern —

Rosaura. Sie verlangen zu geschwind, sich von einem Schandflecken zu reinigen, der sie in ganz Spanien lächerlich macht. Man erwartet bessere Proben von ihrer Reue.

Alvaro. Don Alvaro, der keinen andern Souverain erkennet, als den König, seinen Herrn, ist bereit, sich der Herrschaft einer Heldin zu unterwerfen.

Rosaura. Die erste Strafe für ihre niederträchtige und schändliche Neigung, sey diese, daß sie mich lieben und mir gehorchen sollen, ohne mich zu kennen.

Alvaro. Ah! Das ist zu viel —

Rosaura. Es ist noch zu wenig für ihr Verbrechen. Die Witwe eines gemeinen Kaufmannes zu lieben!

Alvaro. Sie haben Recht. Gut, ich will es thun.

Rosaura. Bey aller Ungewißheit einer Belohnung sollen sie mir getreu bleiben.

Alvaro. O weh! Sie machen, daß ich zittere.

Rosaura. Sie sollen meinen Befehlen nachleben, ohne nach der Ursache derselben zu fragen.

Alvaro. Ja, ich will es thun. Ah! Keine andern, als spanische Damen, sind dergleichen ernsthaften und edlen Gesinnungen fähig.

Rosaura. Ich werde ihnen überall folgen, ohne von ihnen gekannt zu seyn, außer nur alsdann, wenn ich ihre Aufführung billigen oder misbilligen werde. Geben sie mir also ein Zeichen, damit ich dieses, ohne mit ihnen zu reden, bewerkstelligen kann.

Alvaro. Hier haben sie meine Dose. (Er giebt ihr die Tabatiere, die er von Rosauren bekommen hat.)

Rosaura. Dieses ist vielleicht ein Geschenk von einer Schönen?

Alvaro. Ich habe sie von Rosauren eingetauscht; und deswegen mag ich sie auch nicht länger behalten, weil ich sie verachte.

Rosaura. Nun fangen sie an, mir zu gefallen.

Alvaro. Dank sey es dem Himmel.

Rosaura. Don Alvaro, erinnern sie sich ihres Standes und meiner Liebe.

Alvaro. Ich werde mein Versprechen auf das genaueste erfüllen.

Rosaura. Wir werden uns schon wiedersehen.

Alvaro. O, wenn ich nur wissen sollte, wer sie wären!

Rosaura. Wenn sie es erfahren, so versichere ich sie, daß sie erstaunen werden. (geht ab.)

Alvaro. Ah! Das ist gewiß eine von den vornehmsten Damen aus Spanien. Das ist eine Prinzessin, die sich in mich verliebt hat, die für meine Ehre eifert. O Liebe, Liebe, du wolltest mich erniedrigen, aber der Schutzgeist meines Adels sandte diese Schöne, die Ehre meiner erlauchten Ahnen zu retten. (geht ab)

Achtzehnter Auftritt.

Eine entlegene Straße.

Der Graf und Harlekin.

Der Graf. Nun, was willst du mir denn sagen, ich verstehe dich gar nicht?

Harlekin. Ich sage, daß Madam Rosaura hingeschickt hat, den Gasthof auf diesen Abend zur Gesellschaft einzuladen.

Der Graf. Was Teufel sagest du! Sie läßt den Gasthof einladen?

Harl. Ich will so viel sagen — Daß dich der Henker! Ein Spas, den ich mit einem Spanier gehabt habe, hat mich so zu lachen gemacht, daß ich noch lachen muß, und nicht weis, was ich sagen will.

Der

Der Graf. Hast du vielleicht deinen Scherz mit dem Don Alvaro gehabt?

Harl. Just mit dem.

Der Graf. Und worinne bestand er denn?

Harl. Ich stellte mich, als wenn ich etwas an ihn von Madam Rosauren zu bestellen hätte —

Der Graf. Also hat Don Alvaro einen Zutritt bey Madam Rosauren?

Harl. Ja, mein Herr, den Zutritt und den Abtritt. Und diesen Abend ist er auch in Gesellschaft zu der Wittwe gebeten worden.

Der Graf. Er auch? Und ich bin nicht mit unter der Zahl der Gebetenen?

Harl. O ja, mein Herr; das war es eben, was ich ihnen von der Einladung des Gasthofs sagen wollte.

Der Graf. Nun verstehe ich es erst. Madam Rosaura will heute Abend Gesellschaft zu sich bitten?

Harl. Ja, mein Herr.

Der Graf. Ihre Einladung freuet mich; ich besorge aber, daß ich unter den Eingeladenen eben so viel Nebenbuhler antreffen werde.

Harl. Deswegen lassen sie sich nicht leid seyn. Eine artige Frau weis allen, ohne Schwierigkeit, Genüge zu leisten.

Neunzehnter Auftritt.

Rosaura, in einem Schleyer verkappt, nach venetianischer Art, und die Vorigen.

Rosaura geht, auf eine übertriebene Weise, auf und ab, und sieht den Grafen verliebt an, ohne zu reden.

Der Graf. Sieh nur, Harlekin, wie aufmerksam mich diese Maske betrachtet.

Harl. Nehmen sie sich in Acht, mein Herr; man denkt manchmal, es hätte einen ein Häschen geleckt, und hernach ist es doch nichts. (geht ab.)

Der Graf. Nu, Maske, was befehlen sie?

(Rosaura seufzet.)

Der Graf. Diese Seufzer sind bey mir vergebens; vor diesem trauete ich den weiblichen Verstellungen noch. Aber jetzt ist die Zeit vorbey. Nun habe ich die Augen aufgethan. Wenn Monsieur le Blau da wäre, der könnte ihr Glück machen.

Rosaura. Sie beleidigen eine Dame, die sie nicht kennen.

Der Graf. Vergeben sie, Madam, mit dergleichen Maske, in solcher Kleidung und noch darzu ganz allein, habe ich Ursache, sie, anstatt für eine Dame zu halten, für ein gemeines Weibsbild anzusehen.

Rosaura. Die Liebe verleitet zu dergleichen Ausschweifungen.

Der Graf. Sind sie in mich verliebt?

Rosaura. Nur allzusehr.

Der Graf. Und ich in sie gar nicht.

Rosaura. Wenn sie mich kenneten, würden sie nicht so sprechen.

Der Graf. Und wenn sie die Venus selbst wären, so hätten sie doch nicht zu besorgen, daß ich sie lieben würde.

Rosaura. Warum nicht?

Der Graf. Weil mein Herz schon für einen andern Gegenstand eingenommen ist.

Rosaura. Und für wen? Wenn ich frägen darf?

Der Graf. Damit kann ich ihnen dienen. Diejenige, die ich anbete, ist Rosaura Balanzoni.

Rosaura. Die Wittwe?
Der Graf. Eben die.
Rosaura. Was sie für einen schlechten Geschmack haben! Was hat die denn Schönes an sich?
Der Graf. Alles, was man schön nennen kann; überdieß gefällt sie mir, und das ist genug.
Rosaura. Sie ist aber nicht von Adel.
Der Graf. Sie ist so vernünftig, so artig, daß diese Eigenschaften den Mangel des Adels schon hinlänglich ersetzen; sie stammet aber aus einer adelichen Bolognesischen Familie her, und das Haus derer von Bisognosi ist eines der Aeltesten in dieser Stadt.
Rosaura. Ich glaube aber, daß sich Rosaura schon mit andern eingelassen hat.
Der Graf. Wenn sie es glauben, so glaube ich es doch nicht; und wenn es auch wäre, so wollte ich lieber sterben, als ihr ungetreu werden.
Rosaura. Sie sind gar zu beständig.
Der Graf. Es ist meine Pflicht.
Rosaura. Und ich, die ich nach ihnen seufze, habe ich nichts zu hoffen?
Der Graf. Ich habe es ihnen ja schon gesagt, daß sie sich nichts versprechen dürfen.
Rosaura. Wenn ich mich zu erkennen geben wollte, so würden sie mich vielleicht lieben müssen.
Der Graf. Sie urtheilen falsch; und ich rathe ihnen auch nicht, sich zu erkennen zu geben, um sie der Beschämung einer abschläglichen Antwort zu überheben.
Rosaura. So muß ich wieder gehen.
Der Graf. Gehen sie immer.
Rosaura. Kann ich nicht wenigstens ein Andenken von ihnen bekommen?

Der Graf. Warum wollen sie sich desjenigen erinnern, der sie nicht liebt?

Rosaura. Thun sie mir nur den Gefallen, und geben sie mir ein kleines Andenken.

Der Graf. (Nun verstehe ich es.) Wenn sie einen Gulden wollen, damit kann ich ihnen dienen.

Rosaura. Ich brauche ihr Geld nicht.

Der Graf. Nun, was wollen sie denn?

Rosaura. Dieses Schnupftuch ist schon hinlänglich.

(Sie nimmt ihm das Schnupftuch aus der Hand und geht ab.)

Der Graf. Desto besser. Sie hätte mir es nur gleich sagen können, daß sie sich in mein Schnupftuch verliebt hätte. (Was es für Leute auf der Welt giebt! Jetzt, um diese Zeit, gegen Abend, sind die Straßen voll von dergleichen unbekannten Schönheiten. Diese war noch eine von den Bescheidensten, weil sie mit einem Schnupftuche vorlieb nimmt: es giebt noch andere, die nach dem Beutel greifen. Mir wäre es unmöglich, etwas mit ihnen zu thun zu haben. Ein feiles Frauenzimmer ist was Erschröckliches in meinen Augen. (geht ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Ein Zimmer bey Rosauren, das zum Besuch eingerichtet ist, mit Tischen, Stühlen und verschiedenen Lichtern.

Eleonora und Marionette.

Marionette. Nun, was meynen sie darzu? Was Herr Pantalon für Aufwand mit Wachslichtern macht! Das geschieht alles ihrentwegen.

Eleono-

Eleonora. Und ich mag ihn doch nicht, weil ich es nun erst recht überlegt habe.

Marion. Wie gefällt ihnen aber der Franzose?

Eleon. Ich will dir die Wahrheit sagen. Seine Bildung gefällt mir, seine Lebhaftigkeit ist mir nicht zuwider, und sein ungezwungenes Wesen entzücket mich, aber seinen Worten traue ich nicht.

Marion. Warum nicht?

Eleon. Weil er gleich, beym ersten Anblick, den Verliebten zu sehr macht, und Sachen sagt, die gar nicht zu glauben sind.

Marion. Aber der That werden sie doch glauben?

Eleon. Was man sieht, das muß man wohl glauben.

Marion. Wenn er sich also mit ihnen verlobte, so hätten sie wohl nichts darwider einzuwenden.

Eleon. Das wird er wohl nicht thun.

Marion. Wenn er es aber thäte, würden sie es wohl zufrieden seyn?

Eleon. Ey freylich würde ich es zufrieden seyn; es ist ein rechter artiger Mensch.

Marion. Was geben sie mir, wenn ich sie so glücklich mache?

Eleon. Ein recht schönes Präsent sollst du von mir haben.

Marion. Aber versprechen und halten sind zwey verschiedene Dinge, nicht wahr?

Eleon. Du sollst mehr bekommen, als ich dir verspreche.

Marion. Nun, so lassen sie mich nur machen, sie sollen gewiß mit mir zufrieden seyn.

Eleon. Und was wird denn meine Schwester darzu sagen? Ich glaube, daß sie auch noch Ansprüche auf ihn macht.

Marion. Sie kann ja unter vieren wählen; und dieser ist, so viel ich merke, ihr Liebling eben nicht.

Eleon. Nun nun, ich verlasse mich auf dich.

Marion. Und ich bin ein Frauenzimmer, das Wort hält. Ich habe weit mehr Ehen auf der Welt gestiftet, als ich Haar auf dem Kopfe habe. Da kömmt ihre Schwester; sagen sie ihr aber jetzt nichts davon.

Eleon. Ich lasse mich von meiner Lehrmeisterin leiten.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Rosaura und die Vorigen.

Rosaura. Nun, Schwesterchen, du läßt dir es ja recht angelegen seyn, deinen Platz hier zeitig zu nehmen.

Eleonora. Ich kam eben jetzt zu dir.

Rosaura. Höre nur, wenn es gut geht, so verändere ich mich noch diesen Abend. Was wirst denn du aber hernach, ohne mich, anfangen?

Eleon. Ich glaube doch nicht, daß du dieses Haus verlassen wirst, ohne mich auch vorher zu versorgen.

Rosaura. Willst du den Herrn Pantalon haben?

Eleon. Davor behüte mich der Himmel.

Rosaura. Nun, was soll ich denn machen?

Marion. Je verzweifelt! Als wenn unter so vielen Menschen nicht auch ein Bräutigam für sie wäre!

Rosaura. Ey freylich! Als wenn man eine Heirath eben so geschwind stiftete, als wie man eine Parthie Triset machet. Es kömmt Jemand.

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Der Graf und die Vorigen.

Der Graf. Hier bin ich, Madam, und habe die Ehre, dero Befehle zu erwarten. Ro-

Rosaura. Es ist eine Ehre für mich, daß sie so gütig gewesen sind.

Marion. (Der eifersüchtige Graf ist gleich der Erste bey der Hand.)

Rosaura. Setzen sie sich. (Rosaura setzt sich neben den Grafen und Eleonora auf die andere Seite.)

Der Graf. Wie sie befehlen. Madam, ich danke ihnen für die gütigen Ausdrücke in ihrem Briefe.

Rosaura. Glauben sie nur, daß sie von Herzen gehen.

Marion. (Er hat sie zu sich gezogen, damit er sie ja nicht verliehrt.)

Drey und zwanzigster Auftritt.

Don Alvaro und die Vorigen.

Alvaro. Ergebenster Diener, Donna Rosaura.

Rosaura. Gehorsame Dienerin, Don Alvaro. (Sie steht auf.)

Alvaro. Ich wünsche ihnen allerseits einen guten Abend.

Rosaura. Seyn sie so gütig. (Sie zeigt ihm, daß er sich setzen soll.)

Alvaro. (Wenn nur die unbekannte Dame nicht auch da ist.) (Er sieht sich hier und da um, und setzt sich hernach neben Rosauren.)

Marion. (Der sitzt auch gut.)

Alvaro. Wo haben sie meinen Stammbaum hingethan?

Rosaura. In mein Zimmer.

Alvaro. Sie hätten ihn hier in dem Saale wo aufhängen sollen, damit ihn die ganze Gesellschaft hätte bewundern können.

Marion. Wir wollen ihn gar über die Hausthür kleben, daß ihn Jedermann sehen kann.
Alvaro. (Die nasenweise Französin.)

Vier und zwanzigster Auftritt.

Mylord und die Vorigen.

Mylord. Madam. Mademoisell. (zu Eleonoren.) Messieurs. (zu den beyden Cavalieren.)
Rosaura. Mylord, gehorsame Dienerin. (Sie stehen alle auf und grüßen ihn.) Seyn sie doch so gütig und setzen sie sich. (zu Mylord.)
Mylord. Madam. (Er setzt sich neben den Grafen.)
Marion. (Madam! Madam! Er kann nichts anders sagen, als Madam! Das Französische klingt schlecht in seinem Maule.)
Rosaura. Sie haben sich also die Mühe gegeben, mir die Ehre zu erzeigen.
Mylord. Die Ehre ist auf meiner Seite.
Marion. (O, jetzt hat er einmal viel geredt.)

Fünf und zwanzigster Auftritt.

Monsieur le Blau und die Vorigen.

Monsieur. Madam Rosaura, votre tres humble Serviteur. Mademoisell Eleonora, ich mache ihnen mein unterthäniges Compliment. Meine Freunde, ich bin ihr Sklave. Bon Soir! Marionette. (Sie stehen alle auf und grüßen ihn.)
Marionette. (Der macht doch wenigstens die Gesellschaft ein Bischen munter.)
Rosaura. Nehmen sie doch Platz.
Monsieur. Mein Platz ist schon besetzt, wie ich sehe; es thut aber nichts. Ich werde mich zu dem

artigen Kinde hier setzen. (Er setzt sich zwischen Don Alvaro und Eleonora.) Madam Rosaura, ich erstaune ganz.

Rosaura. Worüber?

Monsieur. Ich vermuthete, ein Kleinod an ihrer Brust zu finden, ich sehe aber nichts.

Rosaura. Sie meynen vielleicht das Portrait?

Monsieur. Ja, das meyne ich eben.

Rosaura. Sie sollen gleich Nachricht davon bekommen.

Marion. (Was den anbetrift, so läßt Madam seinen Verdiensten nicht Gerechtigkeit genug widerfahren.)

Rosaura. Meine Herren, da sie so gütig gewesen sind, zu mir zu kommen, und da ich gleich hier in der Mitte zwischen ihnen Vieren sitze, so bin ich Willens, ehe die Gesellschaft größer wird, eine kleine Rede an sie zu halten. Sie haben mir allerseits, ohne daß ich es verdient habe, viel Ehre erzeigt, und alle die größte Achtung und Neigung zu mir bewiesen. Don Alvaro macht mich, durch Ueberschickung seines Stammsbaums, stolz. Monsieur le Blau bezaubert mich mit seinem Portrait. Mylord setzt mich durch seine kostbaren Geschenke in Verwunderung. Der Graf macht sich durch seine zärtlichen und liebesvollen Ausdrücke verbindlich und überzeugt mich. Nun möchte ich gern gegen alle erkenntlich seyn; ich kann mich aber nicht zertheilen, und deswegen muß ich mich blos einem überlassen. Die Wahl, die ich treffen werde, soll nicht eigensinnig, noch unüberlegt seyn, sondern sie soll sich auf eine reife, billige und pflichtmäßige Ueberlegung gründen.

Mylord will nicht heirathen; doch wenn ihn ja, da er sich in Vergleichung mit andern sieht, noch einfallen sollte, einen Anspruch auf mich zu machen, so trägt mir eine englische Dame auf, ihm zu sagen, daß er sich erinnern möge, daß er Rosauren nichts versprochen habe, daß er völlig von ihr los sey, sondern daß er sich vielmehr in die schönen Verbeugungen seiner Landsmännin verliebt, und ihr seine Liebe und Treue versprochen habe; und damit sie meinen Worten auch glauben, so schicket sie ihnen das Etui und läßt ihnen zugleich sagen, daß diejenige, die es ihnen giebt, eben dieselbe sey, die es empfangen habe. (Sie giebt dem Mylord das Etui wieder.) Monsieur le Blau nahm mich durch seine großmüthigen Ausdrücke, durch seine verliebte Zärtlichkeit und rührenden Seufzer ein, und konnte sich auf meine Hand Hoffnung machen; allein, eine gewisse unbekannte Französin hat mir den Auftrag gethan, ihn zu erinnern, daß er, da er Rosauren einmal seinem Nebenbuhler abgetreten hat, nun nichts mehr an ihr zu fodern habe, und dieses Fläschgen mit wohlriechendem Wasser würde ihn an seine Verbindlichkeit denken lassen und ihm zugleich sagen, daß die Unbekannte eben diejenige sey, die ihm seinen Fehler vorhält. (Sie giebt ihm das Fläschgen.) Don Alvaro hatte sich meine Hochachtung gleichfalls erworben und vielleicht auch den Vorzug vor andern, ja, verblendet von dem Glanze seines Adels, hätte ich mich fast für ihn erklärt; er mag sich aber erinnern, daß ihm die unbekannte spanische Dame, damals, als sie ihm einen Abscheu vor der Verbindung mit einer Kaufmannsfrau beybrachte, anbefahl, Rosauren zu verlassen

und nur sie, obgleich unbekannt und ohne Hoffnung, zu lieben; und zum Zeichen ihrer völligen Lossagung und Reue folgt hier die Tabatier der von ihm verachteten Wittwe wieder zurück. (Sie giebt ihm die Dose.) Was übrigens den Grafen anbetrift, der den Masken so unhöflich begegnet und sich gegen artiges Frauenzimmer so strenge bezeigt, auch derjenigen, die nach ihm seufzet, eine kleine Gunstbezeigung abschlägt, daß ihn auch sogar der Verlust eines seidenen Schnupftuches leid thut, dem mache ich hiermit bekannt, daß eben dieselbe Maske, die es ihm genommen hat, ihm hier, in Gegenwart seiner Nebenbuhler, die Hand giebt, und ihn für ihren Bräutigam erklärt. (Sie reicht dem Grafen die Hand, der sie mit vieler Zärtlichkeit annimmt.)

Der Graf. O, ich Glücklicher! O kostbarer Augenblick! O Hand, die mich erfreuet!

Mylord. Es lebe der Graf! Ich werde sein guter Freund bleiben.

Marion. (Ich habe es gleich gesagt, daß der sich deswegen kein Leid anthun würde.)

Alvaro. Ich hätte nicht gedacht, daß das italienische Frauenzimmer so boshaft wäre, (Er steht auf.) und daß sie es so weit treiben könnten, den Charakter der spanischen Damen zu entheiligen. Dieses Verbrechen macht sie in meinen Augen verabscheuungswerth; ich gehe, um sie nicht mehr anzusehen, und zur Strafe ihres kühnen Unternehmens, entziehe ich ihnen die Ehre meiner Protektion. (geht ab.)

Monsieur. Madam Rosaura, der Verlust ihrer Person würde mich einige Seufzer kosten, wenn

sie sich nach Indien verheiratheten; weil es aber mit unserm lieben Grafen geschieht und sie mit ihm in Italien bleiben, so vermindert das Glück, sie zu sehen, den Schmerz, mich von der Verbindung mit ihnen ausgeschlossen zu sehen. Ich werde allemal ihr getreuer Liebhaber bleiben, und wofern der Graf kein Feind von der herrschenden Mode ist, so erbiete ich mich, ihr Gesellschafts-Cavalier zu werden.

Der Graf. Nein, mein Herr, dafür danke ich ihnen. Madam Rosaura hat ihrer nicht nöthig.

Monsieur. Thun sie eine Reise mit einander nach Paris, da werden sie schon von der Krankheit geheilet werden.

Marion. Monsieur le Blau, es thut mir leid, daß sie so eine schlechte Rolle dabey spielen; aber aus Eifer für meine Nation und ihre Verdienste, möchte ich gern noch was für sie wagen. Madam Rosaura hat nun das Ihrige; und wenn sie nicht fasten wollen, da die andern essen, so zeigte sich eine trefliche Gelegenheit darzu.

Monsieur. Recht so, meine liebe Marionette, thue du mir den Gefallen; verheirathe du mich auf französische Art. So im Fluge.

Marion. Hier ist ihre Braut.

Monsieur. Mademoiselle? O, wenn der Himmel wollte! Aber sie glaubt mir nicht; sie hat keine Liebe zu mir.

Marion. Sie kennen sie nicht recht. Sie brennet für sie.

Monsieur. Reden sie, mein Kind; ist das wahr, was Marionette sagt?

Eleonora. Mehr, als zu wahr.
Monsieur. Wollen sie die Meinige werden?
Eleonora. Wenn es ihnen gefällig ist.
Monsieur. Es lebe die Liebe! Es lebe Hymen! Frau Schwägerin, ich bin doppelt vergnügt. Graf, nun werden sie nicht mehr eifersüchtig über mich seyn.
Der Graf. Sie werden mir dem ohngeachtet einen Gefallen thun, wenn sie ein Logis für sich miethen.
Marion. Arme Madam Rosaura, wie sehr bedaure ich sie!
Rosaura. Geh, Närrin! Du kennst mein Glück nicht.

Letzter Auftritt.

Pantalon, der Doktor und die Vorigen.

Pantalon. Nun, meine Herren, wie geht es in der Gesellschaft?
Der Doktor. Was habt ihr nur in aller Welt dem Don Alvaro gethan? Er verflucht alles Frauenzimmer in Italien.
Monsieur. Herr Pantalon, Herr Doktor, mein geliebter Herr Schwiegervater, mein Verehrungswürdiger Herr Schwager, erlauben sie mir, daß ich ihnen, durch eine zärtliche Umarmung, an der Freude Theil nehmen lasse, die mir durch die Verlobung mit diesem schönen Kinde wiederfährt.
Pantal. Was! Was ist denn das für eine Neuigkeit?
Der Doktor. Ohne mir ein Wort davon zu sagen, da ich doch Vater bin?
Rosaura. Wir hatten es uns gleich vorgenommen, es ihnen noch zu sagen, ehe die Hochzeit vor sich gienge. Sehen sie hier auf einmal zwo Ehen,

die Meine mit dem Grafen von Bosco Nero, und meiner Schwester ihre mit Monsieur le Blau. Haben sie noch etwas dawider einzuwenden?

Der Doktor. Ich habe euch immer lassen machen, was ihr gewollt habt; wenn ihr denket, daß es gut gethan ist, so habe ich nichts darwider.

Pantalon. (Man muß sich gut stellen und aus der Noth eine Tugend machen.) Ich dachte mich zwar mit Mamsell Eleonoren zu verheirathen, doch in der Hoffnung, daß ihr Herz auch mit einstimmen würde. Da sie aber keine Neigung zu mir hat, so verliehre ich nichts darbey, wenn ich einem Mädchen entsage, das mich in Verzweiflung hätte bringen können.

Monsieur. Ey, es lebe Herr Pantalon.

Mylord. Er denkt vernünftig, recht englisch.

Rosaura. Nun habe ich doch endlich alle meine Absichten glücklich erreicht. Nun ist der Stand einer Wittwe und eines unverheiratheten Frauenzimmers auf einmal in Sicherheit gestellet; zween gleich gefährliche Stände. Ich muß zwar gestehen, daß ich mich in allen meinen Handlungen sehr schlau aufgeführt habe; da aber meine Schlauigkeit niemals von den Grundsätzen der wahren Ehre, und den Gesetzen des bürgerlichen Lebens abgewichen ist, so hoffe ich auch, daß ich, wo nicht Beyfall, doch wenigstens Nachsicht verdiene, oder vielleicht, vielleicht gar beneidet werde.

Ende des Lustspiels.

Der

Ehrliche Avanturier.

Ein Lustspiel.

Personen.

Wilhelmi, ein Venetianer, zufälliger Weise in Palermo.

Donna Livia, eine reiche Palermitanische Wittwe.

Donna Aurora, Gemahlin des

Don Filibert, eines unbemittelten Bürgers von Palermo.

Eleonora, eine Neapolitanerin, des Wilhelmi Braut.

Der Marqvis d' Osimo.

Der Graf von Brano.

Der Graf Portici.

Der Vicekönig.

Berto, Don Filiberts Bedienter.

Johann, ein junger Bedienter der Donna Livia.

Fermo, } der Donna Livia Kammerdiener.
Targa, }

Ein Bothe vom Vicekönig.

Ein Stockmeister.

Gerichtsknechte, die nicht reden.

Der Schauplatz ist in Palermo.

Der ehelichte Kvanturier.

Der ehrliche Avanturier.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Aurora.

Donna Aurora und Berto.

Aurora.

Ist das Billet an mich?

Berto. Ja, Madam, es ist an Sie.

Aurora. Ich sehe aber keine Aufschrift. Hat man denn gesagt, daß ihr es mir geben sollt?

Berto. Ja doch, Ihnen.

Aurora. Gut, so will ich es immer aufmachen.

Geht fort.

Berto. Den Augenblick.

Aurora. Saget mir einmal: Habt ihr die Küche besorgt, und das Nothwendige zur Mittagsmahlzeit schon herbeygeschafft?

Berto. Nein, noch nicht, Madam.

Aurora. So? Und warum nicht?
Berto. Einer kleinen Schwierigkeit wegen.
Aurora. Was meynet ihr damit?
Berto. Weil mir der Herr, diesen Morgen, kein Geld geben konnte.
Aurora. Was! Mein Mann hätte kein Geld?
Berto. Das ist so eine Unpäßlichkeit, Madam, die ihm öfters zustößt. Sie wissen es ja selbst besser, als ich.
Aurora. Es thut mir nur des Fremden wegen leid, den wir bey uns im Hause haben; ich wollte nicht gern, daß wir in der Schande stecken blieben.
Berto. Dießmal weis ich dem Dinge nicht abzuhelfen.
Aurora. Da habt ihr einen Thaler. Kauft etwas dafür ein, und machet nur bald.
Berto. Ganz wohl, Madam, gleich, gleich. (Es liegt ihr daran, wie sie bey dem Herrn Wilhelmi Ehre einlegen möge. Ihrem Manne zugefallen hätte sie diesen Thaler gewiß nicht hergegeben.) (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Donna Aurora allein.

Es ist ein großes Unglück für mich, daß ich immer in der Dürftigkeit leben muß! Ein Bürger, der kein Amt und wenig Einkünfte hat, muß seine Tage recht elend zubringen. Ich bedaure nur den Herrn Wilhelmi, den wir hier bey uns haben. Ich sehe ihn gern, und wollte nicht, daß er von uns gienge. Aber ich muß doch sehen, wer mir dieses Billet geschrieben hat. (Sie macht es auf.) Ach ja, es ist von

der Donna Livia. Das ist eine recht glückliche Frau; sie ist aus dem Kaufmannsstande und wird bald gnädige Frau werden. Sie ist jung, reich, und was das Beste, eine Wittwe, die ihre völlige Freyheit hat. (Sie liest.) **Meine wertheste Freundin. Die höfliche Aufführung des Herrn Wilhelmi giebt sattsam zu erkennen, daß er ein ehrlicher und rechtschaffener Mensch ist** — Ha, ha, das gute Wittwichen hat sich in den Herrn Wilhelmi vergaft! Sie kömmt zu mir, unter dem Vorwande, mich zu besuchen; es geschieht aber blos des Herrn Wilhelmis wegen. **Er entdeckte mir gestern Abend im Scherz und zwar mit einer recht guten Art, seine Verlegenheit, deswegen nehme ich mir die Freyheit, Ihnen zwanzig Pistolen zu überschicken** — Jemanden, der bey mir wohnt, Geld zu schicken? Das ist die größte Beleidigung, die sie mir anthun kann: **Ihnen zwanzig Pistolen zu schicken** — Mir? **Damit sie ihm dieselben, auf eine gute Art, einhändigen mögen. Er braucht eben nicht zu wissen, daß sie von mir kommen; deswegen werde ich im Kurzen einen von meinen Bedienten mit den zwanzig Pistolen zu ihnen schicken, die sie dem Herrn Wilhelmi geben mögen, wenn es ihnen beliebig ist.** Wenn das ist, so geht das Ding eben so schlimm nicht. Das ist eine Beschimpfung, die man noch erdulden kann. Ich kann nur noch nicht glauben, daß sie mir dieses Geld schicken sollte. Die Frau wäre gar zu freygebig. Doch da kömmt ja mein Mann.

Dritter Auftritt.

Don Filibert und die Vorige.

Filib. Nun, meine liebe Aurora, wenn wird denn der Fremde einmal aus unserm Hause gehen?

Aurora. Laß dir nur nicht leid seyn. Er hat gesagt, daß er uns nach acht oder zehn Tagen nicht länger beschwerlich fallen will.

Filib. Es sind nun schon vier Monate, daß er immer so sagt. Wir haben ihn nur auf acht Tage zu uns ins Haus genommen, und nun sind es vier Monate daraus geworden.

Aurora. Habe doch nur noch ein wenig Nachsicht. Da wir einmal so weit gekommen sind, so wollen wir das Uebrige auch vollends abwarten.

Filib. Aber auf was für eine Art soll ich dir es nun sagen? Höreſt du denn nicht, daß ich nicht mehr weis, was ich anfangen soll? Daß ich kein Geld mehr habe? Daß ich mich seinethalben nicht noch mehr in Schulden stecken will?

Aurora. Heute habe ich einen Thaler ausgegeben.

Filib. Und was werden wir denn morgen anfangen?

Aurora. Morgen wird auch Rath werden. (Wenn nur die zwanzig Pistolen der Donna Livia ankämen.)

Filib. Wenn du nicht gewesen wäreſt, ich hätte ihn schon lange fortgeschickt.

Aurora. Du würdeſt den beyden Neapolitanischen Cavallieren eine große Gefälligkeit dadurch erzeigen, die ihn dir empfohlen haben.

Filib. Die sind wieder fort, und mir giebt Niemand was, zum täglichen Aufwand, den Tisch zu besorgen.

Vierter Auftritt.

Berto und die Vorigen.

Berto. Madam, es will Jemand zu Ihnen.
Aurora. Ich komme gleich. (Wenn es doch ein Bedienter von der Donna Livia wäre.) (geht ab.)
Filib. Wer ist da, wer will zu meiner Frau?
Berto. Ein Bedienter. (Im Begrif abzugehen.)
Filib. Was für ein Bedienter? Ich wills wissen.
Berto. Ho, ho, mein Herr, was ist denn das einmal?
Filib. Was wirds seyn?
Berto. Sie sind ja niemals gewohnt gewesen, der Frau ihre Besuche oder Gegenbesuche wissen zu wollen.
Filib. Von nun an aber will ich sie wissen.
Berto. Ich befürchte nur, daß es zu spät seyn möchte — Doch genung hiervon — Es ist ein Bedienter von der Donna Livia. (geht ab.)
Filib. Auch diese Frau verleitet die Meinige und verursachet mir immer Kosten.

Fünfter Auftritt.

Don Filibert und Donna Aurora, die wieder zurückkömmt.

Filib. Nun, wer war es denn, der nach dir fragte?
Aurora. Herr Wilhelmi.
Filib. Gleich eine Lügen. War es nicht ein Bedienter von der Donna Livia?
Aurora. Wenn du es schon weist, warum frageſt du mich denn? Freylich war es ein Bedienter von der Donna Livia, aber Herr Wilhelmi wollte auch zu mir.

Filib. Wenn der Herr Wilhelmi nicht im Guten fortgehen will, so wirds gewiß im Bösen geschehen müssen.

Aurora. Ich begreife gar nicht, wie du so reden kannst. Herr Wilhelmi ist ein ehrlicher, redlicher und rechtschaffener Mann, dem man nicht so begegnen darf.

Filib. Er mag seyn, wer er will; er kostet mich zu viel, und ich kann es nicht länger aushalten.

Aurora. Sieh nur selber, ob es nicht ein rechter braver Mensch ist. Eben jetzt rufte er mich an seine Stubenthür; er entschuldigte sich sehr höflich bey mir —

Filib. Und nahm hernach Abschied?

Aurora. Und bat mich zugleich, zehen Pistolen von ihm anzunehmen und Schockolate dafür zu kaufen.

Filib. Zehn Pistolen? Wo sind die?

Aurora. Hier in dem Beutel.

Filib. Thut er uns aber nicht dadurch einen Schimpf an?

Aurora. Was für Schimpf? Wenn man uns nur viel solche Beschimpfungen anthäte; und hernach, kann man eine Sache wohl manierlicher machen? Er giebt sie uns zu Schockolate.

Filib. Was meynest du wohl, woher er dieß Geld muß bekommen haben?

Aurora. Vermuthlich aus seinem Vaterlande.

Filib. Weist du nicht, ob er von Adel ist?

Aurora. Er hat niemals weder seinen Stand noch seinen rechten Namen entdecken wollen. So viel ich aber von den beyden Neapolitanern, die ihn uns empfohlen haben, vernommen, so soll er ein rechter artiger und höflicher Mensch seyn.

Filib. Du mußt also doch etwas Schockolate einkaufen, und das bald.

Aurora. Diesen Morgen trinken wir sie bey der Donna Livia. Sie hat eben deswegen zu mir geschickt.

Filib. Ich werde dem Herrn Wilhelmi wohl nichts von den zehen Pistolen sagen dürfen?

Aurora. Bey Leibe nicht! Er muß nicht einmal wissen, daß du sie gesehen hast.

Filib. Ja, ja; bedanke du dich nur bey ihm; ich will nichts davon wissen. Mache nur, daß wir, so viel als möglich, mit Ehren aus der Sache kommen. Doch sollte mir es bey alle dem nicht lieb seyn, wenn er, für seine zehen Pistolen, noch zehen Jahr hier zu bleiben gedächte.

Aurora. Da kömmt er.

Filib. Ich will weggehen. So bald er uns verläßt, müssen wir uns auf ein ganzes Jahr, auf das Land begeben, damit wir unsern Schaden wieder ausheilen. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Donna Aurora, hernach Wilhelmi.

Aurora. Diese zwanzig Pistolen kamen gleich zu rechter Zeit. Wenn mich Donna Livia damit machen läßt, was ich will, so kann ich ihrer zehen zur Befriedigung meines Mannes anwenden; denn wenn ich dieß thue, so kommen sie dem auch zu Statten, für den sie bestimmt waren.

Wilh. Unterthäniger Diener, Madam.

Aurora. Dero Dienerin, Herr Wilhelmi; was fehlt ihnen? Sie kommen mir ganz niedergeschlagen vor.

Wilh.

Wilh. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich mache ein Bischen Grillen.

Aurora. Was geht ihnen denn im Kopfe herum?

Wilh. Ich bekomme keine Briefe von Hause; es geht immer ein Tag, ein Monat nach einander hin, und ich bin meines Unglückes endlich überdrüßig.

Aurora. Ey, sie müssen Geduld haben. Fahren sie nur fort, ihre Widerwärtigkeiten großmüthig zu ertragen. Das Schicksal wird sich schon ändern, und ihnen einmal diejenige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die sie verdienen.

Wilh. Ich kann es nicht länger mehr aufschieben. Ich muß mich zu was entschließen.

Aurora. Misfällt es ihnen, länger in diesem Hause zu bleiben?

Wilh. Ein ehrlicher Mann, wofür ich mich ausgebe, muß sich endlich schämen, einem Hause so lange beschwerlich zu fallen, das ihm so viele Gütigkeit erzeiget hat.

Aurora. Das sind überflüßige Complimente. Lassen sie sichs so gefallen, es steht ihnen alles zu Diensten; und je länger sie bey uns bleiben, desto mehr Gefälligkeit erweisen sie uns dadurch.

Wilh. Ich sehe wohl ein, daß ich diese Gütigkeit nicht verdiene; und in den Umständen, worinne ich mich befinde, erkenne ich ihr großmüthiges Mitleiden für eine Vorsicht des Himmels. Ich kann es aber nicht länger geschehen lassen; ich muß durchaus von hier weggehen.

Aurora. Warum aber, Herr Wilhelmi? Warum?

Wilh. Madam, ich bin aufrichtig und offenherzig, und schäme mich nicht, mein Elend zu gestehen.

stehen. Man weis, wie viel ein ehrlicher Mann, außer der Wohnung und dem täglichen Unterhalt, braucht; ich sage nichts mehr; überlegen sie aber nur selbst, ob ich nicht genöthiget bin, wegzureisen?

Aurora. (Diese Unterredung könnte zu keiner bequemern Zeit kommen.) Nein, Herr Wilhelmi, nein, deswegen dürfen sie noch nicht wegreisen. Unter uns; hier haben sie zehn Pistolen, machen sie damit, was sie wollen.

Wilh. Zehn Pistolen? — Verzeihen sie mir; ich kann sie unmöglich annehmen.

Aurora. Warum wollen sie sie nicht haben?

Wilh. Wenn sie mir erlauben wollen, so will ich sie fragen, warum sie mir sie geben?

Aurora. Weil sie sie brauchen.

Wilh. Ich brauche sie, das ist wohl wahr; aber deswegen —

Auror. Gehen sie doch und nehmen sie sie, und sagen sie kein Wort mehr.

Wilh. Aber ich bitte sie drum! Von wem kömmt dieses Anerbieten? Von ihnen, oder von Herrn Filibert?

Aurora. Nehmen sie sie nur von meiner Hand und forschen sie nicht weiter nach.

Wilh. Und wenn ich sie nun annähme, wem bliebe ich sie schuldig?

Aurora. Niemanden.

Wilh. Nein, ich werde gewiß nicht zugeben, daß man —

Aurora. O, wenn sie fortfahren, mir es abzuschlagen, so beleidigen sie mich damit

Wilh.

Wilh. Ich weis nicht, was ich machen soll — Um ihnen aber zu zeigen, daß ich nicht undankbar bin, so will ich sie annehmen. (Ich brauche sie zwar, aber ich nehme sie doch mit Widerwillen.)

Aurora. (Der gute Mensch! Kann man wohl bescheidener seyn? Kann man es wohl manierlicher machen?)

Wilh. Ich weis nicht, was ich sagen soll. Diese allzugroße Gütigkeit macht mich ganz bestürzt —

Aurora. Lassen sie uns nicht weiter davon sprechen. Sagen sie mir doch, Herr Wilhelmi, sie sind also deswegen betrübt, weil sie keine Briefe bekommen haben?

Wilh. So lange ich hier in Palermo bin, habe ich noch keine Nachricht von Hause.

Aurora. Und von ihrer Mademoiselle Eleonore haben sie auch noch keine?

Wilh. Auch von ihr nicht.

Aurora. Das wird wohl auch die Ursache ihrer Traurigkeit seyn, weil sie gar keine Nachricht von ihrer Geliebten erhalten.

Wilh. So viel kann ich ihnen sagen: Ich habe Mademoiselle Eleonoren geliebt, wie ich es ihnen schon öfters erzählet habe; aber, die Wahrheit zu gestehen, so habe ich sie mehr aus Dankbarkeit als Neigung geliebt. Aus Verbindlichkeit versprach ich ihr, sie zu heirathen, und ihrentwegen habe ich mich fast unglücklich gemacht. Es sind nunmehr vier Monate, daß sie mir nicht geschrieben hat. Wenn sie mich vergißt, so werde ich sie auch zu vergessen suchen.

Aurora. Weis sie denn, daß sie in Palermo sind?

Wilh. Sie weis es, weil ich es ihr geschrieben habe.
Aurora. Wissen sie es nicht? Aus den Augen, aus dem Sinn; sie wird einen andern gefunden haben.
Wilh. Bald sollte mir es lieb seyn, wenn es wahr wäre. Ich sehe es ein, daß ich schlecht fahre, wenn ich sie heirathe. Wenn man aber verliebt ist, denkt man nicht ans Zukünftige; und wenn die Sache einmal geschehen ist, so sieht man seine Thorheit erst ein.

Siebenter Auftritt.

Berto und die Vorigen.

Berto. Madam Livia hat ihren Wagen geschickt und läßt ihnen sagen, daß sie in demselben zu ihr kommen und Schockolate mit ihr trinken möchten.
Aurora. Gut! Sagt dem Kutscher, daß er warten soll.
Berto. Ja, Madam. (Da sind sie schon wieder, immer beysammen, und der Herr sagt kein Wort dazu.)
Aurora. Was sagen sie von der hübschen Wittwe, die wir jetzt besuchen werden? Gefällt sie ihnen?
Wilh. Ihnen es aufrichtig zu gestehen, sie gefällt mir nicht übel.
Aurora. Sie scheint noch jung zu seyn, sie ist es aber nicht; wer weis, wie viel älter sie ist, als ich.
Wilh. Das glaube ich gar wohl.
Aurora. Hier bey uns hält man sie für eine Schönheit; ich sehe aber nichts außerordentliches an ihr.
Wilh. O das kann wohl seyn; man kann ihr aber doch ihre Vorzüge nicht absprechen.

Aurora. Wissen sie, was das Beste an ihr ist? Sie ist reich.

Wilh. Das ist nichts Kleines. Wenn ein Frauenzimmer reich ist, so hält man sie auch für schön, ob sie es gleich nicht ist, und alles läuft ihr nach.

Aurora. Sind sie vielleicht auch einer von denen, die ihr, ihres Reichthuns wegen, nachlaufen?

Wilh. Das ist meine Sache nicht, Madam. Heirathen kann ich sie nicht, weil ich schon mit einer andern versprochen bin; ihr etwas abzulockern, das mag ich auch nicht, weil ich in dergleichen Sachen sehr wunderlich bin.

Aurora. Ich wollte ihnen rathen, daß sie sich mit der Donna Livia gar nicht abgäben. Die Vornehmsten in der Stadt, als der Marqvis d' Osimo, der Graf von Brano, und andere mehr, werben um sie. Sie würden sich viele Verdrießlichkeiten zuziehen.

Wilh. Grafen und Marqvis? Was für eine Figur würde ich armer Unglücklicher wohl unter dergleichen vornehmen Herren machen?

Aurora. Was ihren Stand anbetrift, so könnten sie wohl mit unter ihnen passiren.

Wilh. Ich bin, Gottlob! auch von ehrlichen Herkommen.

Aurora. Sie sind doch eigentlich von Venedig gebürtig?

Wilh. Ja, Madam, und ich mache mir eine Ehre daraus; und ich hoffe nicht, daß mich meine Widerwärtigkeiten jemals so weit bringen werden, daß ich mein Vaterland nicht nennen darf.

Aurora. Nun, gut; ich habe noch Verschiedenes zu bestellen. Machen sie sich indeß fertig zum Ausfahren, wir wollen uns zusammen zur Donna Livia begeben. Seyn sie fein munter: denken sie an nichts Verdrießliches; sie sind bey guten Freunden im Hause; es soll ihnen an nichts fehlen; und wenn sie was brauchen, so sagen sie es, und befehlen sie nur. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Wilhelmi allein.

Ich verstehe es gar nicht. Don Filibert ist ein ehrlicher, gutherziger Mann, der aber wenig im Vermögen hat, und für seine Frau sind zehn Pistolen so viel, als nichts; **wenn sie was brauchen, so sagen sie es, und befehlen sie nur.** Donna Aurora hat entweder einen heimlichen Zuschuß, oder sie will ihren armen Mann gänzlich ruiniren, und das darf ich nicht zugeben. Ich kann es nicht länger mit ansehen; jeden Tag, wenn ich mich zu Tische setze, steigt mir die Schamröthe ins Gesicht. Ein rechtschaffener Mensch, der eine gute Erziehung gehabt hat, kann unmöglich geschehen lassen, daß man ihn lange Kostfrey hält, zumal bey Jemanden, der mehr aus Zwang thut, als seine Umstände es ihm zu thun erlauben. Ich wäre auch schon längstens weggegangen; aber Donna Aurora will mit aller Gewalt, daß ich da bleiben soll. Wenn ich, zum Exempel, bey der reichen Wittwe im Hause wäre, so würde ich mir kein so großes Gewissen daraus machen, eine Zeitlang auf ihre Kosten zu leben; in dieser Welt sind

wir alle dem Unglück unterworfen, und es ist keine Schande, sich bey Jemanden gefällig zu machen, wenn man in Noth ist. Ich bin bisweilen auch in guten Umständen gewesen; jetzt steht es schlecht mit mir; es wird aber nicht beständig so seyn. Ich habe schon so manches Unglück überstanden; dieses wird auch vorbey gehen. Ich will deswegen aufgeräumt seyn; ich will mich vergnügen und an kein Unglück mehr gedenken. Ich will mich über alles hinaus setzen, und diesen Grundsatz zur Richtschnur nehmen, daß ein vernünftiger Mann über alle Unglücksfälle erhaben seyn müsse. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zimmer in der Donna Livia Hause.

Donna Livia, hernach Johann.

Livia. Vier Parthien zum Heirathen bieten sich mir dar, und keine von allen gefällt mir, weil ich sie alle mehr in mein Vermögen, als in meine Person, verliebt zu seyn glaube. Entweder will ich meine Freyheit ferner als Wittwe genießen, oder wenn ich mich ja wieder verheirathen sollte, so soll es nach meinem Geschmacke geschehen, und nicht, mich aufzuopfern. O, wenn doch der Venetianer, der bey der Donna Aurora im Hause ist, von so guten Herkommen wäre, wie er es zu seyn scheinet, wie gern wollte ich ihn heirathen! Wenn er auch arm wäre, darnach wollte ich nichts fragen; zehen Tausend Thaler jährliche Einkünfte, die mir mein Vater hinterlassen hat, würden auch mit für ihn hinreichend seyn. Ich hoffe, mich mit ehesten, durch Briefe von Venedig, von der Wahrheit dieser Sache überzeugt zu sehen. Jo-

Johann. Madam.
Livia. Was ist es?
Johann. Madam Aurora ist da. Sie ist ausgestiegen und schon auf der halben Treppe.
Livia. Ist sie allein?
Johann. Nein, Madam. Sie ist in Gesellschaft eines Fremden.
Livia. Es wird der seyn, der bey ihr wohnet. Kennest du ihn nicht?
Johann. Ob ich ihn kenne? Ja, ja! Meine Hände denken noch an ihn.
Livia. Deine Hände? Wie so?
Johann. In Messina, wo ich mich sonst aufhielt, war er Schulmeister, wo er mir so viel verdammte Knipschen gegeben hat —
Livia. Er war Schulmeister?
Johann. Ja, Madam; und jetzt erinnere ich mich, er hat mir auch zween Plätzerte gegeben. Wissen sie wohin? Wenn ich mich nicht schämete, so wollte ich es ihnen sagen.
Livia. (Schulmeister! Da sehe ich in der That eben keinen großen Adel!) Da sind sie. Laß sie herein kommen. (zum Johann.)
Johann. (Wenn er mir jetzt Knipse und Plätzerte gäbe, die Augen wollte ich ihm auskratzen. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Donna Livia, hernach Donna Aurora, Wilhelmi und die Bedienten.

Livia. Dem Ansehen nach, scheinet er ein rechter artiger Mensch zu seyn. Doch, dem sey, wie ihm wolle;

wolle; ich will ihm immer beystehen, und wenn ich ihn nicht heirathen kann, so will ich wenigstens zusehen, daß er hier in unserer Stadt unterkömmt.

Aurora. Nun, meine Freundinn, wenn ich ihnen beschwerlich falle —

Livia. O, sie erzeigen mir viel Ehre.

Wilh. Unterthäniger Diener, Madam.

Livia. Ergebene Dienerin, Herr Wilhelmi; setzen sie sich doch. Schockolate! (Sie setzen sich. Donna Aurora in die Mitten; die Bedienten gehen ab.) Nun, wie befinden sie sich, Herr Wilhelmi? Noch wohl?

Wilh. Recht wohl, zu dero Diensten.

Livia. Sie kommen mir diesen Morgen recht aufgeräumt vor.

Wilh. So? Das habe ich alles der Madam Aurora zu danken.

Livia. Was haben sie ihm denn zu Gefallen gethan?

Aurora. Gar nichts. Ich kann nichts thun, weil ich es gar nicht im Stande bin.

Wilh. Verzeihen sie mir, es ist einmal meine Art so. Wenn mir Jemand eine Gnade oder eine Wohlthat erzeiget, so muß es Jedermann wissen. Donna Aurora hat mir zehen Pistolen geschenket.

Aurora. Das dürfen sie mir nicht zurechnen. Sie wissen ja nicht, von wem sie kommen.

Wilh. Ich habe sie aber aus ihren Händen erhalten.

Livia. Zehen Pistolen haben sie ihm gegeben? (zur D. Aurora.)

Aurora. (Dieser Vorfall setzt mich ein wenig in Verlegenheit.)

Livia. Warum haben sie ihm nicht Zwanzig gegeben? (zur D. Aurora.)

Wilh.

Wilh. O Madam! Zehne sind schon zu viel.
Aurora. Ich muß es ihnen nur sagen; ich hätte ihm gern Zwanzig gegeben; weil er aber ein junger freygebiger Mensch ist, so hätte er sie gar leicht verthun können, deswegen habe ich ihm die übrigen bis zu einer andern Zeit aufgehoben.
Livia. (Donna Aurora ist gar zu ökonomisch.)
Wilh. (Ich wollte wetten, daß dieß Geld von der Donna Livia herkömmt.)
Livia. Nun, Herr Wilhelmi, wie gefällt es ihnen in unserer Stadt?
Wilh. Sehr wohl; aber die Stadt gefällt mir eben nicht so sehr, als die schönen Sachen, die in derselben sind.
Livia. Und wo sind denn diese schönen Sachen?
Wilh. Die allerkostbaresten Sachen dieser Stadt sind in diesem Zimmer.
Livia. Diese Tapeten sind eben so kostbar nicht, daß sie ihre Bewunderung auf sich ziehen sollten.
Wilh. O, Madam, ist denn sonst nichts da, als Tapeten? Das, was diesem Zimmer, und dieser Stadt die größte Zierde giebt, sind zwey schöne Augen, ein schöner Mund, eine schöne Bildung, ein edles Bezeigen und bezaubernde Manieren.
Aurora. Gehen sie, Herr Wilhelmi, und fangen sie nicht an zu spaßen; hier sind dergleichen schöne Sachen gar nicht, wovon sie sprechen.
Livia. (Ich will doch sehen, ob sie sich einbildet, als wenn er von ihr spräche.) Wollten sie wohl gern in dieser Stadt bleiben? (zu Wilh.)
Wilh. Ja, Madam, recht gern.

Livia. Es würde gut seyn, wenn sie eine Bedienung hätten, um in Palermo bleiben zu können.

Aurora. Sagen sie mir doch einmal, Madam, was für eine Bedienung schickte sich wohl für den Herrn Wilhelmi?

Livia. Mit der Zeit könnte er vielleicht eine ansehnliche bekommen; damit er aber unterdessen nicht müßig gienge, und um einen Vorwand seines hiesigen Aufenthalts wegen zu haben, könnte er indessen einen Schulmeister abgeben.

Wilh. (Was Henker höre ich!)

Aurora. Einen Schulmeister!

Livia. Herr Wilhelmi, sind sie es nicht in Messina gewesen? Mein Johann ist ja bey ihnen in die Schule gegangen.

Wilh. Ich will es ihnen sagen: Die Sache ist wahr, ich kann es selbst nicht leugnen. In Messina habe ich die Kinder im ABC unterrichtet. Aber wissen sie auch, Mesdames, daß ich, nachdem ich mit einem Schiffe, das von Neapel nach Palermo segelte, abgieng, durch einen heftigen Sturm, nicht weit vom Lande, Schiffbruch erlitten habe. Ich verlohr meine Bagage und rettete mein Leben. Ich kam nach Messina ohne Geld, vom Sturm und Unglück übel zugerichtet, Jedermann unbekannt und ohne zu wissen, wovon ich numehro leben sollte. Drauf wurde ich von einem Schulmeister liebreich aufgenommen, dem ich, zur Belohnung des Unterhalts, den er mir reichte, seine schwere Arbeit erleichtern half, und unterwies die Knaben, drey ganzer Monat lang, im Lesen und Schreiben; ein Amt, das auf keine Art,

weder

weder der Geburt noch dem Stande eines redlichen und rechtschaffenen Mannes nachtheilig ist.

Aurora. Hören sie wohl, Herr Wilhelmi ist weltlichen Standes. Er hat den Schulmeister nur so, zufälliger Weise, gemacht. (zur D. Livia.)

Livia. Wie machten sie es denn hernach, daß sie von Messina wieder wegkamen?

Wilh. Dazu war mir ein Landsmann behülflich. Wir Venetianer lieben einander, in der ganzen Welt, wie Brüder, und stehen einer dem andern bey, so viel nur möglich ist. Er half mir aus, ich begab mich wieder zu Schiffe und kam endlich hier in Palermo an.

Aurora. Wo sind sie denn mit den zween Neapolitanern, meines Mannes guten Freunden und die sie ihm empfohlen, bekannt geworden?

Wilh. Das geschah so von ohngefähr im Schiffe, das uns von Messina hieher brachte. Sie gewannen mich lieb, und erzeigten mir die grösste Gefälligkeit von der Welt, daß sie mich in ein Haus brachten, worinne ich mit Wohlthaten überhäuft worden bin.

Aurora. Der Herr Wilhelmi weis sich bey Jedermann Verehrungswürdig zu machen.

Livia. Ja, das ist wahr; er besitzt eine vortreffliche Lebensart.

Wilh. O, ich bitte sie, machen sie mich nicht schamroth.

Eilfter Auftritt.

Fermo und die Vorigen; hernach der Graf von Brano.

Fermo. Madam, der Graf von Brano ist da. (zur D. Livia.)

Livia. Er mag immer herein kommen.

Fermo. Es ist mir, als wenn ich den Herrn da kennen sollte. (Indem er den Wilhelmi betrachtet und abgeht.)

Aurora. Wenn sie Besuch bekommen, so wollen wir ihnen nicht länger beschwerlich fallen. (zur D. Livia.)

Livia. Nein, nein, bleiben sie immer da. Es ist einer von meinen Freyern; ich frage aber nichts nach ihm. Es ist ein kolerischer hipochondrischer Mann, mit dem ich nicht wüßte, was ich anfangen sollte.

Aurora. (Was für ein Stolz, weil sie ein Bischen reich ist!)

Der Graf. Dero Diener, Madam Livia. (Sie stehen alle auf.)

Livia. Ihre Dienerin, Herr Graf. Seyn sie doch so gütig und setzen sie sich. (Sie setzen sich alle wieder nieder.)

Der Graf. Sie haben eine hübsche Gesellschaft bey sich. (zur D. Livia.)

Livia. Dieser fremde Herr ist so gütig gewesen, mich mit der Donna Aurora zu besuchen.

Wilh. Unterthäniger Diener von ihnen. (Zum Grafen, der ihn ansieht.)

Der Graf. Ergebener Diener — Mich deucht, wo ich mich nicht irre, sie anderswo schon gesehen zu haben.

Wilh. Das ist sehr wohl möglich.

Der Graf. Heißen sie nicht Wilhelmi?

Wilh. Zu Dero Diensten.

Der Graf. Sie sind also der Herr Doktor Wilhelmi, der in Gaeta die Arzeneykunst trieb?

Livia. (Ein Arzt?)
Aurora. (Ein Doktor?)
Livia. (Wenn er ein Medicus ist, so kann er auch von Adel seyn.)
Wilh. Ja, mein Herr, es hat seine Richtigkeit, in Gaeta habe ich die Arzeneykunst getrieben, ich bin aber kein Medicus von Profession. Mein Vater war ein Arzt und von dem habe ich was in der Medicin gelernt, durchs Lesen, Hören und Discuriren habe ich ihm so was abgelernt. Ich habe die Welt gesehen und habe mir dadurch einige besondere Kenntnisse erworben. Da ich von Neapel, wegen eines mir zugestoßenen Verdrusses, reisete, begab ich mich nach Gaeta, und da ich mich nicht anders zu retten wußte, gieng ich in eine Apotheke und machte mich mit dem Apotheker gut bekannt. Man hielt mich für einen Arzt; ich fieng an, Recepte zu verschreiben, zu curiren, zu heilen, umzubringen, kurz, ich that alles, was die Uebrigen thaten. Dadurch half ich mir recht gut fort und ersparete mir noch etwas dabey. Endlich begab ich mich wieder nach Neapel, um zu erfahren, wie es einem gewissen Mädchen gienge, verließ die Medicin, die gemacht hatte, daß ich vier ganzer Monate lang in Gaeta für den vortreflichen Herrn Doktor Wilhelmi passirete.
Aurora. Das war recht; ich lobe ihren Verstand.
Livia. Herr Doktor, ich befinde mich nicht recht wohl; ich werde mich ihrer Geschicklichkeit bedienen.
Wilh. Vielleicht habe ich ein Mittel für ihr Uebel.
Aurora. Sie sind bey mir im Hause, mein Herr, mir müssen sie erst helfen. Ich bin auch krank.

Wilh. Geben sie sich zufrieden; ich will sie Beyde wieder gesund machen.

Der Graf. Sagen sie mir doch: Warum haben sie die Arzeneykunst nicht fortgetrieben? Sind sie vielleicht von der Untrüglichkeit dieser Wissenschaft nicht sattsam genung überzeugt?

Wilh. O, ich halte sie vielmehr hoch und verehre sie.

Der Graf. Man hätte aber doch sehr vieles einzuwenden —

Wilh. Mit ihrer Erlaubniß, Herr Graf, sprechen sie ja nicht übel von den Medicis: Denn, wenn man den Schlechten Böses nachsagt, so nehmen es die Guten auch übel.

Zwölfter Auftritt.

Fermo und die Vorigen.

Fermo. Madam, der Herr Marqvis d' Osimo ist da. (zur D. Livia.)

Der Graf. (Das ist einer von meinen Nebenbuhlern.)

Livia. Er soll nur herein kommen. (Auch der ist mir zur Last.)

Wilh. (Bald wird auch ein Fürst oder ein Herzog kommen.)

Fermo. Ihr Diener, mein Herr. (Zu Wilhelmi, indem er einen Stuhl neben ihn setzt.)

Wilh. Schön Dank.

Fermo. Kennen sie mich nicht mehr?

Wilh. Es ist mir wohl so, ich kann michs aber nicht recht erinnern.

Fermo. Wissen sie nicht mehr, daß wir in Rom zusammen gedient haben?

Livia. (Was höre ich!)
Aurora. (Was?)
Wilh. Gedient? Wo? Auf was für Art?
Fermo. Ja, mein Herr, ich war Kammerdiener und sie Secretair.
Wilh. Es ist ein großer Unterschied zwischen dienen und dienen.
Livia. Gehet, und bringet dem Herrn Marquis Antwort. (zu Fermo.)
Fermo. (Er will den Cavalier machen, und hat doch auch anderer Leute Brod gegessen.) (geht ab.)
Aurora. Der Kerl irret sich; er kennet sie gewiß nicht.
Wilh. Nein, Madam, er hat sich nicht geirret, er sagt die Wahrheit. Ich bin in Rom Secretair gewesen. Ich verließ mein Vaterland wegen jugendlicher Ausschweifungen. Ich gieng, zu meinem Vergnügen, nach Rom. So lange ich Geld hatte, ließ ich mir es wohl seyn; da es aber alle war, fieng ich an, Kalender zu machen. Endlich wußte ich nicht mehr, was ich weiter anfangen sollte. Zuletzt traf ich einen Cavalier an, der mich kannte und bey dem ich Secretair wurde. Die Stelle eines Secretairs bey einem Cavalier vom Stande und Ansehen, entehret Niemanden; sie ist vielmehr für einen jungen, wohlgezogenen Menschen, der was lernen und sein Glück machen will, rühmlich und anständig.
Livia. Wenn ich eine Frau von Stande wäre, so übergäbe ich dem Herrn Wilhelmi mein kleines Secretariat.
Wilh. Es würde mir eine Ehre seyn, wenn ich ihnen dienen könnte.

Dreyzehnter Auftritt.

Der Marqvis d' Osimo und die Vorigen.

Marq. O! Donna Livia, sie sind ja in recht vortreflicher Gesellschaft. (Alle grüßen sich wechselsweise.)

Livia. Ich bin nicht gern allein.

Marq. Ich sehe, daß sie da auch einen Advocaten bey sich haben.

Livia. Welches ist denn der Advocat?

Marq. Das ist er, der Herr Wilhelmi hier. Ich habe ihn in Toscana gekannt; er erinnert sich aber vielleicht meiner nicht mehr.

Wilh. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich die Ehre gehabt habe, sie zu sehen. Ich weis, daß sie einen Proceß von Wichtigkeit hatten, und daß sie ihn verlohren.

Aurora. (Auch ein Advocat?)

Livia. Sie haben also in Toscana auch einen Advocaten vorgestellt?

Wilh. Ja. Ich habe auch einen Advocaten vorgestellt. Verdrüßlich über den Zwang, den sich ein Secretair anthun muß, veränderte ich den Aufenthalt und zugleich auch meine Profession. Ich legte mich auf die Juristerey, und zwar nicht ohne glücklichen Fortgang; ich erwarb mir in kurzer Zeit Credit, Anhang und Geld; und wenn ich auf dem Wege geblieben wäre, so wäre ich jetzt vielleicht in solchen Umständen, daß ich Niemanden beneiden dürfte.

Livia. Warum sind sie aber davon abgegangen? —

Aurora. Weil er nach Palermo hat gehen wollen. Mein lieber Herr Advocat, wollen sie ihre Profession bey uns nicht forttreiben?

Livia. Ich habe Processe und viele Verwandschaft; glauben sie mir nur, es soll ihnen gewiß nicht an Arbeit fehlen.

Der Graf. (Donna Livia nimmt sich dieses Fremden sehr an. Wer weis, ob sie nicht gar in ihn verliebt ist.)

Marq. (Es wäre mir nicht lieb, wenn der Herr Advocat die Donna Livia wegschnappete. Es wäre Schade um ihr Vermögen.)

Vierzehnter Auftritt.

Targa, ein anderer Kammerdiener der Livia, und die Vorigen.

Targa. Madam, der Herr Graf Portici läßt sich melden. (zur D. Livia.)

Livia. Er mag immer kommen. Setzet noch einen Stuhl zurechte. (zu Targa.)

Wilh. (Nun wird gleich ganz Palermo vollends kommen.)

Targa. Gehorsamer Diener. (zu Wilhelmi, indem er den Stuhl hinsetzt.)

Wilh. Schön Dank, mein Freund.

Livia. Wie? Kennet ihr ihn auch? (zu Targa.)

Targa. Ja, Madam, ich habe ihn in einer Stadt, im Venetianischen Gebiethe, gekannt, wo er Criminal-Richter war. (geht ab.)

Aurora. (Vortreflich!)

Livia. Wie viel Aemter haben sie wohl gehabt? (zu Wilhelmi.)

Wilh. Ja, was soll ich ihnen davon sagen? Ich bin auch Criminal-Richter gewesen; und, um ihnen die Wahrheit zu gestehen, so ist diese, unter alle denen Chargen, die ich bekleidet habe, meiner Meynung nach, die beste, die angenehmste und meiner Neigung die angemessenste gewesen. Eine Stelle, die sich mit Ansehen und Ehren verwalten läßt; die beständig Gelegenheit an die Hand giebt, mit vornehmen Leuten umzugehen; bey der man andern Gutes erzeigen, und sich gegen sie mitleidig und gefällig erzeigen kann; die einträglich genug ist, und einen Menschen auf eine gute und tugendhafte Art beschäftiget.

Livia. Wissen sie was, Herr Wilhelmi, unter meiner Erbschaft befindet sich auch eine solche Jurisdiktion, die mein Vater gekauft hat, und wo ich sie zum Richter machen kann.

Aurora. Wenn mein Mann Gouverneur werden sollte, so läßt er sie nicht von sich.

Funfzehnter Auftritt.

Der Graf Portici, und die Vorigen.

Der Graf. Gehorsamer Diener von ihnen allerseits. (Alle grüßen ihn.) O, mein lieber Poete, ihr Diener, ihr Diener. (zu Wilhelmi.) Sind sie vielleicht hier, um eines von ihren Stücken aufführen zu lassen?

Wilh. Gehorsamster Diener, mein Herr Graf.

Aurora. (Schon wieder was Neues?)

Livia. Auch ein Poet?

Der Graf. Ich habe ihn in Neapel kennen gelernt. Ich habe einige poetische Werke von ihm

ihm gelesen und auch einige Stücke, die er gemacht hat, auf verschiedenen Theatern aufführen sehen.

Aurora. O, das ist eine vortrefliche Profession.

Livia. Das ist eine vergnügte Beschäftigung.

Wilh. Für das Theater arbeiten nennen sie eine vortrefliche eine vergnügte Beschäftigung? Wenn sie es wüßten, so würden sie ganz anders davon urtheilen. Bey allen meinen Unternehmungen ist dieses die allermühseligste, die allerbeschwerlichste. O was für eine verdrießliche Sache, sich abmartern, schwitzen und sich beständig am Schreibepulte, eine Comödie zu machen, ängstigen und sie hernach weggeworfen, kritisiret oder gar zerrissen zu sehen, und endlich, zur Belohnung alles seines Fleißes und seiner Mühe, nichts als Vorwürfe und Misvergnügen zu haben!

Aurora. Ich halte es aber doch auch für ein großes Vergnügen, wenn man seine Arbeit gelobt und von Jedermann Beyfall erhalten siehet.

Wilh. Zuerst muß ich ihnen sagen, daß sehr selten ein Jeder zufrieden ist; und wenn es auch bisweilen, in Ansehung eines Lieblingsautors, geschieht, so ist eine einzige Stelle, die entweder schlecht ist, oder es auch nur zu seyn scheinet, schon hinlänglich genug, ihn um alle seinen erworbenen Beyfall zu bringen. Ja, wenn man auch Jemanden mit leiser Stimme lobt, so läßt sich der Tadel desto lauter und verwegener hören.

Livia. Sie thun besser, wenn sie wieder Advocate werden. Ich will ihnen Clienten verschaffen und diese Cavalier werden ihnen auch beystehen.

Aurora. Und mein Mann wird auch schon sorgen, daß es ihnen nicht an Processen fehlt.

Marq. Unsere Stadt ist schon damit genug versehen, es braucht kein Fremder noch herzukommen, die Anzahl der Advocaten zu vermehren. (Der wird sich des Herzens der Donna Livia bemächtigen.)

Livia. Mein Herr Marqvis, wenn sie ihm ihren Schutz nicht zugestehen wollen, so ist es eben so gut, genug, daß Herr Wilhelmi allemal in unserer Stadt zu leben haben wird.

Marq. O ja, er wird schon zu leben haben. Was braucht er mehr, wenn sich eine reiche Wittwe seiner annimmt.

Livia. Eine reiche Wittwe kann mit dem Ihrigen machen, was sie will, ohne nach den Urtheilen desjenigen zu fragen, der sich um ihr Thun und Lassen nicht zu bekümmern hat.

Marq. Um mich nicht um ihr Thun und Lassen zu bekümmern, so will ich ihnen nicht länger beschwerlich fallen. Uebrigens hoffe ich, daß der Herr Advocat so viel Verstand haben wird, sich, ehe er um eine Bedienung ansucht, zu erkundigen, wer der Marqvis d'Osimo sey. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Donna Livia, Donna Aurora, Wilhelmi, der Graf von Brano, der Graf Portici.

Wilhelmi. Ich sehe wohl, Mesdames, das Ding fängt sich nicht gut an.

Aurora. Ey, fürchten sie sich doch nicht, mein Mann wird sie schon vertheidigen.

Wilh. Nein, Advocat werde ich gewiß nicht wieder. Ich sähe nicht gern, daß der Herr Marquis —

Livia. Gut, so werden sie wieder Medicus.

Graf von Brano. Wie? Fehlt es uns vielleicht an Medicis? Wer wollte sich denn einem Scharletan anvertrauen?

Wilh. Dieser Cavalier thut mir viel Ehre an. (Spöttisch.)

Livia. Herr Graf, sie sprechen sehr schlecht von einer Person, der ich meinen Umgang verstatte.

Graf von Brano. (Der hat sie ganz gewiß in sich verliebt gemacht.) O ja, eine trefliche Person, die von einer artigen Dame geschützet wird. Ein Unbekannter, ein Avanturier, ein Betrüger. Machen sie mit ihm, was sie wollen; aber der Herr Medicus mag sich nur fertig machen, die Stadt zu räumen. (geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Donna Livia, Donna Aurora, Wilhelmi, und der Graf Portici.

Wilhelmi. Wie ich sehe, so wird die Sache immer schlimmer.

Aurora. Kehren sie sich an nichts; mein Mann wird sie schon vertheidigen.

Wilh. Ich werde auch keinen Medicum mehr abgeben; man soll mich nicht, weil ich ein Fremder bin, für einen Scharletan halten.

Livia. Sagten sie nicht, daß ihnen die Gerichtshalterstelle am meisten gefallen hätte?

Wilh. Das ist wahr.

Livia. Ich will ihnen eine von den Besten verschaffen, wenn die Meinige nicht einträglich genug seyn sollte.

Aurora. Mein Mann, mein Mann wird ihnen schon zu einer verhelfen.

Der Graf. Ey, das wäre schön, wenn ein Fremder daher kommen, und den Landeskindern das Brod vor dem Maule wegnehmen wollte. Ich stehe dafür, daß Herr Wilhelmi keine Gerichtshalterstelle bekommen soll.

Wilh. Ich danke ihnen für die viele Gnade. (Zum Graf Portici.)

Der Graf. (Nach und nach macht ihn Donna Livia zum Herrn über ihr Herz und ihr Vermögen.)

Livia. Herr Graf, sie theilen ja die Bedienungen in diesem Lande nicht aus.

Der Graf. Gehen sie doch, Madam, wenn ihnen ja so viel an dem schönen Venetianer gelegen ist, so erhalten sie ihn von dem Ihrigen; und wenn sie ihm eine rechte Wohlthat erzeigen wollen, so heirathen sie ihn; wozu ich ihnen von Herzen Glück wünsche.

Wilh. (Das wäre wohl die schönste Bedienung von der Welt.)

Livia. Ich werde mich niemals in dem, was ich thun werde, bey ihnen Raths erholen.

Aurora. Herr Wilhelmi braucht kein Brod.

Livia. Kurz und gut, sie bleiben in Palermo; und um ihren Verstand und Geschicklichkeit zu zeigen, so lassen sie einige von ihren Stücken auf unserm Theater vorstellen.

Der Graf. O, er wird uns, in der That, ein großes Präsent damit machen. Seine Stücken

werden

werden unser Theater schön in Aufnahme bringen. Ich werde mich öffentlich dawider setzen; und wenn ihnen, Madam, seine Comödien so wohl gefallen, so lassen sie sich eine davon in ihrem Hause spielen. (Niemals soll mir ein Fremder der Donna Livia Herz streitig machen.) (geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Donna Livia, Donna Aurora und Wilhelmi.

Wilhelmi. Sie wollen mich durchaus von hier vertreiben.

Livia. Nein, der ganzen Welt zum Trotze, sollen sie in Palermo bleiben. Und wenn es ihnen beliebt, so steht ihnen mein Haus zu Diensten.

Aurora. O, vergeben sie mir, Donna Livia, er ist in meinem Hause; er wird meinen Mann nicht verlassen. Kommen sie, Herr Wilhelmi, wir wollen der Donna Livia nicht länger beschwerlich fallen. (Sie steht auf.)

Wilh. Ich bin zu dero Befehl. (Ich befinde mich in der größten Verlegenheit von der Welt.) (indem er aufsteht.)

Livia. Sie haben über mein Haus zu gebieten. Vergessen sie nur nicht, daß ich viele Hochachtung für sie habe; daß sie ihr Glück machen können; sie müssen sich aber nur nicht verführen lassen.

Aurora. Wollen sie mit oder nicht? (zu Wilhelmi, im Begriff abzugehen.)

Wilh. Ich gehe mit. (Ich bin in der größten Verwirrung.) Auf die Ehre, sie wieder zu sehen.

(zur D. Livia.) (Ich weis nicht, wozu ich mich entschließen soll — Doch, ich will mich schon darnach einrichten.)

Aurora. Leben sie wohl, Donna Livia.

Livia. Sie können sich meines Wagens bedienen, wenn ihnen ihr Mann keinen geschickt hat.

Aurora. Kommen sie nur, kommen sie nur. (Verdrießlich zu Wilhelmi, und geht ab.)

Wilh. (Sie spottet. Aber so gehts. Der Reiche hält sich immer über den Armen auf.) (geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Donna Livia allein.

Herr Wilhelmi ist ein junger Mensch, der alles Beystandes und aller Liebe würdig ist. Er gefällt mir immer mehr. Ich bekomme immer mehr Achtung für ihn. Ja ich will ihm beystehen, es mag verdrießen, wem es wolle. Ich frage nichts nach dem Marqvis, an dem Grafen d' Osimo liegt mir auch nichts, und über den Grafen Portici lache ich nur. Mit der Donna Aurora habe ich Mitleiden. Ich will diesem jungen Menschen, der ganzen Welt zum Trotze, forthelfen, weil ich aus allen dem, was man bisher von seiner Lebensart erfahren können, wahrnehme, daß er ein rechtschaffener Mensch und ein ehrlicher Avanturier ist. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Don Filiberts Hause.

Don Filibert, hernach Berto mit einem Briefe.

Filibert.

Meine Frau plagt mich beständig dieses Fremden wegen; sie ist niemals mit der Art zufrieden, womit ich ihm begegne. Sie könnte es nicht höher treiben, wenn er gleich ein Verwandter von uns wäre — Doch, es mag gut seyn; ich kenne die Donna Aurora; ich weis, daß sie eine ehrliche Frau ist; das weis ich, und glaube es, und will mir weiter keine Sorge darüber machen.

Berto. Da ist ein Brief, mein Herr.

Filib. Wer schickt ihn?

Berto. Machen sie ihn nur auf, sie werden es schon sehen.

Filib. Schon recht, Herr Doktor!

Berto. (Ich möchte meine Wissenschaft nicht mit der Seinigen vertauschen.) (geht ab.)

Filib. (Er eröffnet den Brief und sieht nach der Unterschrift.) Der Graf von Brano. O, was muß denn der Herr Graf haben wollen? Mein Freund, Sie haben einen Betrüger in ihrem

rem Hause, der so frech ist, sich für einen Medicum auszugeben, ob er gleich selbst gesteht, daß er keiner ist, sondern, daß er blos eines schlechten Gewinnstes wegen die Menschen ums Leben bringe. Ich habe ihn in Gaeta gekannt, von da er hat flüchtig werden müssen, weil man hinter seine Betrügereyen gekommen ist. Ihr ehrliches Haus sollte dergleichen Leuten nicht zur Freystatt dienen, deswegen rathe ich ihnen, ihn fortzujagen, und wenn er sich ja widersetzen sollte, so verlassen sie sich auf meinen Beystand. O, was höre ich! Nun mag meine Frau sagen, was sie will, so soll er mir, binnen hier und vier Tagen, durchaus aus dem Hause. Ich will ihm lieber sein Geld wiedergeben.

Zweyter Auftritt.

Der Graf Portici und der Vorige.

Der Graf. Ist es erlaubt, herein zu kommen, mein Herr?

Filib. O, Herr Graf Portici, sie erweisen mir viel Ehre. Was befehlen sie?

Der Graf. Haben sie nicht einen Fremden in ihrem Hause, der Wilhelmi heißt?

Filib. Ja.

Der Graf. Ich rede mit ihnen, als ein guter Freund, und rathe ihnen nicht, daß sie ihn länger bey sich behalten. Man weis ja nicht, wer er ist. Er giebt sich für einen Poeten aus; ich glaube aber, daß er, einer gewissen Satyre wegen, aus dem Lande gejagt worden ist; und wenn

ihn

ihn seine Feinde in ihrem Hause antreffen, so haben sie Verdruß davon.

Filib. O, ich danke ihnen recht von Herzen, mein Herr. Ich will mir den guten Rath, den sie mir geben, zu Nutze machen.

Der Graf. Ueberdieß verwundert sich auch Jedermann, daß sie einen jungen unbekannten Menschen in ihrem Hause leiden. Ich sage es ihnen, als ein guter Freund, man munkelt stark von ihrer Frau, und ihre Ehre ist in Gefahr.

Filib. Im Ernst?

Der Graf. Der Eifer der Freundschaft hat mich angetrieben, ihnen Nachricht davon zu geben. Uebrigens dürfen sie eben nicht glauben, daß ich so unverschämt wäre, und die Donna Aurora für eine Frau von weniger Ueberlegung hielte; aber die Welt ist böse: man hält sich über alles auf und sie werden dabey lächerlich.

Filib. Ach, mein lieber Herr Graf, wie sehr bin ich ihnen dafür verbunden!

Der Graf. Machen sie sich diese Nachricht zu Nutze. Ihr Diener; bis auf Wiedersehen.

Filib. Ganz gehorsamster Diener, Herr Graf.

Der Graf. (Der Kerl soll mir nicht lange mehr in Palermo bleiben.) (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Don Filibert, hernach Berto mit einem andern Handbriefchen.

Filib. Man spricht so nachtheilig von mir und von meiner Frau? Gut! Morgen soll er mir gewiß fort.

Berto. Mein Herr, da ist wieder ein Billet. (Nun werden wir wohl, zu einer gewissen Verrichtung, keine Papierchen mehr nöthig haben.)

Filib. Ist Herr Wilhelmi zu Hause?

Berto. Die Madam ist da, so wird er wohl auch nicht weit seyn.

Filib. Was mengest du meine Frau und ihn da zusammen? (erzürnt.)

Berto. Was weis ichs? Ich rede es nur so ins Tageslicht hin.

Filib. Sag dem Herrn Wilhelmi, daß er so gut seyn möchte, zu mir zu kommen.

Berto. Gleich. (Ob ich sie zusammen menge oder nicht; die Frau wirds doch am besten wissen.)

(geht ab.)

Vierter Auftritt.

Don Filibert allein, hernach Wilhelmi.

Filib. Wer schreibt denn? Wenn der Bediente noch da wäre, so würde er sagen, daß ich den Brief aufmachen müßte, wenn ichs wissen wollte. Er hat auch so Unrecht nicht; ich muß doch zusehen: **Der Marqvis d' Osimo.** Was sagt denn mein lieber Herr Marqvis? **Nehmen sie sich vor dem Fremden in Acht, den sie bey sich im Hause haben. Da man nicht weis, wer er ist, so kömmt er der Obrigkeit verdächtig vor, und auf sie hat man auch ein Auge, weil sie einen Menschen bey sich eingenommen haben, der eines Verbrechens schuldig seyn soll. Helfen sie der Gefahr, die ihnen bevorsteht, ja bey Zeiten ab und**

lassen

lassen sie sich die Warnung, die ihnen ein guter Freund giebt, nicht misfallen. Nun braucht es weiter nichts mehr. Da kömmt er; ich will ihn gleich fortjagen.

Wilh. Was befehlen sie, Don Filibert?

Filib. Mein lieber Herr Wilhelmi, ich habe ihnen was zu sagen, das mir selbst leid thut.

Wilh. Sagen sie es nur heraus, ohne Umstände. Mit guten Freunden muß man nicht so zurückhaltend seyn.

Filib. Nun weis ich beynahe nicht, wie ich es anfangen soll.

Wilh. Sagen sie es doch nur frey heraus.

Filib. Ich sehe, daß sie ein tugendhafter und verdienstvoller Mann sind; ich aber — Ach, wie leid thut mir es!

Wilh. Gehen sie, ich verstehe sie, ohne daß sie mir mehr sagen dürfen, und ich will ihnen die Mühe ersparen, ihren Discurs zu endigen. Sie wollen mir sagen, daß es einmal Zeit sey, ihnen nicht länger beschwerlich zu fallen und daß ich ihr Haus verlassen soll; ist es nicht so?

Filib. Ich wollte sie eben nicht aus dem Hause jagen — Aber — ich weis nur nicht — ich hätte da die Zimmer nöthig.

Wilh. Ganz wohl. Das ist schon genug für mich. Ich danke ihnen für ihre gütige Aufnahme. Unterdessen glauben sie nur, daß ich meine Pflicht und Schuldigkeit zu beobachten weis, und daß ich schon längst von hier weggegangen seyn würde, wenn mich ihre Frau Gemahlin nicht auf eine liebreiche Art zum Dableiben genöthiget hätte.

Filib. (Sie haben recht, wenn sie von meiner Frau munkeln.)

Wilh. Morgen will ich ihnen nicht länger beschwerlich seyn. Nur um diese einzige Gefälligkeit möchte ich sie noch bitten, mir die Ursache zu sagen, warum sie mich so geradehin von sich ziehen heißen?

Filib. Jetzo verschonen sie mich damit, ich kann ihnen nichts weiter sagen. Also wollen sie morgen wirklich fort?

Wilh. (Vielleicht ist er eifersüchtig über seine Frau geworden. Wer weis, was die zehen Pistolen für Folgen nach sich gezogen haben?) Mein Herr, wenn es ihnen nicht zuwider ist, so bin ich bereit, gleich den Augenblick von ihnen zu ziehen.

Filib. Nicht doch, ich meyne ja nicht den Augenblick. Aber — was weis ichs? Wenn es ihnen nicht beschwerlich wäre und sie es diesen Abend thun wollten —

Wilh. Es hat weiter nichts zu sagen. In weniger, als einer Stunde, werde ich, ohne daß Jemand das Geringste von unsern Sachen erfährt, ein anderes Quartier beziehen.

Filib. Mein werthester Freund, ich muß es ihnen nochmals sagen, daß es mir recht herzlich leid thut; aber glauben sie mir nur, daß ich es nicht anders machen kann. Einmal mit der Zeit will ich ihnen schon alles entdecken.

Wilh. Und ich sage jetzo auch weiter nichts, weil sie Herr in ihrem Hause sind, und weil ich demjenigen, der mir so viel Gutes erzeiget hat, keinen Verdruß machen will. Es wird aber schon einmal

mal alles ans Licht kommen. Uebrigens bitte ich sie, mein Herr Filibert, um Vergebung, wegen der vielen Ungelegenheit, die ich ihnen verursacht habe; danke ihnen auch für ihre Gütigkeit und werde mir die Ehre geben, ihnen zu einer beqvemern Zeit wieder aufzuwarten. (Im Begriff abzugehen.)

Filib. He! Hören sie doch. Wie wird es denn mit den zehn Pistolen werden?

Wilh. (Der Henker! So kommen die zehn Pistolen doch von ihm.) Das weis ich nicht; machen sie, was sie wollen. (Wenn er sie wieder haben will, so muß ich damit herausrücken.)

Filib. Rechtschaffene Leute bereichern sich nicht mit fremden Gelde.

Wilh. Wenn sie ein ehrlicher Mann sind, so versichere ich sie, daß ich es nicht weniger bin.

Filib. Die zehn Pistolen — (Indem er den Beutel herauszieht.)

Wilh. Ja, mein Herr, hier sind ihre zehn Pistolen. (Indem er den Beutel herzeiget.)

Filib. Wie! Hier sind ihre zehn Pistolen. (Er schüttelt mit dem Beutel.)

Wilh. Meine? Ich sage ja, daß ihre hier in dem Beutel sind.

Filib. O, das ist schön! Haben sie denn meiner Frau nicht zehn spanische Pistolen gegeben, Schockolate dafür zu kaufen?

Wilh. O, was sie da sagen! Sie hat mir ja zehn Pistolen, zu meinen nöthigen Ausgaben, vorgeschossen.

Filib. Wie muß es denn mit dem Dinge seyn?

Wilh. Da kömmt Donna Aurora; sie wird uns gleich aus dem Traume helfen.

Fünfter Auftritt.

Donna Aurora und die Vorigen.

Filib. Frau, wem gehören die zehn Pistolen?
Wilh. Und wem sind diese? (Ein jeder zeigt auf den Beutel.)
Aurora. (Was soll ich nun sagen?) Wer sie hat, der behalte sie.
Filib. Auf diese Art mag ich sie nicht.
Wilh. Und ich gewiß auch nicht.
Aurora. Wer sie nicht will, der ist ihrer nicht werth. So nehme ich sie. (Und werde sie der Donna Livia wieder zustellen.) (Sie nimmt dem Don Filibert und Wilhelmin die Beutel aus den Händen und geht ab.)

Sechster Auftritt.

Don Filibert und Wilhelmi.

Filib. Also haben sie meiner Frau die zehn Pistolen nicht gegeben?
Wilh. Ich muß ihnen sagen, mein Herr, daß ich zehn Pistolen von ihr bekommen habe.
Filib. (Wie Teufel ist denn das Ding? Meine Frau hätte zwanzig Pistolen gehabt?)
Wilh. (Das ist ein verwirrter Handel. Ich werde am besten thun, wenn ich fortgehe.) Ich bin dero Diener, Herr Filibert.
Filib. Vergeben sie mir, mein Freund.
Wilh. O, verzeihen sie mir nur die Freyheit, mit der ich —

Filib.

Filib. Wir wollen nicht mehr davon sprechen.

Wilh. (Nun ist es Zeit, das Anerbieten der Wittwe anzunehmen; wer weis, ob sie mir wirklich nicht forthilft? Alles Uebel gereicht uns eben nicht allemal zum Schaden.) (geht ab.)

Filib. Zwanzig Pistolen? Zwanzig Pistolen? Wo muß sie sie doch hergenommen haben? Ich bin niemals eifersüchtig gewesen, aber diese zwanzig Pistolen gehen mir sehr im Kopfe herum. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Ein Zimmer in der Donna Livia Hause.

Donna Livia und hernach Johann.

Livia. Wer meine Neigung zu zwingen gedenket, der betrügt sich. Ich kenne keinen größern Reichthum, als meine Freyheit, und ich würde mich, bey alle meinem Ueberfluß, für unglücklich halten, wenn ich nicht über mich selbst gebieten sollte. Wilhelmi nimmt mich immer je mehr und mehr ein, und wenn ich von seinem Herkommen gewisse Nachricht hätte, so wollte ich keinen Augenblick anstehen, ihn im Angesicht der ganzen Welt und allen denen zum Trotze, die nach mir freyen, zu heirathen.

Johann. Madam, der Herr Schulmeister ist da.

Livia. Wer?

Johann. Der Herr Schulmeister. Der, der mir, salva venia, die Plätzerte gegeben hat.

Livia. Nenne mir ihn niemals mehr so. Es ist der Herr Wilhelmi. Er soll herein kommen.

Johann. (Wenn ich ihn nur sehe, so zittere ich noch vor ihm.) (geht ab.)

Achter Auftritt.

Donna Livia, hernach Wilhelmi.

Livia. Er hat nicht lange gezaudert, mich zu besuchen. Ein Merkmal, daß er meine Neigung zu ihm einsieht und sie für genehm hält.

Wilh. Unterthäniger Diener, Madam —

Livia. Ihre Dienerin, Herr Wilhelmi; ich danke ihnen, daß sie so gütig sind, mich zu besuchen. Wie kömmts denn, daß sie mir jetzt nicht mehr so aufgeraumt scheinen?

Wilh. Ah, der Wind hat sich gedrehet, Madam. Die See schien mir ruhig zu seyn, jetzt ist sie aber stürmischer, als sie es noch nie gewesen.

Livia. Wie kömmt das? Ist was Neues vorgefallen?

Wilh. Die Neuigkeit ist ziemlich erheblich. Herr Filibert hat mir, auf eine sehr feine Art, den Abschied gegeben, und ich bin jetzt, wie der Vogel auf dem Dache, ohne Nest, ohne Sicherheit und ohne Futter.

Livia. Aus was für Ursachen hat sie Don Filibert fortgeschickt?

Wilh. Das weis ich selbst nicht; Böses habe ich gewiß nichts begangen. Er muß meiner überdrüßig geworden seyn.

Livia. Muß man aber einen ehrlichen Mann gleich so geradezu aus dem Hause jagen? (Die Sache kömmt mir ein wenig nachdenklich vor.)

Wilh. Meine Aufführung ist gewiß, bey diesem ganzen Vorfalle, nicht Schuld daran. Er hat mir zwar die Ursache nicht sagen wollen; ich kann mir sie aber leicht einbilden.

Livia. Es wäre doch gut, wenn die Wahrheit an Tag käme.

Wilh. Ich scheue mich fast, es zu sagen, daß vielleicht die zehn Pistolen, die mir Donna Aurora diesen Morgen gegeben hat —

Livia. Nur zehne hat sie ihnen gegeben?

Wilh. Nicht mehr, als zehne. Haben sie nichts davon gehört?

Livia. Und sie hat sie von sich gelassen, ohne ihnen die andern zehne auch zu geben?

Wilh. Sie hat mir sogar auch die wieder genommen, die sie mir schon gegeben hatte.

Livia. Sie hat sie ihnen wiedergenommen? Das ist schlecht gehandelt. Nun kann ich nicht mehr an mich halten. Wisse sie also, daß ich der Donna Aurora diesen Morgen, zwanzig Pistolen geschickt habe, damit sie sie ihnen, aus Freundschaft, und ohne daß sie wissen sollten, von wem sie kämen, geben möchte.

Wilh. Nun begreife ich das Geheimniß. Sie hat die zwanzig Pistolen recht ordentlich getheilt. Halb mir und halb ihrem Manne. Die Verbindlichkeiten, Donna Livia, die ich ihnen schon schuldig bin, werden immer größer; und ich muß mich um destomehr verwundern, wie mir Don Filibert so übel habe begegnen können.

Livia. Sie wird es blos deswegen gethan haben, um sich die zwanzig Pistolen zu Nutze zu machen. Aber ich werde es ihr nicht für gut ausgehen lassen. Donna Aurora soll schon erfahren, wie ich —

Wilh. Ich bitte sie recht sehr, Madam, wofern sie noch eine Gütigkeit für mich haben, so schlagen sie

mir diese, ums Himmels Willen, nicht ab. Wir wollen thun, als wüßten wir nichts davon und der Donna Aurora und dem Herrn Filibert alles lassen. Sie haben mich so lange Zeit erhalten, es ist also billig, daß ich gegen die Gefälligkeiten, die sie mir erwiesen, mit einer Art von Empfindung, erkenntlich bin.

Livia. Sie sind ein rechter gutherziger Mensch. Ich bewundere ihre Dankbarkeit und habe ein Vergnügen daran.

Wilh. Die Dankbarkeit ist eine Pflicht, die man auch gegen demjenigen nicht aus den Augen setzen muß, der uns einmal Gutes gethan hat, ob er uns gleich hernach beleidiget.

Livia. (Er nimmt mich durch dergleichen vernünftige Grundsätze immer mehr und mehr ein.) Was sind sie nun entschlossen zu thun?

Wilh. Das weis ich selber nicht. (seufzend.)

Livia. Mein lieber Herr Wilhelmi, wenn ihnen mein Haus gefällt, so können sie sich dessen bedienen.

Wilh. Ihr Anerbieten erfreuet mich, Madam. Allein, eine gewisse Bedenklichkeit macht mich noch zweifelhaft, ob ich es annehmen soll.

Livia. Und was haben sie für eine Bedenklichkeit dabey?

Wilh. Sie sind alleine und ich bin ein Fremder; unter was für einem Vorwande wollten sie wohl, daß ich bey ihnen wohnen sollte!

Livia. Wenn es nicht zu schlecht für sie wäre und sie die Gütigkeit haben wollten, mir in meinen häuslichen Verrichtungen beyzustehen und meine Correspondenz zu besorgen —

Wilh. Wenn es nicht zu schlecht für mich wäre, meynen sie? Eine Dame, wie sie, giebt demjenigen, der das Glück hat, sie zu bedienen, Ansehen und Ehre.

Neunter Auftritt.

Johann und die Vorigen.

Johann. Madam, es wird nach ihnen gefragt.

Livia. Wer ist es?

Johann. Ein fremdes Frauenzimmer, das ich nicht kenne.

Livia. Laß dir sagen, wer sie ist.

Johann. Sie wills nicht sagen. Sie möchte gern mit ihnen sprechen.

Livia. Sag ihr, daß sie ein wenig warten soll, ich würde gleich bey ihr seyn.

Johann. (Der Herr Präceptor giebt der Madam oft Lektion.) (geht ab.)

Livia. Wer muß sie denn wohl seyn? Ich will sie doch sehen. Herr Wilhelmi, hier haben sie diesen Brief; seyn sie doch so gütig und beantworten sie ihn gleich.

Wilh. Wie befehlen sie, Madam, daß ich drauf antworten soll? Sagen sie mir ihre Gesinnung.

Livia. Antworten sie nur, was ihnen gefällt. Lesen sie den Inhalt des Briefs durch, und richten sie die Antwort so ein, wie sie etwan thun würden, wenn sie an meiner Stelle wären. (An der Art, womit er diesen von mir erdachten Brief beantworten wird, will ich sehen, ob er das Herz hat, auf eine eheliche Verbindung mit einer Person zu dringen, um die so viele Leute von Stande geworben haben.)

Zehnter Auftritt.

Wilhelmi allein.

Ja, ja, das ist schon recht! Ich soll auf einen Brief antworten, und sie sagt mir ihre Meynung nicht. Auf diese Art macht sie mich nicht allein zu ihrem Secretär, sondern auch zum Schiedsrichter über ihr Herz. O wenn das wäre, wie glücklich wäre ich! Doch, wer weis? Man hat dergleichen Fälle schon mehr erlebt. Aber Eleonora? Eleonora hat mich vergessen, und ich werde auch nicht mehr an sie denken. Doch ich will den Inhalt des Briefes lesen, damit ich auf die Antwort denken kann. An wen ist er denn gerichtet? An die Donna Livia. Und wer schreibt? Die Unterschrift fehlt. Sie wird die Hand wohl kennen; aber ich, der ich nicht weis, wer schreibt, werde auch die Antwort nicht darnach einzurichten wissen. Ich will ihn immer lesen: **Wertheste Frau Muhme.** Es schreibt also ein Verwandter an sie. **Sie wissen, wie vielen Antheil ich an ihrem Vergnügen nehme, weil ich, außer unserer nahen Verwandtschaft, noch überdieß eine ganz besondere Neigung zu ihnen habe** — Ein Verwandter hat eine besondere Neigung zu ihr? Doch bisweilen sind auch die Verwandten — Schon gut; ich will nur weiter gehen. **Deswegen kann ich ihnen nicht verschweigen, daß ich mit einiger Verwunderung vernommen habe, wie sie einem jungen fremden Menschen solche Vorzüge zugestehen, daß alle andere, die um sie werben, eifersüchtig über ihn geworden sind, und man zu befürch-**

befürchten hat, sie möchten ihn vielleicht gar allen Uebrigen, bey dem Besitz ihres Herzens, vorziehen. Man befürchtet, sie möchte mich andern vorziehen? Ihre Freyer sind also auf mich eifersüchtig? Man kann zwar nicht leugnen, daß sie ihnen nicht selbst Gelegenheit, so zu muthmaßen, gegeben hätte. Kurz, sie macht mich zum Schiedsrichter über ihr Herz; sie läßt mich auf dergleichen Briefe, nach meinem Gefallen, antworten; also geht es gut mit mir. Donna Livia liebt mich; Donna Livia ist beynahe schon die Meine — O sachte, nicht so hitzig. Wir wollen erst das Ende vom Briefe sehen. Nun kann sich zwar Niemand ihrem Willen widersetzen; aber bedenken sie auch, daß sie alle Achtung verlieren werden, wofern sie sich mit einem Menschen von schlechten Herkommen verheirathen sollten — Was meine Geburt anbetrift, so will ich ihr zeigen, und begreiflich machen, daß ich um ein Frauenzimmer, und wenn es von Adel wäre, werben könnte. Derjenige, von dem die Rede ist, ist ein Unbekannter, der selber nicht sagen kann, wer er ist. Viele halten ihn für einen Betrüger. Andere sagen, daß er schon mit einer andern versprochen sey; deswegen überlegen sie es ja wohl, und wenn er sich nicht zu erkennen giebt, so jagen sie ihn aus ihrem Hause und verbannen ihn aus ihren Herzen. Nun verstehe ichs. Ich soll diesen Brief beantworten und die Beantwortung soll nach meinem eigenen Gefallen eingerichtet seyn. Ich will drauf antworten, und aus dem Inhalte meiner Antwort soll sie sehen, wer

schreibt, und diejenige, die mir diesen Brief gegeben hat, soll erfahren, daß Wilhelmi, ob er gleich ein Mensch ist, der sich eben solche hohe Gedanken, reich zu werden, nicht in Kopf kommen läßt, doch auch kein solcher Narre sey, der sein Glück ganz und gar aus den Händen lassen wird. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Ein anderes Zimmer bey der Donna Livia.

Donna Livia und Eleonora.

Livia. Hier, in diesem Zimmer, sind wir in mehrerer Freyheit. Hier können sie mir alle Geheimnisse entdecken, ohne zu befürchten, daß uns Jemand zuhöre.

Eleon. Ehe ich zu einer umständlichen Erzählung meiner unglücklichen Begebenheiten schreite, so erlauben sie mir zuvor, daß ich sie fragen darf, ob sie vielleicht einen jungen Venetianer kennen, der sich hier in Palermo aufhält und Wilhelmi heißt?

Livia. Ja, der ist hier in Palermo; ich kenne ihn sehr wohl. (O Himmel, das Herz bebet mir.)

Eleon. Nun so sagen sie mir auch, ob das wahr ist, was man mir eben gesagt hat, daß er sich nämlich hier in ihrem Hause befinden solle.

Livia. Das ist wahr, er ist hier bey mir im Hause.

Eleon. Ah, Madam, wissen sie auch, daß Wilhelmi mein Bräutigam ist?

Livia. Wie? Wilhelmi wäre ihr Bräutigan?

Eleon. Er hat sich mit mir in Neapel versprochen.

Livia. Und die Hochzeit ist auch schon vorbey?

Eleon. Eben da sie vor sich gehen sollte, reisete er ab.

Livia. Warum verließ er sie denn?

Eleon. Er hatte einen Handel mit verschiedenen Waaren angefangen —

Livia. (Also hat er auch einen Kaufmann abgegeben.)

Eleon. Und stand mit einem andern in Compagnie. Sein Compagnon betrog ihn, nahm das ganze Kapital mit sich und der arme Wilhelmi sahe sich genöthiget, auch unsichtbar zu werden.

Livia. Wo gieng er denn hin?

Eleon. Nach Gaeta.

Livia. Um einen Medicum vorzustellen?

Eleon. Ja; die Noth trieb ihn darzu.

Livia. Besuchte er sie nicht wieder in Neapel?

Eleon. Nach Verfluß einiger Monate kam er wieder. Da ihm aber die von seinem ungetreuen Compagnon betrogenen Gläubiger nachstelleten, mußte er sich von neuen wieder wegbegeben, und nach Palermo flüchten.

Livia. Mit ihnen wird er wohl öfters Briefe gewechselt haben?

Eleon. Kaum hatte ich den ersten Brief erhalten, als ich sogleich Neapel verließ und ihm auf dem Fuße nachfolgete. Ein widriger Wind hielt mich vier Monate unter Weges auf; er hat keine Briefe von mir bekommen können und wird mich vielleicht deswegen für ungetreu halten.

Livia. (Ah, meine ganze Hoffnung ist verlohren! Ach Wilhelmi, du hast mir nicht gesagt, daß du mit einer andern versprochen bist!)

Eleon. Haben sie doch ja Mitleiden mit mir. Erlauben sie mir, daß ich meinen geliebten Wilhelmi sehen darf.

Livia. Da ist er schon; da kömmt er gleich auf sie zu. (Die Eifersucht bringt mich um.)

Eleon. O Himmel! Die Freude drückt mirs Herz ab!

Zwölfter Auftritt.

Wilhelmi, mit einem Blatte Papier in der Hand, und die Vorigen.

Wilh. Hier bin ich mit der Antwort, Madam — (zur Donna Livia.)

Livia. Sehen sie, hier ist Jemand, dem sie antworten müssen. (Sie nimmt den Brief mit Verdruß aus seiner Hand.) Betrachten sie ihre Braut, die sie aufsucht.

Wilh. (Eleonora!)

Eleon. Werthester Wilhelmi, geliebter Bräutigam, hier bin ich wieder bey ihnen, nach einem Verlauf von vier Monaten —

Wilh. Vier ganzer Monate, und mir nicht einmal zu schreiben? Sie sind eine Undankbare.

Eleon. Ich habe gerade vier Monate auf meiner Reise zugebracht. Gleich, da ich ihren Brief erhielt, begab ich mich auf den Weg. Hier, aus diesem Passe, können sie den Tag meiner Abreise ersehen.

Wilh. (Das ist ein fataler Streich; hierzu gehört Muth und ein ungezwungenes Wesen.) Meine liebe Eleonora, sie sind gleich zu einer Zeit gekommen, da der Himmel für mich gesorget hat, und vielleicht auch mit für sie. Diese gütige und großmüthige Frau hat mir die Besorgung ihrer häuslichen Geschäfte aufgetragen; sie hat mir einen monatlichen

Gehalt

Gehalt von dreyßig Dukaten ausgesetzt, womit wir, nach unserer Verheirathung, recht bequem leben können.

Livia. Ihre Hofnung ist schlecht gegründet. Ich leide keine verheiratheten Personen in meinem Hause, und noch viel weniger ein Paar verliebte, unbekannte und flüchtige Leute. Sehen sie zu, wo sie sonst unterkommen können; für mich schicken sie sich nicht.

Wilh. Was! Und sie verstoßen mich?

Livia. Ja, das thue ich.

Eleon. Madam, wenn sie ihm meinetwegen so viele Wohlthaten entziehen wollen, so bin ich bereit, gleich wieder fortzureisen.

Livia. Nichts mehr. Gleich gehen sie aus meinem Hause. (zu Wilh.)

Wilh. Nun weis ich nicht, was ich machen soll. Hierzu gehört Entschließung. Aber ich hätte doch niemals geglaubt, daß so einer rechtschaffenen, vernünftigen und artigen Frau, wie sie sind, ein Mensch habe misfallen können, der Treu und Glauben hält; ein Mensch, der, um die Ehre eines Frauenzimmers nicht aufgeopfert zu sehen, sich lieber gefallen läßt, sein eigenes Glück hintan zu setzen, und die übrigen Tage seines Lebens elend zuzubringen. Ich werde gehen, Madame; ich will Kummer uud Elend ausstehen; aber niemals werde ich eine rechtschaffene Handlung bereuen; meine Widerwärtigkeiten sollen mir jederzeit lieb seyn, weil ich mich allemal dabey erinnern werde, daß ich mir sie selbst deswegen zugezogen habe, daß ich mein Wort nicht habe brechen

und ein junges Frauenzimmer verlassen wollen, die ihr Leben und ihre Ehre meinetwegen in Gefahr gesetzt hat. (geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Donna Livia und Eleonora.

Livia. (Er dauert mich doch!)

Eleonora. Unglücklicher Wilhelmi! Ach, blos meinetwegen stürzest du dich selbst ins Unglück? Aber es gehe dir auch, wie es wolle, so will ich allemal bey dir seyn. Ich will dir überall nachfolgen — (Im Begriff abzugehen.)

Livia. Warten sie. Weinen sie nicht mehr, und begeben sie sich in dieses Zimmer.

Eleonora. Nein, Madam, das erwarten sie nicht von mir. Ich will meinem Bräutigam nachgehen.

Livia. Wenn sie den Herrn Wilhelmi lieben, wenn ihnen seine Wohlfahrt am Herzen liegt, so gehen sie jetzt nicht weg.

Eleonora. O Himmel! Was wollen sie mit mir machen?

Livia. Eine ehrliche Frau kann keine andere Absicht haben, als ihnen zu helfen.

Eleonora. Warum jagen sie denn Wilhelmin aus dem Hause?

Livia. Weil ich in meinem Hause zwey Verliebte nicht zusammen lassen will, die vier Monate von einander getrennet gewesen sind.

Eleonora. Wird er wieder hierher kommen?

Livia. Ja, vielleicht kömmt er wieder.

Eleonora. Haben sie ja Mitleiden mit uns.

Livia. Gehen sie nur fort und sorgen sie nicht.
Eleonora. O Himmel, auf dich allein verlasse ich mich. (geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Donna Livia allein.

Warum jage ich ihn aber von mir? Warum verbiete ich ihm mein Haus? Was hat er verbrochen? Hat er mir seine Treue zugeschworen? Hat er mich zu lieben versprochen? Hat er mir die Versicherung gegeben, daß er sich mit keinem andern Frauenzimmer eingelassen hat? Ah, die Eifersucht hat mich gar zu sehr verblendet! Du unglücklicher Wilhelmi, meinetwegen sollst du flüchtig werden? Nein, komm wieder in mein Haus; komm und nimm die Stelle wieder ein — Aber wie? Werde ich ihn wohl, mit einer Nebenbuhlerin, vor meinen Augen leiden können? Werde ich es wohl mit ansehen können, wenn er seine geliebte Braut umarmt? Nein, das wird niemals geschehen; entferne dich immer von mir. Er ist meiner nicht werth. Die Augen gehen mir zu rechter Zeit auf, und ein glücklicher Stern sorget für mich. Doch, da er die Antwort auf den von mir erdachten Brief einmal entworfen, so will ich doch zusehen, mit was für Gesinnungen er sie abgefaßt. Vielleicht reißt mich der Inhalt dieses Blattes aus noch einem größern Irrthume. (Sie eröffnet den Brief und liest.) Mein Herr, Der Antheil, den sie an der Erhaltung meiner Ehre nehmen, ist ein überzeugender Beweis ihrer Neigung zu mir; ich sehe mich deswegen verbunden, ihnen zuerst meinen

schuldigen Dank abzustatten und dann mich bey ihnen zu rechtfertigen. Wenn ich den Unbekannten, wovon sie sprechen, nicht mit gleichgültigen Augen angesehen habe, so kömmt dieses aus keiner blinden Leidenschaft her, sondern weil er meiner Verachtung nicht werth war. Woferne diejenigen, die einigen Anspruch auf mein Herz zu haben glauben, eifersüchtig über ihn sind, so werden sie erfahren, daß sie weit weniger bey mir ausrichten werden, als er; da ich mich überdieß um übelgegründete Kritiken gar nicht bekümmere, weil ich blos auf die Rechtschaffenheit meines Herzens und meiner Gedanken sehe. Ich weis auch jederzeit den Wohlstand meiner Neigung vorzuziehen; und wenn ich einen Unbekannten liebte, so würde ich niemals die Schwachheit begehen, die Seinige zu werden, bevor ich ihn nicht genau kennen gelernt hätte. Ich liebe den Herrn Wilhelmi nicht; und wenn ich ihn auch liebte, so würde ich mich nicht so blindlings erklären. Ich bin übrigens gewiß, daß, wenn ich mich nach seinem Herkommen erkundigen wollte', er einer Verbindung mit ihm nicht unwürdig seyn würde. Sie werden mir vielleicht einwerfen: Wer giebt ihnen die Versicherung darüber? Aber hierauf antworte ich ihnen kurz, daß derjenige, der vier Monate durch, Proben einer anständigen und bescheidenen Lebensart von sich gezeiget hat, nicht in den Verdacht fallen kann, von einer sehr niedri-

gen

gen Geburt zu seyn. H Himmel! Was für ein Brief ist das? Welche Geheimnißvolle Worte! Hätte er wohl mit mehrerer Behutsamkeit antworten können? Er behauptet die Rechte meiner Freyheit, ohne die Person zu beleidigen, an die er zu schreiben glaubt. Er spricht bescheiden von sich, und giebt dadurch zu erkennen, daß er von guter Geburt ist. Meine Liebe weis er so künstlich zu schildern, daß auch aus derjenigen Stelle, wo er mich sagen läßt: **Ich liebe den Herrn Wilhemi nicht**, der ganze übrige Brief das Gegentheil beweist. Und könnte ich einem solchen Menschen meine Gewogenheit wohl entziehen? Warum sollte ich aber auch einem Menschen gewogen seyn, der sein Herz schon an ein anderes Frauenzimmer verschenket hat? Könnte ich ihn denn nicht bey mir behalten, ohne Ansprüche auf sein Herz zu machen? Nein, das geht nicht an, das kann ich nicht thun. Entweder er muß ganz meine seyn, oder ich mag ihn nicht mehr sehen. Wie sollte er aber wohl der Meine werden können? Die Liebe weis den Verstand der wahren Verliebten schon zu schärfen. Ich lasse den Muth nicht sinken, es kann alles noch angehen. (geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Eine Straße, worinnen der Donna Livia Haus liegt.

Der Graf Brano, hernach Wilhelmi, der aus der Donna Livia Hause kömmt.

Der Graf. Donna Livia ist eine schöne Frau und eine reiche Wittwe; und ich wüßte Niemanden in

Paler-

Palermo, der mir den künftigen Besitz einer Braut von solchen Vorzügen und Reichthümern streitig machen sollte. Wilhelmi, den Filibert jetzt aus seinem Hause gejagt hat, wird die Stadt räumen müssen.

Wilhelmi. (Der ganz melancholisch aus der Donna Livia Hause kömmt.)

Der Graf. Wie! Dieser in der Donna Livia Hause?

Wilh. (Darzu gehört Muth; es gehe, wie es wolle. Eleonora ist gleich zu rechter Zeit gekommen, mich unglücklich zu machen. Doch gut! Hier in dieser Straße will ich auf sie warten, um mich bey ihr zu bedanken.)

Der Graf. (Der Verwegene!) (Indem er Wilhelmin erzürnt ansieht, daß er neben ihm hingeht.)

Wilh. Unterthäniger Diener. (zum Grafen.)

Der Graf. Wer hat ihnen geheißen, so dreiste zu seyn und wieder in dieß Haus zu gehen?

Wilh. Ein ehrlicher Mann kann überall hingehen.

Der Graf. Sie sind kein ehrlicher Mann.

Wilh. Ich wäre es nicht? Aus was für Grunde können sie das sagen?

Der Graf. Weil sie die Kühnheit gehabt haben, sich für einen Medicum auszugeben, da sie es doch nicht sind, wodurch sie sich selbst zum Betrüger gemacht haben.

Wilh. Wenn ich kein wirklicher Medicus von Profession bin, so kann ich es doch werden, wenn ich will, weil ich Kenntniß, Fähigkeit, Theorie und Praxis genug besitze, alles das zu thun, was die andern thun.

Der Graf. Sie sind ein Leutebetrüger.
Wilh. Das ist wunderlich; ich bin ein ehrlicher Mann.
Der Graf. Und wenn sie noch einmal in dieß Haus gehen, so schwöre ich es ihnen heilig zu, daß ich ihnen Arm und Bein entzwey schlagen lassen will.
Wilh. O, nun verstehe ichs erst. Ich bin ein Leutebetrüger, weil ich in der Donna Livia Haus gehe. Herr Graf, sie sprechen sehr schlecht.
Der Graf. Was, beym Henker, das sagt man einem Manne, wie ich bin?
Wilh. Ich verehre sie, ich habe alle Hochachtung für sie, ich lasse mich aber von Niemanden unter die Füße treten.
Der Graf. Ich, ich will ihn mit Füßen treten. (sehr in Wuth gebracht.)
Wilh. Die Sache würde ein Bischen schwer halten. (Nun kommen die hypochondrischen Dünste.)
Der Graf. Wenn ich mich nicht befürchtete, meinen Degen zu entehren, erstechen wollte ich dich.
Wilh. Wenn sie ihren Degen mit meinem Blute nicht entehren wollen, so will ich versuchen, den Meinigen in ihrer Brust zu adeln.
Der Graf. Wo sind meine Bedienten? (Nach der Scene zu.)
Wilh. Haben sie was nöthig? Hier bin ich, ich will ihnen gleich aufwarten. (spöttisch.)
Der Graf. Die Arme will ich dir entzwey schlagen lassen.
Wilh. Wenn ich ihrer Viere hätte, so könnte ich ihnen mit einem Paar dienen. (wie oben.)
Der Graf. Verwegener! Du spottest noch über mich? Stockschläge will ich dir geben.

Will. Mir Stockschläge? Wenn sie mich, als einen schlechten Kerl, mit dem Stocke prügeln wollen, so will ich ihnen als einem Cavalier begegnen, und sie über den Haufen stechen.

Der Graf. (O weh! Ich möchte für Bosheit bersten; und mein Stand erlaubt mir nicht, mich mit dem Kerl herumzuschlagen. Ich verzweifele, ich bin des Todes.) (Er geht wüthend auf dem Theater hin und her.)

Will. Herr Graf, stehen sie still, besänftigen sie sich; sie können auf der Stelle des Todes seyn.

Der Graf. Ich? Des Todes seyn? O weh! Wie so?

Will. Ja gewiß, mein Herr; ich sehe es an ihren Augen, an ihrer Gesichtsfarbe. Hören sie auf einen Medicum, der vernünftig schließt, aber nicht auf einen Betrüger, der nur was hinplappert. Ihr Zorn entsteht aus einer starken Aufstoßung der Galle am Ende des Intestini duodeni und zu Anfange des Intestini jejuni, wo die verdorbenen Säfte kochen, wodurch die unterste Oeffnung des Magens ganz gewaltig zu einem motui praeternaturali et confuso angereizet wird, daß sehr gefährliche symptomata in praecordiis daraus entstehen. Zu gleicher Zeit geht der succus biliosus durch die pancreatischen und colidokischen Canäle, löset sich auf und verdirbt die massam sanguinis, daß aus der Convulsion, die in den verschiedenen Abtheilungen der Nerven, ingleichen in der Corruption, die sich im Blute generirt, weil es durch eine gar zu große Ausdehnung der engen Adern des Cerebri fortläuft, entsteht, woraus endlich die Apoplexie entspringet, so, daß die

ganze

ganze Maschine nicht widerstehen kann und zuletzt unterliegen muß.

Der Graf. O weh mir! Sie haben mich in großes Schrecken gesetzt. Das Herz schlägt mir. Es ist mir, als wenn ich schon Convulsiones hätte.

Wilh. Erlauben sie mir einmal ihren Puls.

Der Graf. Da haben sie ihn. (Wilhelmi fühlt ihm an Puls.)

Wilh. Est symptomaticus, est convulsivus: es hat aber nichts zu bedeuten; fürchten sie sich vor nichts. Ich bin bey ihnen. Man muß nur dieses fermentum acre et malignum dämpfen, den Zufluß zu den Feuchtigkeiten durch säuerliche Tränkchen vermindern, und den Ventriculum mit einem Elexir proprietatis stärken. Gehen sie nur gleich in die Apotheke; lassen sie sich ein Kräutertränkchen, eine Confectionem, ein Antidotum oder ein Electuarium geben. Vor allen Dingen aber nehmen sie eine Dosin Electuarium fracastori ein, welches das allerwirksamste und schleunigste Mittel ist, die tumultuarischen und unordentlichen humores in Ordnung zu bringen.

Der Graf. Leben sie wohl; ich danke ihnen und will gleich hingehen. Die Füße zittern mir. Ich kann keinen Odem holen. Wer weis, ob ich nicht umfalle, ehe ich in die Apotheke komme. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Wilhelmi, hernach der Marquis d' Osmo.

Wilhelmi. Diesmal habe ich mir mit einer medicinischen Tirade durchgeholfen. Mit einem hypochondrischen Menschen hat es aber auch nicht

viel zu bedeuten. Ich habe ihm so viel Furcht eingejagt, daß er sich auf eine lange Zeit des Zorns enthalten wird. Aber was macht Eleonora? Warum geht sie nicht aus dem Hause? Ich habe mir es gleich eingebildet; eine bloße weibliche Neugier. Donna Livia wird hundert tausend Fragen an sie gethan haben. Und ich, was fange ich an? Wo wende ich mich hin? Wie werde ich mich nun ernähren können, da ich noch darzu eine Frau am Halse habe? Eleonora hat mir wahrhaftig einen schönen Streich gespielt! Doch es sey! Ich halte auf Ehre, und ob ich gleich jetzt nicht so viel Liebe für Eleonoren mehr habe, als ich ehemals hatte, so bin ich doch, zu Rettung ihrer Ehre, verbunden, sie zu heirathen.

Marqvis. (Was hat der da um der Donna Livia ihrem Hause herum zu thun?)

Wilh. (O! Ich vermuthe mir von dem Herrn Marqvis eben ein solches Compliment, als des Herrn Grafen seines war.)

Marq. Was machen sie hier?

Wilh. Ich gehe hier meiner Straße.

Marq. Durch diese Straße werden sie nicht lange mehr gehen dürfen.

Wilh. Wie so, mein Herr?

Marq. In unserer Stadt brauchen wir keine Zungendrescher.

Wilh. Warum geben sie mir diesen schönen Titel?

Marq. Deswegen; wenn sie ein geschickter Mann wären, so hätten sie ihr Amt als Advocat fortgesetzet; da sie es aber mit Betrügerey und ohne Grundsätze verwaltet haben, so hat man müssen dahinter kommen und sie fortjagen.

Wilh. Sie irren sich, mein Herr. Ich bin aus meinem eigenen freyen Willen hieher gekommen. Leute von meiner Art jagt man nicht fort. Sie kennen mich nicht recht, Herr Marquis.

Marq. Man sehe doch den braven Herrn Advocaten an! Wie viel haben sie ihrer schon, durch ihre Praxin, unglücklich gemacht?

Wilh. Ich habe Niemand unglücklich gemacht, mein Herr; sondern habe allezeit mehr auf Ehrlichkeit als auf vieles Wissen gehalten. Und wenn sie, da sie ihren Proceß hatten, zu mir gekommen wären, und sich meines Raths bedienet hätten, so hätten sie ihn, anstatt ihn zu verlieren, gewiß gewonnen.

Marq. Ich hätte ihn gewonnen? Wissen sie denn, was es für ein Proceß war?

Wilh. Ja, mein Herr, ich bin davon unterrichtet.

Marq. Und sie hätten wollen machen, daß ich ihn hätte sollen gewinnen?

Wilh. Ich sage es und verbinde mich auch, es zu beweisen. Erlauben sie mir wohl, daß ich ihnen jetzt, ob es gleich nicht mehr Zeit ist, meine Meynung sagen darf?

Marq. Ja, ja, sagen sie sie nur. (Wir wollen doch hören, was er zu sagen weis.)

Wilh. Ihr Proceß betraf die Wiedererlangung sechs Tausend Thaler jährlicher Einkünfte. Die Anforderung war gerecht, und wenn ihr Sachwalter nicht in der Ordnung gefehlt hätte, so hätten sie den Proceß gewonnen. Man findet in den alten Documenten ihrer Familie, daß die

Marqvis von Tivoli denen von Osimo jährlich sechs Tausend Thaler auf des Debitoris Gütern haftende Zinsen zahlen mußten. Es vergiengen aber wohl sechzig bis siebenzig Jahr, ohne daß dieser Canon bezahlt wurde. Sie schritten zum Proceß, fiengen aber die Sache nicht recht an. Sie klagten in petitorio, ohne daß sie ihre Forderungen identificiren konnten. Sie hätten erst mit dem Possessorio einkommen und so fortfahren sollen. Das war die Ordnung, die man hätte beobachten sollen; und die Klage hätte, in diesem Falle, so eingerichtet werden müssen: Die Familie derer von Tivoli zahlt der Familie von Osimo einen jährlichen Canonem von sechs Tausend Thalern; da aber dieser Canon seit sechzig Jahren nicht abgetragen worden ist, petitur condemnari pars adversaria ad solvendum. Was würde nun der Gegentheil darauf geantwortet haben? Non teneri? So würden wir gesagt haben: Redde rationem. Und vermöge der ratio des uti possidetis würde die Last des Beweises dieser solution auf sie gefallen seyn. Wenn man aber mit dem Salviano wegen liegender Gründe klagt, so kömmt allemal dem Kläger zu, sie zu identificiren; und wenn es alte Ansprüche betrift, und in den Sätzen, Divisionen oder Contrakten eine Unordnung gefunden wird, so verliert man den Proceß, nicht aus Mangel des Rechts, sondern weil die Ordnung und gute Einrichtung fehlt. Und wenn ich Ignorante, dem sie so übel zu begegnen belieben, die Ehre gehabt hätte, ihnen in dieser Sache zu dienen, so wollte ich meinen Kopf verwetten, daß sie den Proceß würden gewonnen haben, zum Besitz der sechs Tausend

Thaler

Thaler jährlicher Einkünfte gelanget seyn würden, daß ihnen die rückständigen Canones von sechzig Jahren her hätten nachgezahlt werden müssen, und daß sie endlich mit der Zeit, die liegende Gründe sich zugeeignet, ihre Ansprüche auf dieselben bewiesen, ihre rationes justificirt und zu dem rechtmäßigen Besitz dieser Güter gelanget seyn würden. Denn es bleibt wohl, wahr, daß der glückliche oder unglückliche Ausschlag eines Processes, ja das Wohl eines Clienten oder einer ganzen Familie, meistens auf dem vernünftigen Verfahren eines Sachwalters beruhe.

Marq. Herr Advocat, würden sie wohl Schwierigkeit machen, zu mir in mein Haus zu kommen, und ein wenig mit meinen Anwälden sprechen?

Wilh. Ich rede mit einem Jeden. Ich sage nichts ohne Grund, und bin bereit, ihnen aufzuwarten, wenn sie es so befehlen.

Marq. Gut; ich erwarte sie heute. Fragen sie nur nach dem Pallaste des Marqvis d'Osimo.

Wilh. Ich werde ganz gewiß kommen, und ihre Befehle anhören.

Marq. Vergeben sie mir, wenn ich was gesagt habe — Es geschah nicht in der Absicht, sie zu beleidigen.

Wilh. Sie sind mein großer Gönner, Herr Marqvis.

Marq. (Der spricht vernünftig. Er überzeugt mich, und vielleicht kann ich, unter seiner Anweisung, den Proceß wieder von vorne anfangen.

(geht ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Wilhelmi allein.

Auch damit bin ich zu Stande gekommen, und vielleicht habe ich mir aus einem Feinde einen Beschützer gemacht. Es ist gut, wenn man von allem was weis. Es giebt Gelegenheiten, wo einem alles zu Statten kömmt: und das Sprichwort trift wohl ein: Lerne die Kunst und lege sie bey Seite. Der da auf mich zukömmt, ist des Don Filiberts Bedienter — Der Schlingel! Er hat mich niemals gern gesehen. Ich habe ihn so lassen hingehen, aus Hochachtung gegen seine Herrschaft, und will auch jetzt die Gelegenheit, ihn derb abzuprügeln, vermeiden. Ich werde mich so lange hinter dieß Haus verstecken, bis ich Eleonoren heraus kommen sehe.

(Er versteckt sich.)

Achtzehnter Auftritt.

Berto mit einem Beutel, hernach Johann, der aus der Donna Livia Hause kömmt.

Berto. Nun, das ist schön! In dem Hause verhungert man. Donna Aurora hat diese zwanzig Pistolen, und an Statt, sich ihrer zu Nutze zu machen, schickt sie sie der Donna Livia. Das scheint mir eine Narrheit zu seyn. Ich will nun den Fall setzen, daß sie sie ihr schuldig ist; so könnte sie sie ihr ja nach und nach wieder geben; denn essen muß man doch.

Johann. Unsere Frau ist sehr wunderlich. Erst schickt sie den Herrn Präceptor fort, hernach läßt sie ihn aufsuchen, daß er wieder zu ihr kommen soll.

Berto. Bon jour, mein kleiner Page.
Johann. Serviteur, mein lieber Berto.
Berto. Ist seine Frau zu Hause?
Johann. Ja, sie ist zu Hause. Es sind nun schon zwo Stunden, daß sie nichts anders thut, als mit einem fremden Frauenzimmer zu plappern.
Berto. Ich möchte sie gern sprechen.
Johann. Was will er denn bey ihr?
Berto. O, wenn er es nur wissen sollte, was ich für eine Bosheit habe!
Johann. Wer hat ihm denn was gethan?
Berto. Meine Frau schickt seiner zwanzig Pistolen, und ich will wetten, daß wir morgen keinen Groschen zu Brodte haben.
Johann. Vielleicht hat sie ihr meine Frau geliehen.
Berto. Und wenns auch wäre? Muß sie ihr sie denn alle auf einmal wieder geben? Ich weis ja, daß mein Herr in schlechten Umständen ist, und daß ich in drey Monaten kein Kostgeld bekommen habe.
Johann. Meine Frau braucht sie gewiß nicht so nothwendig. Bey meiner Treu, sie hat einen Haufen Geld, daß man davor erschrickt.
Berto. Beynahe wäre ich Willens, etwas zu thun, das ich mein Lebtage nicht gethan habe.
Johann. Ey! Wenns eine Sache ist, worinnen ich ihm helfen kann, so wollen wirs immer thun.
Berto. Diese Pistolen — ja, mein Herz sagt mir es selbst: Donna Livia braucht sie nicht.
Johann. Nein, sie braucht sie nicht.
Berto. So will ich sie ihr also nicht geben.
Johann. Mir ist es gleich viel.

Berto. Weis er was, mein Pagechen? Wir wollen uns drein theilen.
Johann. Ich bin darbey.
Berto. Nun, frisch! Aber stille!
Johann. O, ich sage kein Wort.
Berto. Nu? —
Johann. Nun, so mache er nur.
Berto. He! Mit zehn Pistolen in der Tasche, wer mir da was thut, den will ich loben. Nun frisch. Einem jeden zehen. (Er will den Beutel aufmachen.)

Neunzehnter Auftritt.

Wilhelmi und die Vorigen.

Wilhelmi. Was macht ihr hier, ihr Galgenvögel? (Er nimmt dem Berto den Beutel aus der Hand.) Kommt man so zu Gelde?
Johann. Ich weis von nichts.
Berto. Was geht denn das ihn an, Herr Schmaruzer? Geb er mir mein Geld wieder.
Wilh. Spitzbube! Ich werde den Beutel derjenigen Person wieder geben, der er gehört, und du sollst deinen Lohn schon bekommen.
Johann. Laß er ihn sich wiedergeben. (sachte zu Berto.
Berto. Beym Teufel! Ich will meinen Beutel wieder haben.
Wilh. Geh mir fort von hier, Galgenstrick.
Berto. Den Kopf will ich ihm mitten von einander spalten.
Wilh. Arm und Bein will ich dir entzwey schlagen.

Zwanzigster Auftritt.

Der Stockmeister mit den Knechten und die Vorigen.

Stockmeister. Was ist das für ein Lärm?

Berto. Herr Stockmeister, der hat mir einen Beutel mit zwanzig Pistolen gestohlen.

Stockm. Was? (zu Wilhelmi.)

Wilh. Ich bin ein ehrlicher Mann; dieser wollte den Beutel heimlich wegstehlen.

Berto. Ey freylich, ich habe ihn wollen wegstehlen! Der Beutel ist in seinen Händen, und ich habe ihn wollen stehlen! Der Dieb hat mir ihn genommen.

Stockm. Seyn sie so gut, und kommen sie nur mit. (Er will Wilhelmin in Verhaft nehmen.)

Wilh. Warte er, Herr Stockmeister; überlege er erst ja recht wohl, was er thut, ehe er einem armen Fremden einen solchen Schimpf anthut. Will er, daß ich ihm gleich handgreiflich beweise, wer der Dieb ist, und wem der Beutel gehört? Nicht wahr, mein artiger Herr Berto, er sagt, daß der Beutel seine sey?

Berto. Freylich sage ichs; er ist meine.

Wilh. Wenn er seine ist, so wird er auch wohl wissen, was für Geld darinne ist.

Berto. Das weis ich auch. Zwanzig Pistolen sind darinne.

Wilh. Aber von was für Schlage sind sie?

Berto. Was weis ichs? Genug, es sind zwanzig Pistolen.

Wilh. Wer hat ihm die zwanzig Pistolen gegeben?

Berto. Genug sie sind meine, und damit ist es alle.
Wilh. Sieht er, wie er sich widerspricht? (zum Stockmeister.) Wenn der Beutel seine ist, so wird er ja auch wissen, was für Sorten von Gelde darinne sind.
Berto. Ich kann nicht alles merken —
Wilh. Nun gut! Weil er nicht sagen kann, was für Münzsorten darinne sind, so nehme er ihn, Herr Stockmeister, und sehe er zu, ob ich es weis. (Er giebt dem Stockmeister den Beutel.)
Berto. Ich sags ihm, beym Teufel —
Stockmeist. Stille da, Herr Windmacher. (zu Berto.)
Wilh. Hierinne müssen seyn, erstlich ein Quadrupel, dann drey doppelte und endlich zehn spanische Pistolen.
Stockmeist. Ganz recht; es ist alles wahr. (Indem er sie durchzählt.)
Wilh. Was hält er nun davon? (zum Stockmeist.)
Stockmeist. Ich sage, daß sie Recht haben, daß der Beutel ihre ist, und daß ich den da ins Gefängniß führen werde. (Berto wird gefangen genommen.)
Johann. Fort, fort! (Er läuft davon.)
Berto. Das ist eine Ungerechtigkeit —
Stockmeist. Geh, geh, Spitzbube, die Galere wartet schon auf dich.
Berto. Die Galere? Ich habe ja nichts Böses gethan. (Die Knechte führen ihn gebunden weg.)
Stockmeist. Ich bitte sie um Vergebung. (zu Wilh.)
Wilh. Ey nicht doch! Ich danke ihm vielmehr —
Stockmeist. Es ist zwar wahr, daß ich — es aufrichtig zu sagen — den Richter nicht hätte machen sollen.

sollen. Sie hätten eigentlich alle mitgehen sollen. Aber ich weis, daß sie ein ehrlicher Mann sind; verstehen sie mich?

Wilh. Was will er damit sagen?

Stockmeist. Meine Capturspörteln wollte ich doch nicht gern einbüßen.

Wilh. Der Schelm mag mit seiner Haut bezahlen.

Stockmeist. Ey nicht doch. Eine von den Pistolen könnten sie wohl dran wenden.

Wilh. Nicht einen Dreyer gebe ich ihm.

Stockmeist. Nicht?

Wilh. Nein, gewiß nicht.

Stockmeist. Schon gut, schon gut; er wird mir gewiß einmal in die Hände fallen.

Wilh. Ehrliche Leute fürchten sich vor seines Gleichen nicht.

Stockmeist. O ich kriege ihn gewiß noch einmal! Und dann wird es ihm zu nichts helfen, wenn er hundertmal sagte — Ja, mein Herr — er ist ein braver Manu — Fort mit ihm, Stricke, Handschellen her. Künftighin will ich es auch, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, so machen. (geht ab.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Wilhelmi, hernach Targa, der Donna Livia Kammerdiener, aus ihrem Hause.

Wilh. Es gieng besser, als ich selbst glaubte. Das nenne ich doch den Criminalproceß verstehen. Es gehört zu allen Sachen ein Bischen Witz, Genie. Ich sehe es viel lieber, daß ich diesen Beutel unversehrt erhalten habe, ohne daß der Stockmeister

etwas

etwas davon bekommen hat, als wenn man mir ihn geschenkt hätte. Ich darf ihn aber nicht behalten. Donna Aurora schickt ihn der Donna Livia redlicher Weise wieder zurück; ich will also keinen Augenblick anstehen, dieser ehrlichen Frau Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich werde an der Thür anpochen, und wenn Jemand kömmt, auf den ich mich verlassen kann, so will ich ihn ihm geben. (Er pocht an die Thür.)

Targa. Was belieben sie, mein Herr?

Wilh. Gebe er seiner Frau diese zwanzig Pistolen. Sage er ihr, daß Donna Aurora sie ihr schicket und daß Wilhelmi sie gebracht hat. Sage er ihr nur auch, daß eine ehrliche Frau sie schicket und ein unglücklicher Mensch sie bringt.

Targa. Zu dero Befehl.

Wilh. Will er es ihr wohl sagen?

Targa. Seyn sie darum unbekümmert, ich will es ihr gewiß sagen. (Der arme Mensch! ich verstehe ihn schon; wenn man aber Jemand einen Gefallen thun kann, warum soll man es nicht thun?)

(Er geht wieder ins Haus.)

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Wilhelmi, hernach ein Bothe vom Vicekönig.

Wilh. Das ist ihr getreuester Kammerdiener —

Der Bothe. Mein Herr, sind sie der Herr Wilhelmi aus Venedig?

Wilh. Ja, der bin ich.

Der Bothe. Sie sollen geschwinde zum Vicekönig kommen.

Wilh. Den Augenblick. Weis man nicht, was er von mir will?

Der Bothe. Ich kann es ihnen nicht sagen. Kommen sie nur mit mir. Ich habe Befehl, sie sogleich mitzubringen.

Wilh. Ich gehe gleich mit. (Ich verstehe es schon. Es wird da einen verwirrten Handel geben.) Wir wollen immer gehen; ich fürchte mich vor nichts. Man kann mich verleumdet haben; aber ich verlasse mich auf meine Unschuld. Bey allen meinen Avantüren habe ich allemal den Charakter eines ehrlichen Mannes zu behaupten gesucht; und da mir Niemand eine böse That vorwerfen kann, so bin ich überzeugt, daß ich, mitten unter meinen unglücklichen Zufällen, dereinst mein Glück finden werde; und wenn ich auch kein anderes weiter haben sollte, als ehrlich zu leben und zu sterben, so geht diese Glückseligkeit über alles und versüßt alle Bitterkeit eines widrigen Schicksals. (Er geht mit dem Bothen ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in der Donna Livia Hause.

Donna Livia und Eleonora.

Livia.

Also versichern sie mich, daß Wilhelmi von gutem Herkommen ist?

Eleonora. Ja, Madam, das sage ich ihnen mit Wahrheit und will es auch beweisen.

Livia. Wie können sie es beweisen?

Eleonora. In Neapel hatte er alle die Zeugnisse, die seinen Stand, seine Geburt, seine Anverwandtschaft und die wahren Umstände seiner Familie rechtfertigen konnten. Bey seiner Abreise blieben alle seine Sachen bey mir. Unter diesen waren auch seine Schriften, die noch in meinen Händen sind und die ich mit hieher gebracht habe, um sie ihm wieder zu geben, damit er sich ihrer, in einem Lande, wo er nicht recht bekannt ist, bedienen möge.

Livia. Sie haben durch ihre Ankunft dem Herrn Wilhelmi einen großen Vortheil, aber zugleich auch einen großen Nachtheil zuwege gebracht.

Eleonora. Ueber den Vortheil, den ich ihm dadurch verursachet habe, freue ich mich; allein wegen des Nachtheils, den ich ihm zugefügt haben soll, muß ich mich betrüben.

Livia. Ja, es ist wirklich ein großer Vortheil für ihn, daß er in Palermo bekannt worden ist; daß er sich aber mit ihnen so weit eingelassen hat, gereicht ihm zu einem großen Schaden.

Eleon. Wie meynen sie das, Madam?

Livia. Ich meyne, wenn er frey wäre, so könnte er sich auf die Verbindung mit einem Frauenzimmer Hofnung machen, die ihm zum wenigsten zehn Tausend Thaler jährlicher Einkünfte zum Heirathsgute mitbringen würde.

Eleon. O Himmel! Wilhelmi wäre im Stande, einen solchen Reichthum zu erlangen?

Livia. Ja, das versichere ich sie. Wenn er sein ehrliches Herkommen beweist, so kann er über eine so ansehnliche Mitgabe disponiren.

Eleon. Und ich wäre diejenige, die ihm Hindernisse in Weg legte, ein so großes Glück zu machen?

Livia. So lange er noch mit ihnen in Verbindung steht, kann er über sich selbst nicht gebieten.

Eleon. Ah! Würde ich wohl ohne meinen geliebten Wilhelmi leben können?

Livia. Sagen sie mir, meine gute Eleonora, hat er sich mit ihnen in nichts weiter, als in ein eheliches Verbindniß, eingelassen?

Eleon. Nein, gewiß nicht weiter. Ich bin ein ehrliches Mädchen. Und wenn ich die Schwachheit begangen habe, hieher zu kommen und ihn in Palermo selbst aufzusuchen, so geschahe dieses in Begleitung eines alten getreuen Bedienten und aus allzugroßer Liebe.

Livia. Nun werden sie wohl ihre Mühe nicht umsonst angewendet haben wollen.

Eleon. Freylich wollte ich mir sie nicht vergebens gemacht haben.

Livia. Wenn das ist, so heirathen sie den Herrn Wilhelmi immer und leben sie hernach als ein Paar elende Leute.

Eleon. Ach, wie beklemmt ist mir mein Herz!

Zweyter Auftritt.

Targa und die Vorigen.

Targa. Madam, Donna Aurora schickt ihnen hier die zwanzig Pistolen, und Herr Wilhelmi hat sie selbst bis an die Thür gebracht.

Livia. Was sagte er, da er euch diesen Beutel gab?

Targa. Er befahl mir, ihnen ausdrücklich zu sagen, daß sie ihnen eine redliche Frau schickte und ein unglücklicher Mensch brächte.

Livia. Warum kömmt er nicht selbst und übergiebt mir sie?

Targa. Das kann ich ihnen nicht sagen, Madam —

Livia. Gehet; suchet ihn und saget ihm, daß er zu mir kommen möchte.

Targa. Zu dero Befehl. (geht ab.)

Livia. Ah, Mamsell Eleonora! Wilhelmi verdient ein großes Glück; der Himmel bietet es ihm an und sie reißen es ihm wieder aus den Händen.

Eleon. Sie martern mich, sie bringen mich um. Sagen sie mir, was ich thun soll, daß ich die Ursache seines Unglücks nicht sey? Soll ich meine Liebe aufopfern; soll ich sein Herz verlieren; soll ich ihm mit dem Leben dienen; wie soll ich aber meine Ehre retten? Wie soll ich den Vorwürfen meiner

Flucht

Flucht abhelfen? Was wird aus mir armen Unglücklichen werden?

Livia. Kommen sie mit mir, und wenn sie den Herrn Wilhelmi wirklich lieben, so machen sie sich gefaßt, zwey Dinge für ihn zu thun. Erstlich erweisen sie seinen Stand durch die Zeugnisse, die sie besitzen; zweytens, und dieses wird ihnen am schwersten fallen, opfern sie ihre Liebe zu ihm seinem Glücke auf.

Eleon. Setzen sie noch eins darzu: Sterben sie seinetwegen.

Livia. Wenn sie nicht Muth genug haben, so thun sie es lieber nicht.

Eleon. Die Sache, die sie mir vorschlagen, läßt sich nicht so, stehendes Fußes, abmachen.

Livia. Lassen sie uns gehen; überlegen sie es und dann wollen wir weiter davon sprechen.

Eleon. Ja, kommen sie, und wenn der Himmel meinen Tod beschlossen hat, so sey es drum.

(geht ab.)

Livia. Der Kummer bringt Niemand ums Leben. Durch Geld will ich schon Mittel finden, Eleonoren zu besänftigen, Wilhelmin mir verbindlich zu machen und mein verliebtes Herz zu befriedigen.

(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Zimmer in dem Pallaste des Vicekönigs.

Der Vicekönig und der Graf Portici.

Der Graf. Mit ihnen, mein Herr, der sie unser würdiger Vicekönig sind, das ist, diejenige Person,

die unsern Souverain vorstellet, darf man nicht ohne Grund der Wahrheit sprechen. Ich bin es nicht allein, der einen gegründeten Verdacht auf den Fremden hat, von dem wir reden. Er kömmt Jedermann in Palermo verdächtig vor. Man begegnet ihm überall sehr zurückhaltend und fast ein Jeder hält ihn für einen Betrüger.

Der Vicek. Ich habe ihn rufen lassen. Er muß nun bald kommen. Ich werde mich nach seinem Stande erkundigen; und wenn er eine verdächtige Person seyn sollte, so soll er mir den Augenblick aus der Stadt; hat er sich aber eines Verbrechens verdächtig gemacht, so werde ich ihn nach Verdienste zu bestrafen wissen.

Der Graf. Ich halte dafür, daß er blos deswegen in Palermo ist, um die Donna Livia mit samt ihrem großen Vermögen wegzuschnappen.

Der Vicek. Man wird nicht zugeben, daß ein Fremder hieher komme, eine reiche Aussteuer an sich zu ziehen, und sie anderswohin zu bringen.

Der Graf. Vier ganzer Monate hat er auf Kosten des armen Don Filiberts gelebt.

Der Vicek. Er hat einen gutherzigen Mann angetroffen. Es ist ein armer Bürger, der sich bisweilen das Ansehen eines Edelmanns giebt.

Der Graf. Und was das Merkwürdigste bey der Sache ist, so hat sich Donna Aurora ganz von den Kunstgriffen dieses Aufschneiders bezaubern lassen.

Der Vicek. Nun genug, mein lieber Graf. Seyn sie versichert, daß ich ihn, wenn er schuld ist, aus der Stadt werde jagen lassen.

Vierter Auftritt.

Der Bothe und die Vorigen.

Der Bothe. Ihro Excellenz, der Fremde ist da, den ich habe aufsuchen sollen.

Der Vicek. Graf, gehen sie bey Seite, und lassen sie mich mit ihm allein.

Der Graf. Wie sie befehlen. (Der Vicekönig ist strenge, er wird ihn ganz gewiß aus der Stadt verweisen, und ich werde also einen Nebenbuhler bey der Donna Livia weniger haben.) (geht ab.)

Der Vicek. Der Fremde soll hereinkommen. (zum Bothen, der abgeht.)

Fünfter Auftritt.

Der Vicekönig, hernach Wilhelmi.

Der Vicek. Es ist die Pflicht eines Gouverneurs, die Stadt von müßigen Leuten, Vagabonden und Betrügern rein zu halten. Da ist er. Dem Ansehen nach scheint er von keinem schlimmen Charakter zu seyn; aber der Schein betrügt bisweilen. Wir dürfen nicht nach dem äußerlichen Ansehen urtheilen, sondern nach der Lebensart. (Er setzt sich nieder.)

Wilh. Unterthäniger Knecht, Ihro Excellenz.

Der Vicek. Wer sind sie?

Wilh. Ich heiße Wilhelmi Aretusi, Ihro Excellenz.

Der Vicek. Woher?

Wilh. Aus Venedig, ihnen aufzuwarten.

Der Vicek. Von was für Stande?

Wilh. Ich bin von ehrlichen, bürgerlichen Aeltern gebohren. Mein Vater stammt aus der Lombar-

bey her, und da er sich mit seiner Familie in Venedig niederließ, blieb er beständig in diesem Stande und lebte theils von seinem mäßigen Vermögen, theils auch von seiner ehrlichen Hanthierung. Meine Aeltern ließen es an nichts ermangeln, mich zu denjenigen Studien anzuhalten, die meinem Stande gemäß waren; und in meinen ersten Jahren war mir das Glück auch günstig. Ein unvorsichtiger Liebeshandel, eine Verlobung mit einem Frauenzimmer, die mich völlig ins Unglück hätte stürzen können, öfnete mir die Augen und brachte mich zu einem strengen Entschluß. Ich verließ mein Vaterland und verlohr dadurch alle meine guten Aussichten; ich gieng in ein anderes Land und war einige Zeit ein Spiel des Glücks, das mich bald zu einem gewissen Grade erhob, und bald wieder in den Abgrund stürzte, das aber doch niemals meinem Stande, meiner Geburt und der Ehrbarkeit meiner Lebensart Eintrag that, daß ich mir, Troß allen meinen ausgestandenen Widerwärtigkeiten, keine niederträchtige Handlung vorzuwerfen habe.

Der Vicek. (Seine Art zu reden misfällt mir nicht.) Was machen sie in dieser Stadt?

Willh. Das werden Ihro Excellenz gleich, aus der fernern Erzählung meiner Begebenheiten, vernehmen. Nach verschiedenen andern Zufällen, nahm ich das Wenige, was ich an baaren Gelde hatte, zu mir, und begab mich nach Neapel. Daselbst trat ich mit einem gewissen Agapito Astolfi in Compagnie, der eine Handlung unter meinem Namen errichtete. Erst schien es, als wenn alles glücklich

gienge,

gienge, bis mein Compagnon, der die Casse untern Händen hatte, die Wechsel heimlich verkaufte, das baare Geld mitnahm, aus Neapel gieng, mich in den elendesten Umständen zurückließ, und was das Aergste bey der Sache war, so hatte er meinen Namen und meine Person den Forderungen der Gläubiger ausgesetzt. Das war die Ursache, warum ich meine Zuflucht nach Palermo nahm, und meinen Aufenthalt verborgen hielt, damit ich nicht sobald entdeckt werden möchte. Der Betrüger wird verfolgt; ich warte auf die Nachricht seiner Gefangennehmung, und da ich zweifele, jemals etwas wieder zu bekommen, so muß ich mich zu etwas andern entschließen.

Der Vicek. (Sein Vorgeben scheint sehr natürlich zu seyn.) Kennen sie die Donna Livia?

Wilh. Ja, Ihro Excellenz, ich kenne sie.

Der Vicek. Haben sie einigen Umgang mit ihr?

Wilh. Ja, sie kann mich ziemlich wohl leiden.

Der Vicek. Ich habe mir sogar sagen lassen, daß sie eine Liebe auf sie geworfen hätte.

Wilh. O wollte doch der Himmel, daß es wahr wäre.

Der Vicek. Wie? Und sie wollen sich unterstehen, sie zu heirathen?

Wilh. Verzeihen sie mir, Ihro Excellenz, es ist meine Gewohnheit, allemal die Wahrheit zu sagen. Wenn meine Umstände mir erlaubeten, eine reiche Frau zu heirathen, so würde ich ja nicht so thöricht seyn, und es ausschlagen. Meiner Geburt darf ich mich nicht schämen, und den Reichthum betrachte ich als etwas Zufälliges. Da nun Donna Livia durch

eine Erbschaft glücklich geworden, so könnte sie mich ebenfalls durch die Heirath glücklich machen.

Der Vicek. Wie ich sehe, so haben sie sich schon starke Hofnung auf diese Heirath gemacht.

Wilh. Ich hoffe vielmehr auf gar nichts, gnädiger Herr. Ich habe mich schon mit einem Neapolitanischen Frauenzimmer eingelassen. Sie hat mich hier in Palermo wieder aufgesucht, und ob sie gleich arm ist, so muß ich sie doch, mein Versprechen zu halten, heirathen.

Der Vicek. Die Arme wollen sie heirathen und die Reiche verlassen?

Wilh. So muß derjenige denken und handeln, der den Charakter eines ehrlichen Mannes den Reichthümern vorziehet. Ich glaube, daß Donna Livia gar keine Rechnung auf mich macht; wenn sie sich aber für mich erklären sollte, so würde mir es fast einerley seyn.

Der Vicek. (Er hat Begriffe von der wahren Ehre.) Wie lange sind sie in Palermo?

Wilh. Es werden nun vier Monate seyn.

Der Vicek. Und ich habe so lange nichts davon gewußt?

Wilh. Ich bitte unterthänig um Vergebung. Sie hätten es sogleich erfahren können, wenn eine gewisse Methode, die ich in Gedanken habe, hier eingeführet wäre; ich meyne, eine gewisse neue Einrichtung in Ansehung der Beherbergung der Fremden und der Wohnungen der Einheimischen.

Der Vicek. Und was ist das für eine Methode?

Wilh. Ich beschäftige mich schon, seit einiger Zeit, mit einem Projekt, sowohl in Ansehung der beständ-

ständigen als zufälligen Vermiethung der Quartiere. Dieses Projekt betrift drey Sachen: das allgemeine Beste, den Privatnutzen und die gute Ordnung in der Stadt. Wenn Eure Excellenz so gnädig seyn wollen, mich anzuhören, so werden sie gleich sehen, daß mein Einfall neu und die Ausführung leicht ist.

Der Vicek. Erklären sie sich deutlicher und verlassen sie sich auf meinen Schutz.

Wilh. Eure Excellenz werden mir verzeihen; es scheint hier nicht der Ort zu seyn, eine solche Sache abzuhandeln und auszumachen. Ich müßte mich an einen Tisch setzen — und dann hoffe ich auch, daß Eure Excellenz, als ein großmüthiger und gnädiger Cavalier, ehe sie mir davon zu sprechen befehlen, mich erst versichern werden, daß, wenn mein Projekt vortheilhaft befunden wird, sie mich nicht ohne Belohnung von sich lassen wollen.

Der Vicek. Das können sie versichert seyn. Wir wollen in meinem Cabinette davon sprechen. (Er steht auf.)

Wilh. Wenn sie mir erlauben wollen, so will ich einen Aufsatz holen, woraus Eure Excellenz gleich auf einmal den ganzen Plan übersehen können.

Der Vicek. Gehen sie, ich erwarte sie wieder.

Wilh. Ich werde den Augenblick wieder da seyn. Eurer Excellenz unterthäniger Diener. (In weniger als einer Viertelstunde will ich mit dem ganzen Aufsatze fertig seyn. Ich muß indeß Eleonoren auch besuchen. Sie liegt mir eben so sehr am Herzen, als mein zeitliches Glück.) (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Vicekönig, hernach der Graf Portici.

Der Vicek. Er hat Verstand, er hat Talente und seine Maximen könnten nicht besser seyn. So viel ich abnehmen kann, so wird er mehr aus Neid, als aus Recht und Billigkeit, verfolgt. Der Graf ist ein Liebhaber von der Donna Livia; ich halte ihn nicht für aufrichtig.

Der Graf. Erlauben Eure Excellenz? (Er nähert sich mit Ehrfurcht.)

Der Vicek. O, Herr Graf, ich glaube, daß ihnen diese Stadt viele Verbindlichkeiten schuldig seyn wird.

Der Graf. Aus was für Ursachen?

Der Vicek. Sie haben mir hinterbracht, daß sich ein Fremder hier aufhalte —

Der Graf. Und war es nicht so, wie ich sagte? Ist er nicht ein Betrüger? Ein Aufschneider?

Der Vicek. Er ist derjenige, der einen Plan entwerfen wird, der das gemeine Beste, den Privatnutzen und die gute Ordnung in der Stadt zur Absicht hat. Man wird das Projekt gleich untersuchen, und dem Herrn Wilhelmi die desfalls erworbene Belohnung ertheilen; ihnen aber wird man vielen Dank wissen, daß sie ihm zu diesem Glück und der Stadt zu einem allgemeinen Vortheile, behülflich gewesen sind. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Graf Portici allein.

Der Vicekönig spottet über mein Unternehmen. Der freche, aufgebrachte Schwätzer wird Gelegenheit

heit gefunden haben, sich bey ihm einzuschmeicheln, und er glaubt ihm und mich lacht er aus. Soll ich mich für einen Lügner halten lassen? Meine Ehre verlangt, daß ich mich rechtfertige, und daß ich das, was ich von ihm gesagt habe, behaupte und beweise. Ich will zum Marqvis d' Osimo gehen, ich will zum Grafen Brano gehen; sie kennen den Wilhelmi besser, als ich; ich will sie mit zum Vicekönig nehmen, und sie sollen ihm beweisen, daß er ein Betrüger, daß er ein Schelm ist. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Ein Zimmer in der Donna Livia Hause.

Donna Livia und Eleonora.

Livia. Recht so! Sie wissen über sich zu siegen. Sie entsagen der Liebe zum Herrn Wilhelmi und ich gebe ihnen die Freyheit, über sechs Tausend Thaler zu disponiren.

Eleon. Was soll ich aber mit dem Gelde machen?

Livia. Es soll ihnen zur Mitgabe dienen; und wenn sie befürchten, keinen Mann zu finden, so erbiete ich mich selbst, ihnen einen zu schaffen.

Eleon. O, Madam, wenn man Jemanden schon recht aufrichtig geliebt hat, so kann man einen andern nicht so leicht wieder lieben.

Livia. Ich schlage ihnen ja keinen Liebhaber, sondern einen Mann vor.

Eleon. Eine Ehe ohne Liebe? Das ist eben so viel, als beständig in Jammer und Elend leben.

Neunter Auftritt.

Targa und die Vorigen.

Targa. Herr Wilhelmi möchte gern geschwind ein Paar Worte mit Mamsell Eleonoren sprechen.

Livia. Er mag immer kommen, ich verwehre es ihm ja nicht.

Targa. Er will nicht herauf kommen, er wartet unten auf sie.

Livia. Wie? Er will meine Treppe nicht mehr besteigen? Habt ihr ihm gesagt, daß ich mit ihm sprechen wollte?

Targa. Ja, Madam; er sagte, er wollte hernach schon kommen. Der Vicekönig wartete jetzt auf ihn; er müßte aber erst ein Paar Worte mit Mamsell Eleonoren sprechen.

Livia. Wenn er mit ihr sprechen will, so sagt ihm, daß er hieher kommen soll, sonst könnte er gewiß nicht mit ihr sprechen.

Targa. Ich will es ihm sagen. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Donna Livia und Eleonora.

Eleonora. (Wie soll ich ihn nur aufnehmen.)

Livia. Nun frisch, fahren sie fort, tapfer zu seyn. Empfangen sie ihn ganz allein. Ich will mich wegbegeben, und sie völlig in Freyheit lassen, damit sie so mit einander sprechen können, wie es ihnen das Herz eingiebt. Meine Gegenwart soll ihnen nicht beschwerlich fallen. Sie sollen nicht sagen, daß ich sie mit Gewalt zu etwas gezwungen hätte. Da kömmt er, sprechen sie mit ihm,

was sie wollen; aber erinnern sie sich nochmals, daß sein ganzes Glück von ihrer Unterredung abhänget. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Eleonora, hernach Wilhelmi.

Eleonora. O Himmel! Da ich ihn nicht sahe, schien es mir nicht so schwer zu seyn, ihn zu verlassen. Aber durch seine Gegenwart nimmt meine Marter zu.

Wilh. Was soll denn dieß vorstellen? Warum lassen sie so lange auf sich warten?

Eleon. O, mein lieber Herr Wilhelmi, ich glaube eben nicht, daß sie so lange auf mich gewartet haben.

Wilh. Schon drey Stunden lang warte ich auf sie.

Eleon. Und bey mir sind es just drey Stunden, daß ich weine.

Wilh. Was? Sie weinen? Weswegen?

Eleon. Ihrentwegen.

Wilh. Meinetwegen? Was habe ich ihnen denn zu Leide gethan?

Eleon. Ich weine nicht des Leides wegen, das sie mir angethan haben, sondern desjenigen wegen, das ich ihnen anthue.

Wilh. O, warum wollen sie deswegen weinen? Anstatt mir etwas Leides anzuthun und zu weinen, so thun sie mir lieber was zu Liebe und lassen sie uns lachen.

Eleon. Ja, ja, sie werden lachen und ich werde seufzen.

Wilh. Aber was hat es denn nur gegeben? Was ist denn für eine große Neuigkeit vorgefallen?

Eleon. Scheint ihnen das keine wichtige Neuigkeit zu seyn, wenn ich sie verlassen soll?

Wilh. Mich verlassen? Und warum?

Eleon. Um sie nicht um ihr großes Glück zu bringen.

Wilh. Was für ein Glück?

Eleon. Eine reiche Wittwe zu heirathen.

Wilh. Ich eine reiche Wittwe heirathen?

Eleon. Ja, die Donna Livia mit zehn Tausend Thalern jährlicher Einkünfte.

Wilh. Ach ja freylich! Sie denkt nicht einmal daran.

Eleon. Sie will sie aber; und sie ist die Ihrige, so bald ich Sie ihr abtrete.

Wilh. Was sagen sie aber dazu?

Eleon. Ich sage, daß ich mein Leben für sie lassen will, wenn sie es verlangen.

Wilh. Ey nicht doch! Gleich das Leben lassen!

Eleon. Grausamer! Und sie könnten mich verlassen? Ihrenthalben bin ich hier, aus meinem Vaterlande vertrieben, meiner Aeltern Gewogenheit beraubt und in Gefahr, elendiglich umzukommen. Wollen sie mich der Verzweifelung gänzlich überlassen.

Wilh. Nein, das soll niemals geschehen. Ich bin ein ehrlicher Mann. Es koste, was es wolle, so soll man mir doch niemals nachsagen, daß ein ehrbares Frauenzimmer meinetwegen unglücklich geworden sey. Heirathen will ich sie; und ich wundere mich, wie Donna Livia das Herz haben kann, eine junge Weibesperson ihrentwegen leiden zu sehen und in Gefahr völlig unglücklich zu werden.

Eleon. Sie hat mir sechs Tausend Thaler angebothen.

Wilh. Sechs Tausend Thaler?

Eleon. Und versprach mir noch oben drein, einen Mann für mich auszusuchen.

Wilh. Einen Mann? Sechs Tausend Thaler? Was sagen sie dazu?

Eleon. Ihr Vorschlag verdrießt mich.

Wilh. Sechs Tausend Thaler sind keine Kleinigkeit.

Eleon. Sie kann mir sie ja geben, wenn ich sie heirathe.

Wilh. Das möchte ein Bischen schwer halten.

Eleon. Mein lieber Wilhelmi, sind sie mir nicht mehr gut?

Wilh. Ja, ich bin ihnen gut. Aber zehn Tausend Thaler jährlicher Einkünfte!

Eleon. Ja, ja, das Interesse verblendet sie. Sie verlassen mich, sie hintergehen mich.

Wilh. Nein, ich verlasse sie nicht, ich hintergehe sie nicht. Hier bin ich; ich will sie den Augenblick heirathen, wenn sie wollen; ich will ihnen zeigen, daß ich, mein Wort zu halten, zehn Tausend Thaler jährlicher Einkünfte fahren lassen kann.

Eleon. Und ich sollte das Herz haben, sie um ein so großes Glück zu bringen?

Wilh. Bey einem solchen Vorfalle kann ich nichts weiter sagen. Wenn ich sage, daß ich sie heirathen will, so thue ich meine Pflicht. Wenn sie aber glauben, daß sie mir in dieser Sache zu nachtheilig fallen, so sehen sie zu, wie sie ihr abhelfen.

Eleon. Ja, ich will ihr abhelfen.

Wilh. Und wie denn?

Eleon. Ich will mich umbringen, das Leben will ich mir nehmen.

Wilh. Nun sehen sie nur; das sind lauter Thorheiten, kindische Streiche. Anstatt da lange von umbringen zu reden, so lassen sie uns lieber einander heirathen, und damit ist die Sache aus.

Eleon. Und wenn sie mich auch heiratheten, so würden sie mir doch den Verlust ihrer zehn Tausend Thaler Einkünfte vorwerfen.

Wilh. Wissen sie was: Es möchte mir auch bisweilen etwas entfahren, was nur immer wollte, so würde ich doch allemal zu bedauren seyn.

Eleon. Je nun, so heirathen sie die Donna Livia nur immer.

Wilh. Und sie?

Eleon. Und denken sie an mich nicht mehr.

Wilh. Hören sie nur, Eleonora. Mit sechs Tausend Thalern und der Donna Livia ihrem Beystande, würde es ihnen an einer bessern Parthie nicht fehlen.

Eleon. Ah, Ungetreuer! Nun sehe ich, daß sie mich hassen; nun sehe ich, daß sie mich mit Freuden verlassen.

Wilh. Ich hassete sie? Ich verließe sie? Hier bin ich ja; geben sie mir ihre Hand.

Eleon. Was für eine Hand?

Wilh. Die Hand, mich zu heirathen, damit die Sache zu Ende komme.

Eleon. Und hernach?

Wilh. Und hernach; und hernach mags gehen, wie es will.

Eleon. Und die zehn Tausend Thaler Einkünfte?

Wilh. Mit denen heißts hernach: glückliche Reise. Wir müssen von den Einkünften des Ehestandes leben.

Eleon. Mein lieber Wilhelmi, ich liebe sie mehr, als sie denken und kann sie unmöglich unglücklich machen.

Wilh. Wenn ich unglücklich werde, so sind sie es ebenfalls auch.

Eleon. Also? —

Wilh. Also, was ist nun zu thun?

Eleon. Leben sie wohl. (Im Begriff abzugehen.)

Wilh. Wo wollen sie hin?

Eleon. Wohin der Himmel will.

Wilh. O das geht nicht an. Ich will wissen, was sie thun wollen.

Eleon. Grausamer!

Wilh. Ey nicht doch!

Eleon. Ja, sie sind ein Barbar, ein Undankbarer.

Wilh. Es ist aber nicht so — Wenn ich sie nun heirathen will —

Eleon. Gehen sie, heirathen sie die zehn Tausend Thaler Einkünfte. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Wilhelmi allein.

Hören sie doch; warten sie doch! Sie geht wie der Wind fort. Der Vicekönig wartet auf mich und ich habe mich auch schon lange genug verweilt. Sie sagte, ich sollte die zehn Tausend Thaler Einkünfte heirathen. Eine solche Ehre wäre eben nicht ganz zu verachten. Ich thäte es herzlich gern; aber das arme Mädchen dauret mich. Doch, was Henker! Eine

solche Summe setze ich noch einem Mädchen entgegen, zu der ich eben keine allzugroße Neigung habe? Nein, dieses Geld vergleiche ich nicht mit Eleonoren, sondern lege es nur mit ihrer und meiner Ehre auf die Wagschaale; ich schließe so bey mir selbst, daß der Werth der Ehre den Werth des Goldes überwieget; und wenn Eleonora sich zufrieden giebt und ihre Ehre nicht darunter leidet, so will ich nach meinem Glücke greifen; sonst werde ich es aber niemals durch Niederträchtigkeit, Undankbarkeit oder Unerkenntlichkeit erkaufen. (geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Ein anderes Zimmer in der Donna Livia Hause.

Donna Livia und Donna Aurora, hernach Targa.

Aurora. Nein, Herr Wilhelmi hat sich nicht wieder vor mir sehen lassen, und es wundert mich von ihm, daß er aus meinem Hause gegangen ist, ohne Abschied von mir zu nehmen.

Livia. Wenn ihn ihr Gemahl auf eine schlechte Art fortgejagt hat, so konnte er sich ja nicht länger aufhalten.

Aurora. Ich nehme keinen Theil an der Grobheit meines Mannes; ich habe mich sogar deswegen mit ihm gezankt, ich werde es ihm auch mein Tage nicht vergessen.

Livia. Also sind sie mit dem Herrn Filibert böse?

Aurora. Ja; ich habe mir schon mein Bette in einem andern Zimmer zurechte machen lassen.

Livia.

Livia. Sie wollten also deswegen —
Aurora. Nun, es ist schon gut; sagen sie mir nur, ob sie die zwanzig Pistolen erhalten haben?
Livia. Ja, ich habe sie bekommen. Warum haben sie sich sie aber lassen wiedergeben, da ich sie dem Herrn Wilhelmi schon geschenkt hatte?
Aurora. Weil sie Herr Wilhelmi nicht haben wollte.
Livia. Ey, ey, Donna Aurora, da ist was anders dahinter.
Targa. Mit Erlaubniß. (zur D. Aurora.) (Herr Wilhelmi geht den Augenblick fort.) (Leise zur D. Livia und geht ab.)
Livia. Warten sie ein wenig, ich komme gleich wieder. (zur D. Aurora und geht geschwind ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Donna Aurora, hernach Eleonora.

Aurora. Ich dachte, Wilhelmin hier zu finden, ich sehe ihn aber nicht. Ungetreuer! Wenn ich dich antreffe, so will ich dir diejenigen Verweise schon geben, die du verdienest. Ist das der Dank, den du derjenigen schuldig bist, die dir Wohlthaten erzeiget hat?
Eleon. Madam, wissen sie nicht, wo Donna Livia ist? Sie war ja ganz kürzlich noch hier.
Aurora. Ja, sie ist aber weggegangen und wird den Augenblick wiederkommen.
Eleon. (Nun habe ich den Schluß gefaßt. Ich will mit der Donna Livia reden; ich will ihr Wilhelmis Herz abtreten. Ah, ich bin des Todes!)
Aurora. Was fehlt ihnen, Mamsell? Es scheint, als wenn sie sich über was betrübten.

Eleon. Mein Unglück ist gar zu groß.
Aurora. Ist es erlaubt, zu fragen, wer sie sind?
Eleon. Ich heiße Eleonora.
Aurora. Und woher?
Eleon. Aus Neapel.
Aurora. (Eleonora? Aus Neapel?) Sagen sie mir doch: Sind sie vielleicht die Geliebte eines gewissen Wilhelmi?
Eleon. Ja, ich leugne es nicht. Und woher kennen sie diesen Wilhelmi?
Aurora. Er wohnet schon seit vier Monaten in meinem Hause. Nun hat er sich, aber auf eine eben nicht allzuanständige Art, von mir wegbegeben, und ich glaube, daß es auf Antrieb der Wittwe geschehen ist, die vielleicht die Ursache ihrer Verzweifelung seyn wird.
Eleon. Sind sie noch unverheirathet?
Aurora. O nein, ich habe einen Mann. Ich beschwöre mich auch nicht aus Eifersucht über die Wittwe; es gefällt mir aber nur nicht, daß sie mit ihren Schmeicheleyen das Herz des besten Menschen von der Welt verdorben hat.
Eleon. O sie hat es ganz und gar vergiftet. Ihrentwegen muß ich es verliehren.
Aurora. Sie werden es doch nicht so schlechthin abtreten; ohne sich zu weigern, ohne ihr Recht zu behaupten?
Eleon. Ich wollte nicht gern, daß er so ein ansehnliches Vermögen, welches sie ihm mitbringet, verliehren sollte.
Aurora. Sind sie nicht einfältig! Wer hat sie denn so zu lieben gelehrt? Seinem Liebhaber entsagen,

damit

damit er sein Glück machen kann! Ueberlegen sie es doch erst recht. Lassen sie sich doch nicht hintergehen; lassen sie sich doch nicht betrügen. Ihre eigene Befriedigung muß ihnen ja lieber seyn, als alles Gold in der Welt; und da sie ihr eigen Leben in Gefahr setzen, blos den Herrn Wilhelmi reich zu machen, so werden sie doch nicht so thöricht seyn und es eingehen. Opfern sie doch nicht, eines andern seines Glückes wegen, ihr eigen Herz und ihr Leben auf. (geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Eleonora, hernach Donna Livia.

Eleon. Wer muß denn diese seyn, die mit mir sprach? Ist es eine Stimme des Himmels oder ein Teufel aus der Hölle?

Livia. (Donna Aurora geht weg? O wenn sie doch gar nicht hergekommen wäre! Ihrentwegen habe ich den Herrn Wilhelmi nicht sprechen können.) Nun was machen sie, Eleonora? Haben sie sich entschlossen?

Eleon. Ja, Madam, ich habe mich entschlossen. Wilhelmi ist mein Bräutigam; ihrenthalben will ich mein Herz, oder mein Leben nicht aufopfern. (geht ab.)

Livia. Was höre ich? Sie spricht so entschlossen? Ah! Ich befürchte, daß sie Donna Aurora verführt hat. Ich gehe deswegen doch nicht ab; ich will alles versuchen, sie zu überreden und sie zu besiegen. Ich will weder Geld, noch Mühe, noch Thränen sparen, meinen geliebten Wilhelmi zu bekommen. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ein Zimmer in dem Pallaste des Vicekönigs.

Der Vicekönig und Wilhelmi.

Der Vicek. Ich bin so für ihr Projekt eingenommen, daß ich es morgen nach Neapel an Seine Majestät überschicken will, und ich bin überzeugt, daß man Gebrauch davon machen wird und sie eine Belohnung bekommen werden, die ihnen Zeitlebens einen mäßigen Unterhalt verschaffen kann.

Wilh. Nun, was sagen Eure Excellenz darzu? Ist es nicht leicht? Ist es nicht untrüglich?

Der Vicek. Es ist sehr gut eingerichtet, es kann nicht trügen.

Wilh. Wird sich Jemand darüber beklagen können?

Der Vicek. Nein, gewiß nicht; Jederman wird vielmehr den Erfinder desselben loben.

Wilh. Man wird alsdann einen rechtschaffenen Mann ausfündig machen müssen, der diesem neuen Amte vorzustehen im Stande ist.

Der Vicek. Es wird sich schon einer finden.

Wilh. Ich möchte Eure Excellenz gern um eine Gnade bitten.

Der Vicek. Reden sie nur.

Wilh. Weil ich das Glück gehabt habe, Eurer Excellenz eine Sache vorzuschlagen, die Sie sowohl für die Stadt, als für das ganze Königreich vortheilhaft finden, so wollte ich gern, das Sie unter denenjenigen Bedienten, die sie dazu für tüchtig halten, eine Person wählen möchten, an der mir sehr viel liegt.

Der Vicek. Wenn sie geschickt darzu ist, so will ichs gern thun.

Wilh. Sie wird recht sehr darzu geschickt seyn. Es ist Don Filibert.

Der Vicek. Gut; Don Filibert soll die Bedienung haben, und er wird ihnen die Vortheile zu danken haben, die mit diesem neuen Amte verbunden sind.

Wilh. Ich danke Eurer Excellenz unterthänig.

Siebzehnter Auftritt.

Der Graf Portici, der von einem Bedienten des Vicekönigs ins Zimmer geführet wird, und die Vorigen.

Der Graf. Vielleicht komme ich Eurer Excellenz als ein Verleumder vor, weil dieser Mensch die Kunstgriffe verstanden haben wird, sich als ein ehrlicher Mann bey ihnen einzuschmeicheln. Es ist auch kein großes Wunder, daß ein Poet und noch darzu ein theatralischer Poet, der die Intriqven auf der Schaubühne mit einander zu verbinden weis, die Fähigkeit auch besitze, sich die Gewogenheit desjenigen zu erwerben, der ihn anhört. Es ist aber meine Pflicht, und meine Ehre erfodert es, daß ich dasjenige, was ich von seinen Betrügereyen angeführt habe, auch beweise. Ich sage es frey heraus und scheue mich vor Niemanden. Und wenn Eure Excellenz mir nicht glauben wollen, so ist hier Jemand, der ihn besser kennet, als ich; kommen sie, Herr Graf, kommen sie, Herr Marqvis. Diese beyden Cavalier werden ihnen schon was von ihm zu sagen wissen. (zum Vicekönig.)

Achtzehnter Auftritt.

Der Marquis d' Osimo, der Graf von Brano und die Vorigen.

Wilh. Eure Excellenz, aus Ehrfurcht gegen Dieselben schweige ich.

Der Vicek. Graf, sie ereifern sich ohne Ursache; und sie, Graf von Brano, was haben sie wider diesen Menschen anzubringen?

Der Graf von Brano. Ich muß Eurer Excellenz sagen, daß ich ihm mein Leben zu verdanken habe. Bey einem heftigen Zorn wurde ich von ihm gewarnet, daß mir der Tod bevorstehe. Er entdeckte mir ein Mittel dawider; ich gieng in die Apotheke, und mußte da in Ohnmacht fallen. Ich nahm das mir von ihm empfohlene Mittel ein und bin fast völlig wiederhergestellt. In Gaeta hat er einen Medicum vorgestellet, und ich hielt ihn für einen Betrüger; nun aber muß ich sagen, daß er ein ehrlicher Mann ist, der außer andern Geschicklichkeiten, auch diese noch besitzt, daß er ein vollkommener Physionomiste ist.

Der Graf Portici. Ein einziger Vorfall macht ihn noch nicht zum Manne von Verdiensten.

Der Graf von Brano. Wir haben aber noch keinen Beweis vom Gegentheil, daß er ein Betrüger sey.

Wilh. (Und es ist doch die Wahrheit. Die Furcht hat ihn fast ums Leben gebracht.)

Der Vicekönig. Was sagen sie nun von diesem Fremdlinge, Herr Marquis?

Der Marq. Ich bin böse auf ihn; ich bat ihn, zu mir zu kommen, und er hat es nicht gethan.

Wilh.

Wilh. Der Ort, wo sie mich jetzt antreffen, rechtfertiget mich sattsam.

Der Marq. Wissen sie wohl, Herr Wilhelmi, (mit Eurer Excellenz Erlaubniß) daß ich ihren Einfall andern Advocaten bekannt gemacht habe; sie finden ihn alle für gut, und verwerfen, wie sie, die ganze Einrichtung meiner vorigen Sachwalter. Ich will also alles noch einmal von neuem durchsehen lassen, und sie sollen der Principal-Direktor von der ganzen Sache seyn.

Wilh. Ich danke ihnen für die Ehre, die sie mir dadurch erweisen.

Der Vicekönig. Was meynen sie darzu, Herr Graf? (zum Graf Portici.)

Der Graf Portici. Ich sage, daß er alle bezaubert hat. Da kömmt Don Filibert, fragen sie ihn doch, Ihro Excellenz, warum er ihn aus seinem Hause gejagt hat.

Neunzehnter Auftritt.

Don Filibert und die Vorigen.

Filib. Ihro Excellenz, wenn ich diesen Fremden vier Monate lang bey mir im Hause gehabt habe, so geschahe es darum, weil ich ihn nicht kannte; wenn er aber bey Ihnen in Ungnade gefallen ist, wenn er was Böses begangen hat, so ist es mir nicht bewußt gewesen, und so bald mir diese Herren angerathen, ihn fortzujagen, so habe ich ihn auch keinen Augenblick länger in meinem Hause gelitten.

Der Vicekönig. Ich verstehe sie. Und zur Belohnung, daß sie den Herrn Wilhelmi fortgejagt

haben, hat er die Gnade für sie erhalten, daß sie bey einer neuen Bedienung andern vorgezogen werden sollen.

Filib. Für mich? (zum Vicekönig.)

Der Vicekönig. Ja, für sie.

Filib. Für mich? (zu Wilhelmin.)

Wilh. Ja, mein Herr, für sie, aus Dankbarkeit, daß sie mich vier Monate in ihrem Hause gehabt haben.

Filib. O! Sie sind ein braver Mann! Ihro Excellenz, wenn fängt denn die Bedienung an? (zum Vicekönig.)

Der Vicekönig. Es ist noch Zeit. Das Rescript muß erst von Seiner Majestät zurück kommen. Sie sollen schon davon benachrichtiget werden. Nun, was sagt denn der Herr Graf Portici?

Der Graf Portici. Ich sage, daß der Herr Wilhelmi ein Mann von Verdiensten ist, und daß zu seinem Glücke weiter nichts fehlt, als daß ihn Donna Livia heirathe. (Spöttisch.)

Wilh. (O wenn er doch wahr redte! Es wird aber schwer halten. Die Verbindlichkeit mit Eleonoren läßt mich gänzlich an diesem Glücke verzweifeln.)

Zwanzigster Auftritt.

Der Bothe des Vicekönigs, hernach Donna Livia und die Vorigen.

Der Bothe. Ihro Excellenz, Donna Livia ist da, und bittet um Audienz. (zum Vicekönig.)

Der Vicekönig. Sie soll nur herein kommen. Sie kömmt gleich zu rechter Zeit.

Wilh. (Ein solcher Zufall schickt sich vortreflich zu einer Comödie, wo man die Personen immer kommen läßt, wenn man sie braucht.)

Livia. Ich bitte Eure Excellenz um Verzeihung, wenn ich ihnen beschwerlich falle. Ich bin eine Wittwe, das ist, ein Frauenzimmer, das seine völlige Freyheit hat und über sich disponiren kann. Das Glück hat mir eine ansehnliche Erbschaft zufallen lassen; und eben dieses mein großes Vermögen erreget bey vielen mehr Begierde darnach, als Liebe zu mir. Einige wollen mich entweder mit Gewalt oder mit List haben; und ich sehe hier bey Eurer Excellenz drey Anwerber oder drey Verliebte, nicht aber in meine Person, sondern in meine Erbschaft. Derjenige, der sie mir hinterlassen hat, macht mich zu nichts verbindlich, also kann ich thun, was mir gefällt; ich gedenke es auch zu thun und nehme Ihre Gewalt zu Hülfe, daß ich es thun darf. Ich liebe den Herrn Wilhelmi und verlange ihn zu meinem Ehegatten. Sie wundern sich? Sie werden böse darüber? Er verdient es, weil er von ehrlicher Geburt ist; er verdient es, weil er wohl zu leben weis. Seine Geburt kann ich durch diese Zeugnisse beweisen, und seine Redlichkeit ist schon Jedermann bekannt. Wenn er mich also für würdig hält, wenn der Vicekönig nicht zuwider ist, wenn ich über mich selbst zu gebieten habe, so reiche ich ihm hier in Gegenwart unsers Stadthalters und auch derjenigen, die ihn vergebens daran zu hindern suchen, meine Hand, mein Herz und alle mein Vermögen, das mir das Glück zugewendet hat. (Die drey Mitwerber erzürnen sich.)

Der Vicekönig. Ich gedenke mich nicht dawider zu setzen. Sie haben über sich selbst frey zu gebieten. Was sagen sie darzu, Herr Wilhelmi?

Wilh. Ich erstaune ganz, daß eine Dame von so vielen Vorzügen, mir eine solche Ehre zu erweisen beliebt. Ich bekenne, daß ich eines so großen Glücks nicht werth bin, und kann es in der That auch nicht annehmen, wegen der Verbindlichkeit, in die ich mich schon mit der jungen Neapolitanerin eingelassen habe. Sie hat nicht von mir ablassen wollen, und ich darf sie nicht hintergehen; wenn es mit Eleonorens Genehmhaltung nicht geschehen kann, so ist gar nicht zu besorgen, daß ich jemals ein anderes Frauenzimmer heirathe. Ich will lieber dem größten Glücke entsagen, um allen Schandfleck, alle heimliche Vorwürfe, jede Ursache, mit Recht getadelt zu werden, zu vermeiden.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Eleonora und die Vorigen.

Eleonora. Nein, Herr Wilhelmi, meinetwegen machen sie sich nicht unglücklich. Heirathen sie die Donna Livia, nehmen sie das Gute mit, was ihnen der Himmel anbietet, und seyn sie versichert, daß ich ihnen, bey Erlangung desselben, nicht hinderlich seyn werde. Nach einem langen Streite zwischen Liebe und Tugend, gab mir die Vernunft ein, daß diejenige, die wahrhaftig liebt, den Untergang der geliebten Person zu vermeiden suchen muß. Donna Livia hat mich mit hieher geführt,

geführt, sie hat mir die Art und Weise, meine gefaßte Entschließung zur Wirklichkeit zu bringen, erleichtert. Hier auf diesem Papiere ist die Anweisung, wo ich die sechs Tausend Thaler heben soll, und in diesem Beutel sind noch Tausend Thaler baares Geld. Mit diesen und unter Begleitung zween guter Freunde von der Donna Livia, gehe ich den Augenblick, mich in ein Kloster zu verschließen, und sie sollen mich nicht wieder sehen. (geht ab.)

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Der Vicekönig, Donna Livia, Wilhelmi, der Marquis d'Osimo, der Graf von Brano, der Graf Portici und Don Filibert.

Wilh. Warten sie doch, nur einen Augenblick — (hinter Eleonoren drein.)

Der Vicekönig. Lassen sie sie immer gehen. Hindern sie sie nicht an einem so guten Vorsatze. (zu Wilhelmin.)

Wilh. Ich habe nichts weiter einzuwenden. Wenn sie es Willens ist, so muß man sie nicht abhalten.

Livia. Ja, lassen sie sie immer einen Stand erwählen, den sie zuvor von ihren elenden Umständen gewiß nicht zu erwarten hatte. Bey Annehmung meiner Hand, hier in Gegenwart unsers gnädigen Vicekönigs, nehmen sie auch zugleich Besitz von meinem Herzen und von allem, was ich habe.

Der Graf Portici. Eure Excellenz sagten aber, daß es nicht erlaubt sey, daß ein Fremder ein

großes Vermögen aus unserer Stadt anderswohin bringen dürfte.

Der Vicekönig. Ja, das ist wahr, ich habs gesagt und sage es auch noch. Es ist nicht erlaubt; und deswegen wird Herr Wilhelmi wohl in Palermo bleiben, das Bürgerrecht annehmen müssen, und eine Pension wegen seines nützlichen Projects zu empfangen haben.

Filib. Wahrhaftig, ich habs doch allemal gesagt, daß Herr Don Wilhelmi ein braver Mann sey.

Der Graf Portici. Ja, brav in allen Dingen, hauptsächlich aber in Bezauberung der Frauenzimmer. Da kömmt ihre Frau, die auch von seinen Verdiensten eingenommen ist.

Letzter Auftritt.

Donna Aurora und die Vorigen.

Aurora. Was sagen sie da, mein Herr? (zum Grafen Portici.) Nicht des Herrn Wilhelmi wegen bin ich hergekommen, sondern von Seiner Excellenz die Loslassung des Berto, meines Bedienten, zu erbitten.

Filib. Graf, sie beleidigen mich. (zum Grafen Portici.)

Der Vicekönig. Nun, ich habe lange genug zugesehen. Gehen sie, halten sie ihre Zunge im Zaum, wofern sie ihre Lebenszeit nicht in dem Thurme einer Festung zubringen wollen. (zum Grafen Portici.)

Der Graf Portici. Mein Herr — vergeben sie meiner Leidenschaft. Ich schmeichelte mir, die Mitga-

Mitgabe der Donna Livia an mich zu bringen; da sie mir aber ein Fremder wegnimmt, so konnte ich nicht mehr an mich halten. Ich bitte sie um Vergebung, überlasse mich dem Willen des Himmels, und verspreche ihnen, daß ich niemals mehr davon reden will.

Aurora. Also wird Herr Wilhelmi die Donna Livia heirathen?

Livia. Ja, und das Trotz aller boshaften Eindrücke, die sie desfalls Eleonorens Gemüthe beygebracht haben.

Aurora. Er mag sie immer nehmen, er ist es werth. Ich habe Achtung für ihn, ich habe Mitleiden mit seinem Unglücke gehabt; aber alle meine Achtung, alle mein Mitleiden hat niemals die Grenzen der Ehrbarkeit überschritten. Ich bin eine ehrliche Frau, und ich kann sie gewiß versichern, daß ich niemals etwas mehr, als eine bloße Neigung, zu ihm gehabt habe.

Filib. He, Herr Wilhelmi hat mir ein ansehnliches und einträgliches Amt verschafft. (zur Donna Aurora.)

Aurora. Wie großmüthig! Ich bin bis zum Weinen gerührt. Ich habe das Herz nicht, ihn anzusehen. (geht zurück.)

Der Vicekönig. Nun so lassen sie uns gehen. Da es mein Wille ist, daß ihr Ehecontrakt zu Stande komme, so soll er, ehe sie noch aus diesem Pallaste gehen, den Gesetzen gemäß errichtet werden.

Wilh. Ich erstaune über so viele Gnade. Diese allzugroße Gütigkeit macht mich ganz bestürzt.

Ich danke dem Himmel, daß er mir beygestanden hat; ich danke der Donna Livia, die mich glücklich macht; ich danke auch dem armen jungen Mädchen, die meinetwegen ins Kloster gegangen ist. Der Wechsel, den ich auf der Welt erfahren habe, ist mannichfaltig und groß gewesen; ich habe als ein Avanturier gelebt; aber endlich hat mir der Himmel geholfen und das Glück ist mir günstig geworden, weil ich jederzeit ein ehrlicher Avanturier gewesen bin.

Ende des Lustspiels.

Die

Die

Vernünftige Frau.

Ein Lustspiel.

Personen.

Donna Eularia, die vernünftige Frau.

Don Roberto, ihr Mann.

Der Marqvis Ernesto.

Der Graf Astolfo.

Donna Rodegonda, des Criminalrichters Gemahlin.

Donna Emilia, eine Dame, die auf einem Schlosse wohnt.

Colombina, der Donna Eularia Kammerjungfer.

Anselmo, des Don Roberto Haushofmeister.

Johann, ein junger Bedienter von der Donna Eularia.

Ein anderer Bedienter von der Donna Eularia.

Ein Kammerdiener von den Donna Rodegonda.

Ein Bedienter vom Marqvis.

Die vernünftige Frau.

Die vernünftige Frau.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Eularia.

Colombina, die eine Haube steckt und Johann.

Colombina.

Mein lieber Johann, thue er mir doch einmal den Gefallen und gebe er mir die Stecknadeln dort her.

Johann. Herzlich gern, ich will sie ihr gleich geben. (Er hohlt sie ihr von einem kleinen Tische.)

Colomb. Es ist mir nichts verdrießlicher, als das Haubenstecken. Sie gerathen selten recht. Meine Frau ist zwar leicht zu befriedigen; sie ist eben nicht sehr eigensinnig; wenn sie aber zum Besuch geht, so fangen die andern gleich an und sagen:

Ey, Donna Eularia, diese Haube ist nicht nach der Mode. O, diese Flügel sind viel zu groß! Die rechte Seite steht viel weiter vor, als die Linke. Das Band ist auch nicht gut aufgesteckt; wer hat sie ihnen denn gemacht? Das Kammermädchen? O, die muß gar nichts verstehen! Ich behielt sie nicht, und wenn sie mir noch Geld dazu gäbe; und ich, ich möchte nicht bey dergleichen wunderlichen Leuten dienen, wenn sie mich wollten in Gold einfassen lassen.

Johann. Da sind die Stecknadeln.

Colomb. Komm er her, mein lieber Johann. Setz er sich neben mich. Leiste er mir Gesellschaft.

Johann. Ja, ja, ich will bey ihr bleiben, weil mich so die Frau aus dem Vorzimmer fortgeschickt und mir befohlen hat, nicht eher wieder zu kommen, bis sie mich rufen würde.

Colomb. Hat die gnädige Frau Besuch?

Johann. Ach nicht doch; der Herr ist allein mit ihr im Zimmer.

Colomb. Ja, ja, der Herr ist bey ihr und ihn haben sie fortgeschickt? Nun verstehe ich es schon.

Johann. Ich weis wohl, warum sie mich fortgeschickt haben.

Colomb. O, sie werden ihn deswegen haben weggehen heißen, weil ein Bedienter nicht allemal hören darf, was Herr und Frau mit einander sprechen.

Johann. Sie sprachen nicht mit einander. (Er lacht.)

Colomb. Was machten sie denn?

Johann. Der Herr schmähhlte.

Colomb. Auf wen?

Johann. Auf die Frau.

Colomb. Und was sagte sie darzu?

Johann. Sie redte so sachte, daß ich es nicht verstehen konnte. So viel hörte ich nur, daß sie sagte: Rede doch nicht so laut, damit es die Bedienten nicht hören.

Colomb. Worüber schmählte aber der Herr?

Johann. Er sagte: Verwünscht sey der Tag, da ich mich verheirathet habe.

Colomb. (Was das für ein Teufel von einem Manne ist! Er wird für Eifersucht närrisch, und hat so eine vernünftige Frau, die ein rechtes Muster von Ehrbarkeit und Bescheidenheit ist.)

Johann. O! Auch diese Worte habe ich noch von ihr gehört: Ich will nirgendshin gehen, ich will zu Hause bleiben; und der Herr antwortete: In Gesellschaft muß man gehen.

Colomb. (Ja, ja, das ist wahr. Er will es haben, daß sie in Gesellschaft gehen soll; er erlaubt ihr, daß sie Besuche annimmt, daß man ihr die Aufwartung macht und hernach rast und tobt er und martert sie fast für Eifersucht zu Todte.)

Johann. O, das war auch was Schönes. Höre sie nur, was er noch zu ihr sagte: du putzest dich nur deswegen, daß du in Gesellschaft gefallen willst.

Colomb. Was sagte sie denn drauf?

Johann. Ich konnte es nicht verstehen. Ich weis nicht, ich habe noch was vergessen — das war recht artig — O ja, ja, jetzt besinne ich mich drauf. Er sagte: Du sollst mir nicht so blos gehen. Darüber fieng die Frau an zu lachen, und der Herr riß sich, für Bosheit, die Perücke vom Kopfe und schmiß sie ins Feuer,

Colomb. Das ist schön! Das läßt hübsch!

Johann. Ich konnte das alles durch die Thür mit ansehen und mußte entsetzlich drüber lachen. Die Frau hörte es aber und jagte mich fort.

Colomb. Man hört, in der That, recht wunderliches Zeug.

Johann. Mir ist es immer angst, daß der Herr noch einmal närrisch wird.

Colomb. Wenn er keine vernünftige Frau hätte, so läge er schon längst an der Kette.

Johann. Aber was Henker fehlt ihm denn?

Colomb. Das weis ich nicht.

Johann. Ich habe mir sagen lassen, daß er jalour wäre.

Colomb. Wer hat es ihm denn gesagt?

Johann. Was heißt denn das, jalour seyn?

Colomb. Weis er das nicht?

Johann. Nein, ich weis es nicht.

Colomb. Desto besser.

Johann. Sage sie mir es, meine liebe Colombina. Was heißt es denn?

Colomb. (Es ist besser, wenn ich ihm was weiß mache, als wenn er tückisch würde.) Jalour heißt so viel als sehr kalt oder frostig seyn.

Johann. Und was ist denn das, was der Herr nicht haben will, daß es die Frau so blos tragen soll?

Colomb. Er meynt den Kopf, damit sie ihn nicht erkälte. (Die jungen Schnifferlinge wollen auch alles wissen.) Da kömmt die Frau.

Johann. Sage sie ihr ja nichts von dem, was ich ihr gesagt habe.

Colomb. Nein, nein, sorge er nur nicht dafür.
Johann. Ich will auch horchen und ihr alles wieder sagen.

Zweyter Auftritt.

Donna Eularia und die Vorigen.

Eularia. Was macht ihr hier, Johann?
Johann. Sie hießen mich ja aus dem Vorzimmer gehen.
Eularia. Das ist euer Ort nicht hier. In Frauenzimmerstuben geht man nicht.
Colomb. Er hat mir die Stecknadeln hergebracht, und ist nur den Augenblick gekommen.
Eularia. Du kannst dir die Stecknadeln selbst holen. Gleich fort hier.
Johann. Darf ich wieder ins Vorzimmer gehen?
Eularia. Ihr könnet in den Saal gehen.
Johann. (Im Saale erfriert man.)
Eularia. Nun, wie vielmal soll ich es euch noch sagen? (zu Johann.)
Johann. Madam, ich bin jalour.
Eularia. Was, jalour?
Johann. Ich bin jalour, wie der Herr.
Eularia. Wie? Was soll denn das jalour hier heißen?
Johann. Fragen sie nur Colombinen.
Eularia. Was redet denn der da, Colombine? Ist er jalour?
Colomb. Ah, hören sie nur nicht drauf, Madam. Er meynt, jalour hieße so viel, als kalt, so, als wenn einen friert.
Johann. Colombine hat mir es so gesagt.

Eularia. Du hast es ihm so gesagt? (zu Colombinen.)
Colomb. Ih, der dumme Hans weis nicht, was er sagt. (Ich will auch mein Tage nicht mehr mit solchen einfältigen Jungen reden.)
Eularia. Nun, fort nur hier. (zu Johannen.)
Johann. Und ich soll in den Saal gehen?
Eularia. Ja doch, in Saal, wohin ich euch gehen heiße.
Johann. Diesmal schmisse ich meine Perücke auch ins Feuer, wenn ich eine trüge, wie mein Herr. (geht ab)
Eularia. Was ist denn das für verwirrtes Zeug, mit jalour, kalt, mein Mann? Was will denn der damit?
Colomb. Wissen sie das nicht, Madam? Solche jungen Pursche reden manchmal ins Tageslicht hinein.
Eularia. Hat er vielleicht was von meinem Manne gesagt?
Colomb. Nein; nichts, Madam, gar nichts.
Eularia. Diesen Morgen ist mein Mann gar nicht aufgeräumt. Er hat sich mit dem Verwalter, mit dem Schneider und mit dem Perückenmacher herum gezankt. Er hat sogar seine Perücke ins Feuer geworfen.
Colomb. Ja, ja, der kleine Bediente hat mir es schon gesagt. (Sie lacht.)
Eularia. (Da haben wir es, der Pursche hat geplaudert.) Nun, Colombine, nimm dich ja in Acht, daß du nichts von mir aus dem Hause plauderst; ich fordere alles von Dir.
Colomb. Wenn alle so verschwiegen wären, wie ich, so könnten sie ganz ruhig leben.

Eularia. Bist du fertig mit der Haube?
Colomb. Ja, Madam, ich bin fertig damit. Wird sie ihnen auch gut lassen?
Eularia. O ja, sie wird mir schon gut lassen. Geh nur und platte mir das weiße Zeug auch hübsch aus.
Colomb. Aber, liebe Madam, sie kommen mir ja ganz zerstreuet vor.
Eularia. Laß mich zufrieden.
Colomb. Der Herr kömmt.
Eularia. Geh und mache, was ich dir gesagt habe.
Colomb. Gleich, gleich. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Donna Eularia, hernach Don Roberto.

Eularia. Ich weis bald nicht mehr, wie ich es mit meinem Manne aushalten soll; ich liebe ihn, ich verehre ihn, ich schätze ihn hoch, und er plagt mich dergestalt, daß ich beynahe in Verzweifelung gerathen möchte.
Roberto. Nun, willst du noch was von mir? Sonst gehe ich aus.
Eularia. Geh immer und komm bald wieder.
Roberto. Ich will zum Juwelier gehen, und zusehen, ob dein Schmuck bald fertig ist.
Eularia. Wenn du sonst nicht nöthig hast, auszugehen, als deswegen, so kannst du immer zu Hause bleiben.
Roberto. Bey dieser Gelegenheit will ich auch den Schneider lassen rufen, und will es ihm aufs Leben einbinden, daß er dir dein neues Kleid bald machen soll.

Eularia. Was liegt mir denn dran, ob ich es bald habe oder nicht?

Roberto. Du mußt in Gesellschaft gehen, und ich sehe es gern, wenn du ein neues Kleid anhast.

Eularia. Ich bleibe gern zu Hause; ich mache mir nicht viel aus dem Besuchengehen.

Roberto. Du bist aber gebeten worden, du mußt hingehen.

Eularia. Ich kann ja sagen lassen, daß ich Kopfschmerzen habe.

Roberto. O! Mache doch keine solchen Possen; geh immer hin.

Eularia. Was liegt dir aber nun daran, ob ich hingehe oder nicht?

Roberto. Wenn du nicht hingehest, so wird es heissen, daß ich dich, aus Eifersucht, nicht hätte wollen hingehen lassen.

Eularia. Also weis man es doch, daß du eifersüchtig bist?

Roberto. Ich eifersüchtig? Ich wundere mich über dich. Willst du mich schon wieder in Wuth bringen? Ich bin mein Tage nicht eifersüchtig gewesen, ich bin es auch jetzt nicht, und werde es in meinem Leben nicht seyn. (aufgebracht.)

Eularia. Stille, stille, vergieb mirs, ich sage nichts mehr davon.

Roberto. Du sollst es weder sagen, noch denken.

Eularia. Gieb mir nur keinen Anlaß darzu —

Roberto. Was für Anlaß gebe ich dir denn? Was für Anlaß?

Vierter Auftritt.

Johann und die Vorigen.

Johann. Es kömmt Besuch.

Roberto. Ich bin nicht jaloux; und wer da sagt, daß ich jaloux bin, dem soll es theuer zu stehen kommen.

Johann. Gnädiger Herr, ich will es mein Lebtage nicht mehr sagen.

Roberto. Was willst du nicht mehr sagen?

Eularia. Schweigt. (zu Johann.)

Roberto. Ich will wissen, was das ist, das du nicht mehr sagen willst. (zu Johann.)

Johann. Ich will nicht mehr sagen, daß sie jaloux sind.

Eularia. Höre doch nicht auf ihn — (zu Roberto.)

Roberto. Was? Du sagest, ich wäre jaloux?

Johann. Colombine hat es gesagt.

Roberto. Colombine? Wo ist Colombine?

(Sehr zornig.)

Eularia. Laß es doch gut seyn. Höre nur erst, was er mit dem Worte meynt.

Roberto. Was willst du damit sagen?

Johann. Ich wollte sagen, gnädiger Herr, daß ich ein Compliment an die Madame zu bestellen hätte.

Eularia. Saget nur erst, was ihr durch das Wort jaloux verstehet.

Roberto. Ein Compliment an meine Frau? Von wem?

Johann. Von dem Marqvis Ernesto.

Roberto. (Vom Marqvis Ernesto!)

Eularia. O, ich habe sein Complimentiren schon lange satt.

Roberto. Nun, was wollte er denn? (zu Johannen.)

Johann. Er wird gleich kommen, ihr seinen Besuch abzustatten.

Eularia. Wen hat er hergeschickt? (zu Johannen.)

Johann. Seinen Bedienten.

Eularia. Sage ihm, sein Herr möchte es nicht übel nehmen, ich könnte heute die Ehre nicht haben.

Roberto. Warum willst du ihn denn nicht annehmen?

Eularia. Was frage ich denn nach seinem Besuche? Ich bin lieber alleine.

Roberto. Fort, fort, das sind Tändeleyen. Sag ihm, er möchte immer kommen. (zu Johannen.)

Johann. Ich werde ausgescholten, daß ich jalour gesagt habe. Ich habe mein Tage nicht gewußt, daß es eine Schande ist, wenn man friert. (geht ab.)

Eularia. Du willst nun haben, daß ich alles mit Gewalt thun soll. (zu Roberto.)

Roberto. Ich will nur nicht, daß du wider die gute Lebensart verstoßen sollst.

Eularia. Besuche anzunehmen ist ja kein Muß.

Roberto. Der Marqvis Ernesto ist ein guter Freund von mir; wir sind mit einander umgegangen, ehe ich mich mit dir verheirathete; es ist mir lieb, daß er seine Freundschaft fortsetzet und daß er auch Achtung für dich hat, wenn dir etwann ja — was weis ichs — Jemand die Hand geben sollte, so nimm lieber seine, als eines andern seine.

Eularia. Ich lasse mich von Niemanden bedienen.

Roberto. Was soll man aber in Gesellschaften von dir denken? Vielleicht, daß du dich deswegen von keinem bedienen läßt, weil du einen eifersüchtigen Mann hast? Den Beynahmen verlange ich nicht; ich mag mich nicht lächerlich machen.

Eularia. Kanst du denn nicht mit mir gehen?

Roberto. Nun ja! Wir verfallen schon wieder auf unsere gewöhnliche Schwachheiten. Du wirfst mir Dinge vor, die mir niemals einfallen. Nun gut, wir verstehen einander schon; ich gehe aus, und wenn der Marqvis kömmt, so nimm ihn fein freundlich auf.

Eularia. Bleib doch noch ein Wenig da. Warte doch, bis er kömmt. Wenn er siehet, daß du ausgehen willst, so macht er mir vielleicht nur ein kurzes Compliment und geht hernach wieder mit dir fort.

Roberto. Ich kann mich nicht länger aufhalten. Es ist schon Zeit. Lebe wohl, bis auf Wiedersehen. Sey hübsch munter und vertreib dir die Zeit mit ihm.

Johann. Der Herr Marqvis ist da, seine Aufwartung zu machen. (zur Eularia.)

Eularia. Nun, was sagest du denn darzu? (zu Roberto.)

Roberto. Sag ihm nur, er möchte immer kommen. (zu Johannen.)

Eularia. Ich will ihn also annehmen, weil du es haben willst.

Roberto. Es ist ein braver Cavalier und mein guter Freund.

Eularia. Er hat gar zu ein hitziges Naturel. Er mutzt alle Kleinigkeiten auf. Kurz, ich gehe nicht gern mit ihm um.

Rober-

Roberto. Ja, ja, ich verstehe es schon. Das Flegma des Grafen Astolfo gefällt dir besser.

Eularia. Ich suche keinen auf. Meine Freyheit ist mir lieber.

Roberto. Da ist der Marqvis; ich will ihm mein Compliment machen und gleich fortgehen.

Fünfter Auftritt.

Der Marqvis Ernesto und die Vorigen.

Marq. Unterthäniger Diener, Madam.

Eularia. Ergebenste Dienerin.

Marq. Mein Freund. (zu Roberto.)

Roberto. Sie treffen mich gleich im Begriffe an, auszugehen. Ich danke ihnen für die Ehre, die sie meiner Frau durch ihren gütigen Besuch erweisen wollen.

Marq. Nun, wie befinden sie sich, Madam?

Eularia. Ganz wohl, zu ihrem Befehl.

Marq. Sie sind zu gütig. Wie haben sie vorige Nacht geruhet?

Eularia. Vollkommen gut.

Marq. Das freuet mich.

Eularia. Seyn sie doch so gütig und setzen sie sich.

Marq. Wollen sie sich nicht auch setzen, mein Freund? (zu Roberto.)

Roberto. Nein, Marqvis, ich gehe den Augenblick fort.

Marq. Thun sie, was ihnen beliebt. (Er setzt sich sehr nahe zu Eularien.)

Roberto. (Ich dächte, der Wohlstand erlaubte es eben nicht, daß man sich so nahe zu einer Dame setzen dürfe.)

Marq. Ich bin gestern Abend unglücklich gewesen, ich habe im Pharo verlohren.

Eularia. Das thut mir sehr leid. Nun, mein lieber Mann, stehe doch nicht so; setze dich auch.

Roberto. Warum soll ich mich aber setzen? Weist du denn nicht, daß ich ausgehen muß? Du machst mich ganz tolle. (erzürnt.)

Marq. Mein Freund, wenn ihre Frau Gemahlin sie immer bey sich zu haben wünscht, so ist es ein Zeichen, daß sie sie lieb hat.

Roberto. Ich kann die Weiber nicht leiden, die ihre Männer beständig um sich haben wollen. Ich bin lieber frey.

Marq. Das ist die rechte Lebensart. Ein Jeder muß auf sich denken.

Roberto. Auf glückliches Wiedersehen, mein Freund.

(Im Begriff, nach der Seite zu, wo Eularia sitzt, abzugehen.)

Marq. Gehorsamster Diener.

Roberto. Eularia, gieb mir die Hand.

Eularia. Recht gern.

Roberto. (Du wirst dir dein Kleid verderben, weil du so nahe an dem Stuhl da sitzest.) (Ganz sachte, indem er ihr die Hand giebt.) Nun, auf Wiedersehen. (Laut.)

Eularia. Komm diesen Mittag zeitig zu Tische; mit Erlaubniß. (Indem sie von dem Marquis weg. rückt.)

Roberto. Immer in Bewegung! Eine große weibliche Schwachheit der Kleider wegen! Nehmen sie es ihr nicht übel, Marquis.

Marq. O, ich bitte um Vergebung, wenn ich unvorsichtiger Weise —

Roberto. Auf glückliches Wiedersehen.
Marq. Adieu, Don Roberto.
Roberto. Ich gehe nun weg — Wenn etwa der Verwalter kommen sollte — doch laß es nur seyn. Höre nur — es ist zwar gut, ich komme ja wieder, ich komme ja wieder. (Ungewiß, ob er gehen oder dableiben soll, geht er fort und kömmt hernach gleich wieder zurück.)
Marq. Ich vermuthete sie gestern Abend in Gesellschaft anzutreffen, Donna Eularia.
Eularia. Ich blieb gestern zu Hause.
Marq. Sie hatten vielleicht einen angenehmen Zuspruch, der sie abhielt.
Eularia. Ich war ganz allein.
Marq. Das mag so seyn; aber der Graf Astolfo ließ sich auch nicht sehen, und Jedermann glaubte, daß er bey ihnen wäre.
Eularia. Das ist gar nicht andem. Ich sage ihnen, daß ich ganz alleine gewesen bin. (Roberto kömmt zurück.)
Roberto. Eularia, hast du die Schlüssel zu meinem Schreibepulte nicht gesehen?
Eularia. Nein, wirklich nicht.
Roberto. Ich kann sie nirgends finden.
Eularia. Hast du denn recht nachgesehen?
Roberto. Ja, ich habe überall gesucht, ich kann sie aber nicht finden.
Eularia. Warte, ich will einmal suchen. Mit ihrer Erlaubniß, Herr Marqvis. (Sie steht auf.)
Roberto. O, wer hat dir denn das gelernt? Einen Cavalier allein zu lassen, um einen Schlüssel zu suchen? Bleib du, bleib du da, ich will ihn schon suchen. Verzeihen sie, Marqvis. (geht ab.)

Eularia.

Eularia. (Der Mann hat mich sehr im Verdacht.)

Marq. Ja, ja, Madam, man sprach also von ihnen und von dem Grafen Astolfo.

Eularia. Ich glaube nicht, daß meine Aufführung Anlaß zu einer schlimmen Nachrede geben kann.

Marq. Das ist wohl wahr; da ich aber der Erste gewesen bin, der die Ehre gehabt hat, sie, seitdem sie verheirathet sind, zu bedienen, so dächte ich, ihre Gewogenheit eben dadurch verdient zu haben, und deswegen haben auch die übrigen Damen beständig auf mich gestichelt.

Eularia. Ich habe ihre Gefälligkeiten derjenigen Freundschaft wegen angenommen, die sie und mein Mann unter einander haben, und aus eben dem Grunde habe ich auch des Grafen Astolfo seine nicht ausschlagen können. Sie dürfen mich deswegen gar nicht beschuldigen.

Marq. Der Henker, Madam Eularia, und sie lassen sich von keinem andern Cavalier bedienen, als von dem, den ihnen ihr Mann vorschlägt?

Eularia. Ja, mein Herr, so ist es. Ich schäme mich nicht, es zu sagen, und es reuet mich auch nicht, es zu thun. (Roberto kömmt wieder zurück.)

Roberto. Ich kann die verfluchten Schlüssel doch nicht finden.

Eularia. Was willst du wetten, ich finde sie, wenn ich sie suche?

Roberto. Wenn ich sie nicht finde, so werde ich verwirrt.

Eularia. Mein lieber Herr Marquis, erlauben sie mir doch. Nun will ich sie suchen. (Sie steht auf.)

Marq. Wie sie belieben.

Eularia. (Ich werde weggehen und damit ist es alle.)

Roberto. Es thut mir sehr leid, mein lieber Marquis. Suche sie nur und komme gleich wieder.

Eularia. (O, ich komme nicht wieder.)

Sechster Auftritt.

Johann und die Vorigen.

Johann. Madam, der Graf Astolfo möchte gern seine Aufwartung machen.

Eularia. Ich weis nicht, wie ich ihn aufnehmen werde, wenn die Schlüssel weg sind.

Roberto. (Es ist mir lieb, daß der Graf kömmt. Es ist besser, wenn sie mit zweyen zusammen ist, als mit einem.)

Eularia. Sag ihm nur den Vorfall mit dem Schlüssel und er möchte mir es nicht übel nehmen. (zu Roberto.)

Marq. Auch ich will ihnen nicht länger beschwerlich fallen.

Roberto. Ih bleiben sie doch. Sieh, da ist der Schlüssel, gleich finde ich ihn. Ich hatte ihn in die Uhrsicke gesteckt, welches sonst niemals von mir geschieht. Setzen sie sich, setzen sie sich; du, sag ihm, daß er so gütig seyn und herein kommen möchte. (zu Johannen, der gleich abgeht und dann wieder kömmt.)

Marq. Madam Eularia, ich will sie der Beschwerlichkeit überheben.

Eularia. Es steht bey ihnen, machen sie, was sie wollen.

Roberto. Seyn sie doch so gütig und bleiben sie da. Trinken sie eine Tasse Schockolate mit uns. Da kömmt der Graf. Sieben-

Siebenter Auftritt.

Der Graf Astolfo und die Vorigen.

Der Graf. Madam, ich habe die Ehre, ihnen mein Compliment zu machen; mein Freund, ich bin ihr Diener. (Sie danken ihm.)

Roberto. Mein lieber Graf, sie haben sich ja recht lange nicht sehen lassen. Meine Frau und ich sagten es heute früh noch: Der Graf Astolfo giebt uns gar nicht mehr die Ehre.

Der Graf. Ich danke ihnen für das gütige Andenken, Madam.

Roberto. Ist Niemand da? Noch einen Stuhl. (Johann setzt ihn neben die Donna Eularia.) Da, da, setzen sie sich. (zum Grafen, indem er den Stuhl unvermerkt von der Donna Eularia wegrückt.)

Der Graf. Weil sie es so befehlen. (Sie setzen sich.)

Marq. (Das Bedienen von uns Beyden da gefällt mir nicht.)

Roberto. Nun, meine Freunde, ich bin ihr Diener, ich muß ausgehen, weil ich etwas zu verrichten habe. Eularia, auf Wiedersehen. (Jetzt, da zween bey ihr sind, gehe ich gern von ihr weg.) (geht ab.)

Marq. Wie kömmt es, Graf, daß ich sie gestern Abend nicht in der Gesellschaft antraf?

Der Graf. Ich hatte etwas Nothwendiges zu thun und blieb zu Hause.

Marq. O, gestern hat die Heimsucht regiert. Donna Eularia ist auch zu Hause geblieben.

Eularia. Ja, ich blieb mit Fleiß zu Hause, und künftig werden sie mich noch weniger in Gesellschaft finden.

Marq. Hören sie einmal, Graf! Donna Eularia will nicht oft mehr in Gesellschaft gehen.

Der Graf. Wenn sie uns die Erlaubniß geben, so wollen wir zu ihnen kommen und ihnen Gesellschaft leisten.

Eularia. Sie wissen wohl, daß ich in meinem Hause nicht gern Gesellschaft habe.

Der Graf. Ein Abendbesuch von zwo oder drey Personen heißt keine Gesellschaft.

Marq. Von zwo oder drey Personen! Ey, es ist besser von zwoen, als von dreyen. Donna Eularia, die die Einsamkeit liebt, wird lieber mit einem allein zusammen seyn wollen, als mit zween. Der Graf wird ihr schon Gesellschaft leisten.

Eularia. Der Herr Graf wird seine Zeit nicht gern in einem traurigen Zimmer zubringen wollen.

Der Graf. Wo sie sind, Madam, da bringt man seine Zeit allemal gut zu.

Marq. Donna Eularia ist nicht gegen Jedermann so gefällig.

Eularia. Sie haben Recht, ich bin es nicht gegen Jeden, sondern gegen gar Niemanden.

Marq. Das kann der Graf eben nicht sagen.

Eularia. Der Graf kann eben das sagen, was sie sagen.

Marq. Graf, vertheidigen sie doch ihr Recht. Hören sie nicht, daß sie Donna Eularia, in Ansehung des Besitzes ihrer Gewogenheit, mit mir in Vergleichung setzt? Es kömmt ihnen zu, ihr Vorrecht zu behaupten, das sie haben, sie vor allen andern zu besitzen.

Der Graf. Es gebühret vielmehr ihnen, Ansprüche auf ihre Anciennität zu machen, weil sie sie eher bedient haben, als ein anderer.

Marq. Diese Vorrechte in Ansehung der Zeit sind nicht geltend, Ansprüche auf das Herz einer Dame zu machen, die über sich, nach eigenem Belieben, gebieten kann.

Eularia. Meine Herren, sie sprechen da unter sich, als wenn ich gar keinen Antheil an ihrer Unterredung hätte.

Marq. Das sage ich eben auch. Sie sind diejenige Person, die den Ausspruch thun kann, und die ihn auch schon gethan hat.

Eularia. Ich hätte den Ausspruch schon gethan? Und wie denn?

Marq. Zum Besten des Grafen.

Der Graf. Sie machen mich stolz, Marqvis.

Eularia. Und sie, Marqvis, sie ärgern mich.

Marq. Ja, ja; wenn man das rechte Fleckchen trift, so kann man es nicht leiden.

Eularia. Nun, lassen sie uns den Discurs abbrechen.

Der Graf. Ja, wir wollen lieber von lustigen Dingen sprechen.

Marq. Wenn man von lustigen Dingen sprechen will, muß man so aufgeräumt seyn, wie sie, weil sie der Donna Eularia Herz besitzen.

Eularia. Mein Herz ist schon vergeben. Don Roberto hat es; und ich schwöre es ihnen zu, daß ich ihm nicht den kleinsten Theil von demselben entziehen werde.

Marq. O, ein anders ist das Herz einer verheiratheten Dame, und das Herz eines Frauenzimmers überhaupt.

Der Graf. Glauben sie denn, daß ein Frauenzimmer zwey Herzen hat?

Marq. Ja; auch wohl drey, viere.

Der Graf. Also kann Donna Eularia auch eins für sie haben.

Eularia. Ey, meine Herren, was ist denn das für eine Art zu reden? Mit wem meynen sie wohl, daß sie sprechen? Man bedient die Damen zwar, aber man muß auch Achtung für sie haben; oder besser zu sagen, man muß gefällig gegen sie seyn, aber sie nicht beschimpfen. Eine Frau, die ihren Mann hat, kann weiter nichts verstatten, als daß man sie auf eine bescheidene, ehrbare und edle Art bedienet. Heut zu Tage erlaubet man, daß ein verheirathetes Frauenzimmer eher von diesem, als von einem andern bedient werden darf; aber man vermuthet nicht, daß der Cavalier, der sie bedient, nach dem Besitze ihres Herzens trachtet. Ich wollte dieser kritischen Gewohnheit gern überhoben seyn und mir einen Mann wünschen, der eifersüchtig genug wäre, mir es zu verbieten. Allein, Don Roberto ist ein Cavalier, der Lebensart hat und mit der Welt umzugehen weis. Er läßt es gern zu, daß zween gute Freunde von ihm seiner Frau gewogen sind, es fällt ihm aber nicht ein, daß einer dem andern in einer Sache den Vorzug streitig machen will, wo man die Grenzen der hergebrachten adelichen Gebräuche nicht überschreiten darf. Und wo ich noch etwas mehr entdecken sollte, meine Herren, so werde ich mich schon darnach zu richten wissen, und, um dem Fortgang ihrer lächerlichen Ansprüche Einhalt zu

thun,

thun, werde ich eine Art ausfindig machen, sie beyderseits von mir zu entfernen, ohne die Ruhe meines Mannes dadurch zu stöhren. Es kann mir zwar an Geschicklichkeit und an Witze fehlen, munter und aufgeräumt in Gesellschaft zu erscheinen; aber niemals soll mir die nöthige Klugheit mangeln, die Ehre meiner Familie zu behaupten und es einem Jeden bereuen zu lassen, der frech und nachtheilig von mir geurtheilt hat.

Der Graf. Ich weis nicht, Madam, ob ich dergleichen empfindlichen Verweis verdient habe.

Eularia. Derjenige, der ihn am meisten verdient hat, mag ihn sich zueignen.

Marq. Schon gut, schon gut, ich habe ihn verdient; aber lassen sie sich deswegen nicht leid seyn. Damit ihnen also unser Streit wegen des Vorzugs nicht länger beschwerlich falle, so bin ich bereit, allem zu entsagen und mich wegzubegeben.

Achter Auftritt.

Don Roberto und die Vorigen.

Roberto. Da bin ich wieder.

Eularia. Du thust sehr wohl daran. Diese Herren wollen wieder gehen —

Marq. Ja, ich gehe weg, aber der Graf nicht.

Roberto. Der Graf bleibt da? Warum das?

Eularia. Du hast also den Schmuck bekommen; mit ihrer Erlaubniß, meine Herren, ich möchte ihn doch ein wenig sehen.

Roberto. Ich bin nicht bis ins Gewölbe des Juweliers gekommen, weil ich die Donna Rodegon-

da mit ihrem Gesellschafts-Cavalier antraf, da sie gerade auf unser Haus zugehen wollten.

Eularia. Was wollte Donna Rodegonda?

Roberto. Sie erwartet uns bey sich auf eine Schockolate.

Eularia. Werden wir sie also diesen Abend nicht hier sehen?

Roberto. Es ist eine fremde Dame zu ihr gekommen, die uns gern möchte kennen lernen. Laß uns immer hingehen.

Eularia. Weil du es haben willst, so wollen wir immer gehen. Sie werden mir erlauben, meine Herren, daß ich mit meinem Manne hingehe, diese Dame zu besuchen. Ich glaube, sie werden sie auch kennen. Sie ist des Criminalrichters Gemahlin.

Der Graf. Machen sie, was ihnen beliebt.

Marq. Sie können keine bessere Gesellschaft haben, als ihres Gemahls seine.

Roberto. Denken sie denn, daß ich mit meiner Frau gehen werde? Nein, so eine Thorheit begehe ich nicht. Ich gehe nur hin, der Fremden mein Compliment zu machen.

Eularia. Ich werde für mich in meinem Wagen hinfahren.

Roberto. Fahre doch nicht alleine. Diese beyden Cavalier werden wohl so gütig seyn.

Marq. Was mich anbetrift, so verschonen sie mich damit. Der Graf wird sie schon begleiten.

Der Graf. Ich werde mir eine Ehre daraus machen, sie zu bedienen.

Roberto. (Mit dem Grafen allein? Daraus wird nichts.) Nun, Marquis, kommen sie

doch

doch auch mit zur Donna Rodegonda. Sie werden da, wie man mir gesagt hat, eine rechte artige Frau antreffen.

Marqvis. Gut, ich will mit ihnen gehen. Ich will ihnen Gesellschaft zu Fuße leisten.

Roberto. Nein, nein, bedienen sie sich doch des Wagens. Ihrer drey können ganz bequem darinne sitzen.

Marq. Ich bin schon in ihrem Wagen gefahren. Zu dreyen sitzt sichs nicht gut darinne.

Der Graf. Nun gut, Herr Marqvis, so bedienen sie Madam Eularia, und ich will mit Don Roberto zu Fuße gehen.

Marq. Recht gern, ich nehme sie bey ihrem Worte.

Roberto. Nicht doch, Graf, fahren sie auch mit, es wird recht gut angehen. Sie sind klein, im Rücksitze haben sie ja Platz genug.

Eularia. Meine Herren, ich verderbe meine Zeit mit ihrem Complimentiren.

Roberto. Nun frisch nur; lassen sie sichs immer gefallen. (zu Beyden.)

Marq. (Graf, ich komme auch hin, weil es mir Don Roberto aufgetragen hat) (sachte zum Grafen.)

Der Graf. (Sie brauchen sich deswegen nicht bey mir zu rechtfertigen.) Seyn sie so gütig. (Er reicht der Donna Eularia seine Hand.)

Roberto. (Er giebt sehr aufmerksam Acht.)

Eularia. Bemühen sie sich nicht. (zum Grafen, indem sie den Don Roberto ansieht.)

Roberto. Schlag doch die Gefälligkeit dieser beyden Cavalier nicht aus. Nun nur zu, nur zu, so wie es jetzt Mode ist. Einer auf der Seite, der andere auf der

Marq. Hier bin ich auch, Madam. (Der Marqvis und der Graf nehmen die Donna Eularia in die Mitten und führen sie Beyde am Arme.)

Roberto. (Er giebt heimlicher Weise genau Acht.)

Eularia. (Mein Mann zittert und will es doch durchaus so haben.) (Sie geht mit allen Beyden ab.)

Roberto. (Er sieht ihnen nach, bis sie weg sind, hernach ruft er.) Ist keiner da?

Neunter Auftritt.

Don Roberto und Johann.

Johann. Gnädiger Herr.

Roberto. Geh und bediene die Frau. He! Höre! Steig auf die Kutsche, gieb recht Achtung und sage mir alle Worte wieder, die sie geredt haben.

Johann. Alle?

Roberto. Ja, alle.

Johann. Und wenn sie nun das alberne Wort wieder sagten?

Roberto. Was für ein albernes Wort?

Johann. Jalour.

Roberto. Was, jalour? Wer ist jalour? Was sagst du da? (Erzürnt.)

Johann. Nein, nein, ich will es nicht mehr sagen.

Roberto. Aber, was willst du damit sagen? — Doch, lauf nur, geschwind, geschwind, die Kutsche fährt fort. Steig hinten drauf und mache es, wie ich dirs gesagt habe.

Johann. Ich gehe gleich. (geht ab.)

Roberto. O, was für eine verderbte Welt! Welche ausschweifende Moden! Also muß ich, um mich nach der Gewohnheit zu richten, um mich

nicht lächerlich zu machen, alles erdulden, beständig lermen, für Eifersucht umkommen, und mir noch oben drein alle Mühe geben, nicht eifersüchtig zu scheinen. (geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Rodegonda.

Donna Rodegonda, Donna Emilia, hernach ein Kammerdiener.

Rodegonda. Ich hoffe doch, Donna Emilia, daß sie sich einige Zeit in dieser Stadt aufhalten werden.

Emilia. Ich bliebe gern hier, es kömmt aber auf meinen Mann an.

Rodegonda. Er wird uns doch nicht so bald wieder verlassen wollen?

Emilia. Sehen sie nur, er ist eines Processes wegen hergekommen, und von dem hängen alle seine Entschließungen ab.

Rodegonda. Es wird eine desto größere Ehre für mein Haus seyn, je länger es ihnen gefallen wird, hier zu bleiben.

Emilia. Ich nehme ihr gütiges Anerbieten mit vieler Beschämung an, weil ich es nicht verdiene.

Rodegonda. Seyn sie doch so geneigt und setzen sie sich.

Emilia. Ihrem Befehl zu gehorchen, will ich es thun.

Rodegonda. Nun, meine beste Freundin, erlauben sie mir, daß ich nach meiner gewöhnlichen Art mit ihnen umgehen darf, ich meyne, aufrich-

tig, frey und ohne Zwang. Sie sind hier zu Hause. Lassen sie uns also freundschaftlich und offenherzig mit einander leben, weil ich eine abgesagte Feindin von allen Complimenten bin.

Emilia. Das ist ein Antrag, der mir unendlich gefällt. Wer gewohnt ist, auf dem Lande zu leben, wie ich, dem wird es zur Last, wenn er sich mit dem weitläuftigen Gepränge in großen Städten abgeben soll.

Rodegonda. Wie bringen sie denn ihre Zeit bey sich zu? Haben sie gute Gesellschaft?

Emilia. Man geht zwar mit einander um, aber man ist sehr vielem Zwange unterworfen. Wenn einer mehr, als einmal, zu einer Dame ins Haus kömmt, so weis es die ganze Nachbarschaft, man hält sich sehr drüber auf; und wenn ja eine vernünftige Frau Umgang sucht, so kommen die andern nicht zu ihr, weil sie glauben, daß ihnen ihr Umgang Anstoß und Nachtheil an ihrer Ehre zuwege bringt.

Rodegonda. O, was für gute Weiber müssen nicht um ihr Schloß herum wohnen!

Emilia. Gute? Wenn sie nur wissen sollten, was für eine gute Art Weiberchen dort herum wären! Wenn sie nur den Schein meiden, so denken sie, das andere sey alles nichts. Oeffentlich führen sie alle ein exemplarisches Leben; bey sich aber macht eine Jede, was sie will.

Rodegonda. O, wie besser ist es nicht in großen Städten zu leben! Da geht man doch wenigstens öffentlich mit einander um, und es ist nicht nöthig, die Gefahr zu vergrößern, um das Aer-

gerniß zu vermeiden. Bey ihnen werden die Männer auch brav eifersüchtig seyn?

Emilia. Wie die wilden Thiere.

Rodegonda. Und bey uns sind sie es nicht.

Emilia. Ey, was für vortrefliche Lebensart in großen Städten!

Der Kammerdiener. Gnädige Frau, Don Roberto ist da. (zur Donna Rodegonda.)

Rodegonda. Er mag immer herein kommen. (Der Kammerdiener geht ab.) Das ist ein rechter artiger Cavalier, der nur vor wenig Monaten eine schöne Frau genommen hat. (zur Donna Emilia.)

Eilfter Auftritt.

Don Roberto und die Vorigen, hernach der Kammerdiener.

Roberto. Unterthäniger Diener, Mesdames.

Rodegonda. Ihre Dienerin, Don Roberto.

Roberto. Ist meine Frau noch nicht da?

Rodegonda. Wir haben sie noch nicht gesehen.

Roberto. (Sie bleibt mir lange aus.)

Rodegonda. Don Roberto, diese Dame, meine sehr gute Freundin, wird bey mir logiren, und ich werde das Vergnügen haben, sie mit der Donna Eularia bekannt zu machen.

Roberto. Eine Wirkung ihrer Gütigkeit. (Und sie kömmt noch nicht!) Meine Frau wird sich eine Ehre daraus machen, diese Dame kennen zu lernen. (Aber was Teufel macht sie nur, daß sie nicht kömmt?)

Emilia. Donna Rodegonda will mir die Ehre erzeigen, mich ihrer Frau Gemahlin vorzustellen.

Roberto. O, sie wird sich die größte Ehre — (Sie muß einen verteufelten Umweg mit der Kutsche genommen haben.)

Rodegonda. Was fehlt ihnen, Don Roberto?

Roberto. Meine Frau sollte von Rechtswegen schon hier seyn.

Rodegonda. Warum sind sie mit der Donna Eularia nicht zusammen hergekommen?

Roberto. Ich gehe niemals mit meiner Frau.

Rodegonda. Sie sind also nicht eifersüchtig?

Roberto. Nein, diese Krankheit habe ich nicht.

Emilia. Wenn sie bey uns wären, so würden sie sie auch haben, mein Herr.

Roberto. Was? Sind die Männer in ihrem Lande eifersüchtig?

Emilia. Ey, sie sind unerträglich!

Roberto. Hier ist die Eifersucht nicht gebräuchlich. Man muß sich nach des Landes Sitten richten.

Rodegonda. Ist Donna Eularia allein? (zu Don Roberto.)

Roberto. Nein, der Marqvis Ernesto und der Graf Astolfo sind mit ihr gefahren.

Emilia. Sie hat zween Cavalier bey sich in der Kutsche?

Roberto. Ja, Madam; scheint ihnen das so anstößig? Es ist hier der Gebrauch so.

Emilia. Ey, wenn bey uns ein Mann seine Frau mit andern Cavalieren allein lassen sollte!

Roberto. Würde er sie nicht mit ihr gehen lassen?

Emilia. Bewahre der Himmel!

Roberto. Würde man sich aber nicht über sein Bezeigen aufhalten?

Emilia. Ey, man würde sich über ihn aufhalten, wenn er es zugäbe.

Roberto. Mit ihrer Erlaubniß, Madam, wie heißt denn der Ort, wo sie wohnen?

Emilia. Gutschloß.

Roberto. (O, gutes Schloß! O, bestes Schloß! O, allerliebstes Schloß! Aber meine Frau setzet mir Grillen in Kopf.)

Emilia. Wird Donna Eularia diesen Vormittag noch kommen?

Roberto. Wenn sie der Henker nicht geholt hat, so kömmt sie noch.

Emilia. Warum sagen sie das?

Roberto. Ich habe ihr befohlen, daß sie gleich kommen solle, damit man nicht auf sie warten dürfe, und sie kömmt doch nicht. Hören sie doch, Madam, gehorcht man in ihrem Lande einem Manne, wenn er was befiehlt, auch genau?

Emilia. Ey freylich!

Roberto. Hier geht es nicht so. Wie heißt ihr Land?

Emilia. Gutschloß.

Roberto. Wenn zwey oder drey von unsern Weibern dort wohneten, so würde es bald Schlimmschloß heißen.

Der Kammerdiener. Ihro Gnaden, Donna Eularia ist da, mit ein Paar Cavalieren. (zur Donna Rodegonda.)

Rodegonda. Sie sollen nur herein kommen. (zum Kammerdiener.)

Roberto. Mit ein Paar Cavalieren. Zu Gutschloß litte man das nicht. (zur Donna Emilia.)

Emilia. Nein, gewiß nicht.

Roberto. Hier aber geht es an.

Rodegonda. Misfällt es ihnen vielleicht, daß ihre Frau von andern bedient wird? (zu Don Roberto.)

Roberto. Ey nicht doch! Ich habe ja die beyden Cavalier selbst gebeten, daß sie so gütig seyn möchten.

Emilia. Sie haben sie selbst gebeten?

Roberto. Ja, ich selbst, Madam.

Emilia. O, darüber würde man zu Gutschloß lachen.

Roberto. Ein jedes Land hat was Lächerliches.

Zwölfter Auftritt.

Donna Eularia von dem Marqvis und dem Grafen bedient und die Vorigen.

(Sie grüßen sich alle unter einander.)

Eularia. Ihre Dienerin, Donna Rodegonda; und ihnen, Madam, mache ich auch mein Compliment, ob ich gleich die Ehre noch nicht habe, sie zu kennen.

Emilia. Ganz ergebenste Dienerin.

Rodegonda. Diese Dame ist meine gute Freundin, die mir viele Gefälligkeit, während meines Aufenthalts auf dem Lande, bey sich erwiesen hat, und die mir jetzt die Ehre erzeigt, mich hier zu besuchen.

Emilia. Ich hoffe, daß ich durch ihre Vermittelung, diese Ehre gleichfalls haben werde

Rodegonda. Belieben sie sich doch zu setzen. (Donna Emilia setzet sich.) Nun, Donna Eularia, Herr Graf, Herr Marqvis, nehmen sie ihren gehörigen Platz. (Sie setzen sich beyde ganz nahe zur Donna Eularia.) Don Roberto, wollen sie so gütig seyn, und sich zu uns in die Mitten setzen?

Roberto. Ich sitze recht gut da, wenn sie es erlauben wollen. (Er setzet sich der Donna Rodegonda zur Seite, aber nicht zu nahe.)

Marq. Ihr Gemahl fürchtet sich, nahe bey Frauenzimmern zu sitzen. (Sachte zur Donna Eularia.)

Eularia. Mein Mann macht sich aus dergleichen Tändeleyen nicht viel. (Sachte zum Marquis.)

Rodegonda. Don Roberto, warum setzen sie sich so weit von uns?

Roberto. Die Hochachtung, die ich für die Damen habe, erlaubt mir nicht, daß ich mich zu nahe zu ihnen setze und ihnen beschwerlich falle.

Rodegonda. Das ist ein kleiner Eigensinn. Seyn sie so gütig und kommen sie her. Wenn ich ihnen nur mit meinem Reifrocke nicht beschwerlich bin.

Roberto. Damit verschonen sie mich, ich bitte sie recht sehr. Ich weis nicht, wie der Graf und der Marquis den Reifrock meiner Frau auf ihren Knien leiden können, und ich wundere mich, wie Eularia sich so ungeziemend aufführen kann, ihnen so viele Beschwerlichkeit dadurch zu machen.

Eularia. Mein Mann hat Recht. Wir wollen immer ein wenig von einander rücken.

Marq. Ey nicht doch, wir sitzen ja recht gut. (Er hält sie zurück.)

Roberto. Es ist was sehr Wunderliches. Man kann die Füße meiner Frau von den Füßen der Cavalier gar nicht unterscheiden. (Mit einem gezwungenen Lachen.)

Der Graf. Nein, Don Roberto, sie sind in gehöriger Entfernung von einander. (Er rückt weg.)

Roberto. Ih, ich sage es ja nur aus Scherz. (wie oben.)

Marq.

Marq. Glauben sie nicht, mein Freund, daß ich keine Lebensart verstehe. (Er rückt weg.)

Roberto. Ich habe es ja nur zum Spaße gesagt.

Eularia. (Das Ding läuft gewiß nicht gut ab.)

Rodeg. Meine Freundin, so lange sich Donna Emilia hier aufhält, dürfen sie uns nicht verlassen. (zur Donna Eularia.)

Eularia. Ich werde die Ehre haben, ihr zu Gefallen, öfters bey ihnen zu seyn.

Emilia. Ich verdiene so viele Gütigkeit nicht.

Rodeg. Donna Emilia, ich habe eine Dame für sie zur Gesellschaft gefunden, nun müssen sie sich auch einen Cavalier aussuchen.

Marq. Da haben sie gleich den Don Roberto. Er hat sich noch nirgends engagirt. Der kann der Gesellschafts-Cavalier von ihnen werden.

Roberto. In Gutschloß weis man von keinen Gesellschafts-Cavalieren; nicht wahr, Donna Emilia?

Emilia. Das ist wahr, sie sind da gar nicht Mode.

Roberto. Und ich mag die löbliche Gewohnheit ihres Landes auch nicht abschaffen.

Der Graf. Halten sie denn dieß für eine löbliche Gewohnheit, wenn man einsam lebet?

Roberto. Ich habe den Zwang mein Tage für nichts Gutes gehalten.

Marq. Und ich glaube, daß es kein größeres Vergnügen auf der Welt giebt, als in Gesellschaft zu seyn.

Der Graf. Das gute Frauenzimmer! Soll es denn immer eingezogen, verachtet und schüchtern leben?

Roberto. Donna Emilia, wie leben denn die Damen bey ihnen?

Emilia. Wir sind ihrer wenig; aber so wenig wir unserer auch sind, so führen wir doch ein eingezogenes Leben. Gesellschafts-Cavalier sind da nicht Mode —

Roberto. Hören sie es? Gesellschafts-Cavalier sind in Gutschloß nicht Mode. (wie oben.)

Emilia. Man geht bey uns auch in Gesellschaft; aber der Mann kömmt allemal mit seiner Frau; und wehe der Frau, die sich von Jemanden bedienen ließe, der nicht ihr Mann, oder ihr Bruder, oder ihr naher Anverwandter wäre.

Rodegonda. Aber, meine Herren, wollen sie denn immer sprechen, und wir nicht? Donna Eularia, sagen sie doch auch was.

Eularia. Ich sage, daß mir der Aufenthalt in Gutschloß recht wohl gefallen würde.

Emilia. Wenn sie sich einen rechten Begrif davon machen wollen, so steht ihnen mein Haus zu Diensten.

Roberto. (O, das gebe doch der Himmel! Aber Eularia würde sich doch auch einen Anverwandten aufsuchen.)

Marq. Was sagen sie da, Donna Eularia? Eine Dame von so vielen Verstande wollte sich so in ein Schloß verstecken? Ich glaube, daß es Donna Emilia selbst nicht gut heißen würde, und daß sie lieber die schöne Glückseligkeit ihres einsamen Aufenthaltes mit unsern liebenswürdigen Gesellschaften vertauschete.

Eularia. Ich denke vielleicht anders.

Roberto. (Es fehlt niemals an Verführern.)

Der Graf. Hören sie, wenn sie sich auf ein Schloß begeben, so ziehen sie, in weniger als zween Monaten, die halbe Stadt nach sich.

Roberto. (Das fehlte noch.)

Marq. Donna Emilia, berauben sie uns unserer liebsten Dame ja nicht.

Der Graf. Entführen sie uns unsere Donna Eularia bey Leiben nicht.

Roberto. (Es läßt bald, als wenn die Sache sie ganz allein angienge. Nach mir wird gar nichts gefragt.)

Emilia. Ich bin überzeugt, daß sie keinen so schlechten Tausch treffen wird.

Eularia. O, wie gern thät ich es!

Marq. Was ist das für Melancholie? (zur Eularia.)

Der Graf. Was für eine Neuigkeit? Für eine Neuigkeit?

Roberto. (Nun kann ich bald nicht mehr.)

Der Graf. Don Roberto, sagen sie doch auch was darzu. Hören sie nur, was ihrer Frau Gemahlin für traurige Gedanken einfallen.

Roberto. (Er wird böse.)

Marq. Wofern sie wegreisen, so wollen wir sie hier anbinden, hier wollen wir sie anbinden. (Er thut, als wenn er sie anbinden wollte, und nimmt sie bey der Hand.)

Roberto. Nun kann ich nicht mehr. (Er steht auf.)

Rodegonda. Was fehlt ihnen, Don Roberto?

Roberto. Mit ihrer Erlaubniß, ich muß einer nothwendigen Sache wegen weggehen.

Rodegonda. Warten sie doch immer noch ein Wenig.

Roberto. Ich muß gehen. Ich kann mich nicht länger aufhalten.

Eularia. Du wirst wohl zu deiner Tante gehen wollen, um zuzusehen, was sie macht; mit ihrer Erlaubniß, Mesdames, ich will auch mit zu ihr gehen.

Roberto. Nein, nein, bleib du da. Ich will allein hingehen.

Der Graf. Nun, wenn der Mann befiehlt, so muß man gehorchen. Bleiben sie bey uns.

Marq. Hier wollen wir sie anbinden, hier wollen wir sie anbinden. (Er nimmt sie ganz gefällig bey den Händen und hält sie zurück.)

Roberto. Meine Herren, mit ihrer gütigen Erlaubniß.

Eularia. Höre doch —

Roberto. Ich komme wieder her. (Er geht wüthend ab.)

Rodegonda. (Der hat was im Kopfe.)

Eularia. (Der arme Roberto, er steht meinetwegen viele Angst aus, doch ohne mein Verschulden.)

Dreyzehnter Auftritt.

Bediente mit Schockolate und die Vorigen.

Marq. Donna Emilia, trinkt man zu Gutschloß auch Schockolate?

Emilia. Wem sie bekannt ist, der trinkt sie.

Marq. Also kennen sie sie nicht alle?

Emilia. Nein; nur sehr wenige.

Marq. O, was ein Schloß für eine treffliche Sache seyn muß! Wie angenehm für eine vernünftige Dame, wie unsere allerliebste Donna Eularia ist!

Emilia. Es kömmt alles auf die Gewohnheit an.

Eularia. Ich würde mich leicht drein schicken.

Rodegonda. Ganz gewiß; denn Donna Eularia ist eine Frau, die die Einsamkeit liebt.

Der Graf. Ey, Gesellschaft ist ihr lieber, zumal wenn sie nach ihrem Sinne ist.

Marq. Sie kennen die kleine Lose nicht.

Der Graf. Der Marquis kennet sie freylich besser.

Marq. Und der Graf spaßt auch nicht.

Eularia. Nun, lassen sie es einmal gut seyn. Ich glaube, sie haben es Beyde mit einander abgemacht, Uebels zu reden. Was haben wir denn für Vertraulichkeit unter uns, daß sie so frey sprechen? Glauben sie etwann, hier, in Gegenwart einer Dame, die mich nicht kennet, zu verstehen zu geben, daß sie einige Gewalt über meinen Verstand oder über mein Herz haben? Seyn sie versichert, Donna Emilia, daß diese beyden Cavaliere mehr Freunde von meinem Manne, als von mir sind; daß ich ihnen sehr gleichgültig begegne, und daß es heute das Erstemal ist, daß ich sie so albern reden höre; es soll aber auch das Letztemal seyn. Ja, ja, es soll das Letztemal seyn, ich versprecke es ihnen.

Der Graf. Ich bin ganz beschämt. Ich weis nicht, womit ich sie so sehr beleidiget habe.

Marq. Donna Eularia, ich bitte um Verzeihung. Es ist ja ein bloßer Scherz, ein närrischer Einfall. Donna Rodegonda helfen sie mir Vergebung von ihr erbitten.

Rodegonda. Nun, Donna Eularia, ärgern sie sich doch nicht einer solchen Kleinigkeit wegen.

Eularia. Ich ärgere mich nicht.

Rodegonda. Seyn sie doch auf diese beyden armen Cavalier nicht böse.

Eularia. Ich bin auf Niemand böse.

Rodegonda. Nehmen sie sie immer wieder zu Gnaden an.

Eularia. Ich kann sie zu keiner Sache annehmen, wo sie noch nie gewesen sind.

Marq. (Der Graf ist Schuld daran. Der verwünschte Graf!)

Der Graf. (Wenn der Marqvis nicht da wäre, so wollte ich sie bald wieder gut machen.)

Emilia. (O, wenn in Gutschloß so ein Auftritt vorfiele, man redete ein ganzes Jahr davon.)

Vierzehnter Auftritt.

Don Roberto und die Vorigen.

Roberto. (Da sind sie noch. Ich will dem Dinge bald ein Ende machen.)

Rodegonda. Nun, Don Roberto, glücklich wieder da?

Roberto. Ihr gehorsamer Diener allerseits.

Eularia. Wie befindet sich deine Tante?

Roberto. Ich muß sagen — sehr schlecht — sie liegt in letzten Zügen — du thätest nicht übel, wenn du sie noch, vor ihrem Ende, besuchtest.

Eularia. Ganz recht; wir wollen gleich zu ihr gehen. Donna Rodegonda, verzeihen sie. Donna Emilia, ich bin dero Dienerin.

Rodegonda. Diesen Abend werden wir zu ihnen kommen.

Eularia. Sie werden mir eine besondere Ehre erzeigen.

Emilia. Und ich werde auch Theil an dieser Erlaubniß nehmen.

Marq. Und ich habe die Ehre, sie zu begleiten, Madam. (zur D. Eularia.)

Eularia. Vergeben sie mir. Ich glaube nicht, daß es sich schicket, eine Sterbende in Gesellschaft eines, den sie nicht kennet, zu besuchen.

Marq. (Sie ist noch böse.) Verzeihen sie mir. Sie haben Recht.

Der Graf. Ja, Madam, sie haben vollkommen Recht. Bey so einer Gelegenheit muß man allemal mit dem Manne gehen.

Roberto. (Bey so einer Gelegenheit.)

Eular. Komm, Don Roberto. (Sie giebt ihm die Hand.)

Roberto. Donna Emilia, sehen sie, das ist eine Ehe, wie zu Gutschloß. Dort ist es zwar immer so, aber hier nur bey so einer Gelegenheit. Dort sagen sie, daß es gut läßt, und hier lachen sie darüber. (Er geht mit der Donna Eularia ab.)

Marq. Ich will ihnen nun nicht länger beschwerlich fallen, Donna Rodegonda. Madam Emilia, auf glückliches Wiedersehen.

Rodegonda. Seyn sie doch so gütig und besuchen sie uns bisweilen.

Marq. Diesen Abend werde ich die Ehre haben, ihnen meine Aufwartung bey der Donna Eularia zu machen.

Rodegonda. Wagen sie es aber ja nicht, viel mit ihr zu sprechen.

Marq. Sie ärgert sich über jedes Wort, das ich ihr sage. Aber den Herrn Grafen da, den hört sie lieber an. (geht ab.)

Rodegonda. Ist das wahr, Herr Graf?

Der Graf. Der Marquis sagt es wohl, ich kann es aber nicht glauben.

Rodegonda. Ich sehe es schon, sie sind ein Paar Nebenbuhler.

Der Graf. Was das anbetrift, daß wir Nebenbuhler seyn sollten, darum bekümmere ich mich nicht sehr; ich bin schon zufrieden, wenn er mich nicht gar verdränget.

Rodegonda. Ein jeder Liebhaber leidet nicht gern einen andern um sich.

Der Graf. Ich weis wohl, daß ich eine Dame liebe; aber meine Liebe geht nicht bis zur Eifersucht. (geht ab.)

Emilia. (O, was für schöne Sachen! Was für vortrefliche Sachen!)

Rodegonda. Donna Emilia, diesen Abend gehen wir zu dieser Dame in Gesellschaft.

Emilia. Ich werde mit vielen Vergnügen hingehen. (Ich werde wieder was Schönes dort lernen.)

Rodegonda. Seyn sie so gütig und bleiben sie indeß hier auf ihrem Zimmer, weil ich noch verschiedenes im Hause zu bestellen habe. (geht ab.)

Emilia. Brauchen sie ihre Beqvemlichkeit. O, was für schöne Sachen! Was für trefliche Sachen! Eine Frau hat Zween, die sie bedienen. Der Mann leidet es und hat sogar ein Vergnügen daran, daß sie bedient wird. Diejenigen, die sie bedienen, sind unter sich eifersüchtig. Die Frau geht mit ihnen um und schilt sie aus. Sie nehmen damit vorlieb und hoffen nichts. Sie hoffeten nichts? Donna Eularia wird ihnen zwar aus Klugheit nichts zugestehen; und doch soll mich Niemand überreden, daß diese beyden Cavalier nicht auf etwas hoffeten. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Eularia.

Donna Eularia und Don Roberto.

Eularia. Was Donna Emilia für eine artige Frau ist! Sie hat mir, in der That, recht wohl gefallen.

Roberto. Ja, man sieht es gleich, daß sie recht sehr gute Sitten hat. Man muß zugestehen, daß das Frauenzimmer in ihrem Lande nach sehr guten Grundsätzen erzogen werden muß.

Eularia. Diese guten Grundsätze werden überall gelehrt.

Roberto. Man lehrt sie wohl, sie werden aber nicht beobachtet.

Eularia. Don Roberto, du bist misvergnügt. Beunruhiget dich vielleicht etwas?

Roberto. Man kann nicht immer aufgeräumt seyn.

Eularia. Ich sehe dich nun schon eine ziemliche Zeit in einer beständigen Melancholie.

Roberto. Wie lange wäre denn das?

Eularia. Wenn ich dir die Wahrheit gestehen soll, so däucht mir es von der Zeit an zu seyn, da du mich geheirathet hast.

Roberto. Ey nicht doch, du irrest dich. Es kömmt dir nur so vor, weil du mich, vielleicht, seitdem du meine Frau bist, mit andern Augen ansiehest.

Eularia. Auf meiner Seite bin ich noch immer dieselbe, die ich war, ehe ich dich nahm.

Roberto. Also muß ich mich wohl verändert haben.

Eularia. Das könnte leicht seyn.

Roberto. Hast du mir etwann Gelegenheit zu dieser Veränderung gegeben?

Eularia. Ich wüßte es wahrhaftig nicht.

Roberto. Wenn dir aber diese Veränderung mehr in die Augen fällt, als mir, so mußt du wohl Ursache daran seyn.

Eularia. Ich kann mich nicht besinnen, daß ich dir einige Gelegenheit zum Misvergnügen gegeben hätte. Wenn ich in Gesellschaft gehe, wenn ich Besuch bekomme, so bist du Schuld daran —

Roberto. Nun da haben wirs; gleich werden die Besuche, die Gesellschaften aufs Tapet gebracht, als ob ich eifersüchtig wäre.

Eularia. Ich sage ja nicht, daß du eifersüchtig bist, weil du keine Ursache hast, es zu seyn.

Roberto. Ich hätte keine Ursache, es zu seyn?

Eularia. Nein, gewiß nicht. Denn erstlich bin ich nicht schön noch einnehmend genug, um Bewunderer auf mich zu ziehen.

Roberto. Beym Henker! Und wenn eine Aeffinn so viele Teufeleyen um sich herum hätte, so müßten sich andere mit Gewalt in sie verlieben.

Eularia. Ich glaube doch nicht, daß ich mich so übermäßig putze.

Roberto. Ich rede ja nicht von dir. Ich weis, daß du alles, was du thust, nur darum thust, damit du deinem Manne gefallen willst. Ich sage es nur von denen, die andern zu gefallen suchen.

Eularia. Ich thue nichts —

Roberto. Ich rede nicht von dir. Ich sage dir es noch einmal, daß alle meine Worte nicht auf dich gehen, wenn du dir sie aber zueignest, so verdienest du sie auch.

Eularia. Liebster Roberto, wenn du meynst, daß ich mich nicht gut aufführe —

Roberto. Nun, laß uns den Discours bey Seite setzen. Meine Tante befindet sich besser. Ich glaube, daß sie mit ehesten wieder gesund seyn wird.

Eularia. Ja, ja, sie ist fast völlig wieder hergestellt.

Roberto. Wie weist du denn das?

Eularia. Ich habe gestern zu ihr geschickt, und man ließ mir sagen, daß sie das Fieber verlassen hätte.

Roberto. Und heute früh noch lag sie in letzten Zügen.

Eularia. Sie lag in letzten Zügen? Die gute Alte! (Etwas lächelnd.)

Roberto. Was! Und du glaubst es nicht?

Eularia. Ja doch, ja, ich glaube es. (Mit einer lächelnden Mine.)

Roberto. Du lachest über mich. Du glaubest, daß ich dich, unter dem Vorwande mit meiner Tante, der Gesellschaft habe entziehen wollen; du meynest, ich sey eifersüchtig. Verflucht sey doch die Eifersucht! Verwünscht sey der, welcher sagt, daß ich eifersüchtig sey, auch der, der es glaubt, der es ist, und der es nicht ist.

Eularia. Also verwünschest du ja alle Menschen auf der Welt.

Roberto. Nein, mich allein, mich allein.

Eularia. Warum aber?

Roberto. Weil ich ein Narr bin.

Eularia. Sag mir nur, mein lieber Roberto, was dir fehlt?

Roberto. Nichts. Ich überdenke meine eigene Sachen. Ich habe hundert Dinge, die mich beunruhigen. Die Wirthschaftssachen, die Sorge wegen der Bedienten im Hause, meine Processe, eine weitläufige Correspondenz, meine Frau und hundert andere Verdrießlichkeiten.

Eularia. Also macht dich deine Frau auch verdrießlich?

Roberto. Glaubest du denn, daß ich nicht an dich denke?

Eularia. Ich sollte meynen, daß es dir gar keinen Verdruß verursachete, wenn du an mich denkest. Du weist ja, wie sehr ich dich liebe.

Roberto. Nein — es verursachet mir keinen Verdruß.

Eularia. Nun, mein bester Mann, sey hübsch aufgeräumt; nimm deine gewöhnliche Munterkeit wieder an. Laß uns friedlich mit einander leben; laß uns das wenige Gute genießen, das uns das Glück schenket. Ich habe kein anderes Vergnügen, als immer um dich zu seyn. Ich frage sonst nach nichts auf der Welt; und wenn du nicht freundlich und liebreich mit mir sprichst, so bin ich die allerunglücklichste Frau auf dem ganzen Erdboden.

Roberto. (Er seufzet.)

Eularia. Was seufzest du aber?

Roberto. Komm, wir wollen einen Monat auf dem Lande zubringen. Da wollen wir uns unter einander vergnügen und ruhig leben.

Eularia. Ja, da werden wir uns recht wohl befinden. Wir werden nur ein ganz kleines Gesellschaftchen haben. Der Medicus wird uns besuchen und auch der Gerichtshalter.

Roberto. Ich verlange keine Medicos, ich mag keine Gerichtshalter; ich will Niemanden zur Gesellschaft.

Eularia. Gut, so bleiben wir für uns.

Roberto. Es läßt bald, als wenn du gar nicht ohne Gesellschaft leben könntest.

Eularia. Das sind aber Leute, die von uns dependiren.

Roberto. Hast du denn nicht gesagt, daß du ganz allein bey mir bleiben wolltest?

Eularia. Ja, ich habe es gesagt, und sage es auch noch.

Roberto. Recht so, laß uns fein alle Beyde alleine bleiben. Einen ganzen Monat alle Beyde allein. Wenigstens einen Monat; wenigstens einen Monat.

Eularia. Nur einen Monat? Beständig, beständig, so lange du willst.

Zweyter Auftritt.

Johann und die Vorigen.

Johann. Madam, ein Bedienter vom Marqvis Ernesto —

Roberto. (Nun geht meine Plage wieder an.)

Eularia. Was will der?

Johann. Er bringt ihnen ein Präsent.

Roberto. (Ein Präsent?) Ein Präsent?

Eularia. Saget ihm, daß ich mich bedanken ließ, und daß ich keine Geschenke annähme.

Roberto. Warte. Man sollte es gewiß nicht annehmen; was wird aber Marquis darzu sagen, mit dem wir so viele Jahre als gute Freunde gelebt haben? Was wird er sagen, wenn wir sein Geschenk ausschlagen? Er wird eines von beyden sagen: Entweder, daß du nicht zu leben weist, oder daß ich eifersüchtig geworden bin.

Eularia. Die Freundschaft, die ihr beyde unter einander habt, die geht mich nichts an. Wenn ich es ausschlage, so beleidigest du ihn nicht. Von mir laß ihn urtheilen, was er will.

Roberto. Nein, Eularia, ich will, daß keines von uns beyden eine schlechte Rolle spielen soll. Wir wollen doch sehen, was es für ein Präsent ist. Laß den Bedienten nur herein kommen. (Johann geht ab.)

Eularia. (Wenn er alles wüßte, so würde er keine Geschenke annehmen.)

Roberto. (Ich will mich durchaus nicht lächerlich machen.)

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter, Johann und die Vorigen.

Der Bediente. Unterthäniger Diener, Ihro Gnaden. Mein Herr läßt sich der gnädigen Donna Eularia unterthänigst empfehlen und um Vergebung bitten, daß er sich die Freyheit genommen hat, ihr ein Paar Birn aus seinem Garten zu schicken.

Roberto. (Ha, ha. Das Präsent kostet fein nicht viel.)

Eularia. Sag er seinem Herrn wieder, daß Don Roberto und ich uns vielmal bedanken ließen, und daß wir ihn bäten, daß er dafür einige römische Trüffeln von uns annehmen möchte. He! Nehmet die Birn aus dieser Schüssel und legt zehen Pfund Trüffeln, die in der Speisekammer sind, dafür hinein. (zum Johann.) Bist du es zufrieden, Don Roberto?

Roberto. Ja, mache, was du willst.

Eularia. Da, mein Freund, da hat er auch etwas.
(Sie giebt dem Bedienten ein Trinkgeld.)

Der Bediente. Ich danke Ihro Gnaden unterthänig. (geht ab.)

Roberto. (Sie schickt ihm Trüffeln! Wenn nur kein Geheimniß dahinter steckt!)

Eularia. Auf diese Art sind wir ihm keine Verbindlichkeit schuldig; denn wenn der Marquis sehen wird, daß wir ihm gleich wieder ein Präsent machen, das mehr werth ist, als das Seine, so wird er leicht abnehmen können, daß wir keine Geschenke von ihm haben wollen.

Roberto. Ja, ja, so ist es schon recht. Er kann doch nun nicht sagen, daß du seine Höflichkeit verschmähet hast, wenn du ihm durch ein besseres Präsent deinen Gefallen an dem Seinigen zu verstehen giebst.

Eularia. Nun legst du eine Sache gleich wieder falsch aus, die du doch vorher billigtest.

Roberto. So willst du vielleicht, daß ich dasjenige misbillige, was dir deine Klugheit zu thun befohlen hat? (zornig.)

Eularia. Man weis nicht mehr, wie man mit dir auskommen soll.

Roberto. Um Vergebung. Ich bin bisweilen ein verdrießlicher Mann. Ich gestehe es selbst.

Eularia. Du marterst mich auch wahrhaftig beständig.

Roberto. Schon gut. Ich sage nichts mehr.

Vierter Auftritt.

Johann mit den Birn in einem Körbchen.

Johann. Da sind die Birn. Wo soll ich sie hinlegen?

Eularia. Ich glaube doch nicht, daß ich dir Ursache gebe, verdrießlich zu seyn.

Roberto. Ey, ich muß dir auch wohl recht viel Verdruß machen!

Johann. Wo befehlen sie denn, daß ich sie —

Roberto. Fort damit, Narr.

Johann. (Er setzet das Körbchen furchtsam auf den Tisch.) (Ich hätte besser gethan, wenn ich sie gegessen hätte.) (geht ab.)

Roberto. Was für schöne Birn!

Eularia. So lange ich deine Frau bin, habe ich noch keine gute Stunde bey dir gehabt.

Roberto. Sie sind von Spalieren.

Eularia. Es scheint, als wollte dich es gereuen, daß du mich genommen hast.

Roberto. O, was für schöne Birn! Was für schöne Birn! (Indem er mit den Zähnen knirschet.)

Eularia. Immer Wortstreit, immer Vorwürfe, immer Verdacht.

Roberto. O, was für schöne Birn! Was für schöne Birn! (Indem er verschiedene zum Fenster hinaus wirft.)

Eularia. Nun, da haben wir es. Jetzt bist du böse, und man weis nicht worüber.

Roberto. Und man weis nicht, worüber. (Er wirft noch Birn weg.)

Eularia. Ach, ich sterbe noch. (Sie weint.)

Roberto. Nun, was ist es? Was giebt es? (Mit einer Birn in der Hand.)

Eularia. Ich bitte dich, laß mich nur gehen. (weinend.)

Roberto. Ho, ho! (Aus Bosheit beißt er ein Stück von der Birn ab.)

Eularia. Wenn nur mein Leben zu Ende wäre, dann würdest du froh seyn. (weinend.)

Roberto. Verwünscht seyn die Birn! Verwünscht sey der, der sie geschickt hat. (Er schmeißt die Birn weg, die er in der Hand hat.)

Eularia. Stille doch, Colombina kömmt.

Roberto. Du bringst mich noch in Verzweifelung.

Eularia. Sey nur vernünftig. Laß dir doch vor dem Gesinde nichts merken, wenn wir nicht in der ganzen Stadt lächerlich werden wollen.

Fünfter Auftritt.

Colombina und die Vorigen.

Colombina. Gnädige Frau, da habe ich ein Halsband nach meiner eigenen Erfindung gemacht. Seyn sie doch so gnädig, und probiren sie es einmal.

Eularia. Jetzt habe ich keine Lust darzu.

Colomb. Sehen sie es doch wenigstens nur an.

Roberto. (Das sind nun die großen Beschäftigungen des Frauenzimmers. Hauben, Manschetten, Halsbänder. Und warum das alles? Um schön zu seyn.)

Eularia. Es gefällt mir nicht übel; es ist recht hübsch.

Roberto. (Das Weibsvolk verliebt sich gleich in alles.)

Colomb. Ich habe einer fremden Dame beynahe eben ein solches tragen sehen, das Jedermann bewunderte.

Roberto. Das Jedermann bewunderte?

Colomb. Aber dieses ist weit schöner.

Eularia. Was meynest du, Don Roberto, gefällt es dir?

Roberto. Ich meyne, daß es ein schlechter Bettel ist.

Colomb. Ey, wie können sie das sagen, gnädiger Herr?

Roberto. Ja, ich sage es, es ist ein schlechter Bettel. Siehest du denn nicht, daß es viel zu schmal ist? Die Halsbänder werden deswegen gemacht, daß sie bedecken, daß sie warm halten sollen. Was kann denn aber ein Halsband bedecken, das nur einen Finger breit ist? Meine Frau wird noch erfrieren; es ist nicht für sie, es ist nicht für sie.

Colomb. Denken sie, daß es nicht genug bedeckt?

Roberto. Nun, fort nur hier.

Eularia. Die Wahrheit zu gestehen, das Halsband ist sehr schön.

Roberto. Es gefällt dir?

Colomb. Wenn sie es um den Hals thun werden, so werden sie noch einmal so schön aussehen.

Roberto. Verflucht! (Er nimmt das Halsband und zerreißt es.)

Colombina. (Ey! Was für ein verteufelter Mann!)

Eularia. Fort, es gefällt dem Don Roberto nicht; er ist von gutem Geschmack, und das Halsband ist nicht gut gemacht.

Colomb. Ja, ja! Es ist nicht gut gemacht! Sie sagen nur so, aus Furcht vor ihm. Es hat mich so viele Mühe gekostet.

Roberto. Komm her. Da hast du einen Thaler.

Colomb. Einen Thaler?

Roberto. Ja, für die Mühe, die du damit gehabt hast.

Colomb. Nun, nu, wenn das ist, so mag es gut seyn. Hören sie nur, wenn ich noch was an mir habe, das sie gern zerreißen möchten, so steht es bey ihnen. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Don Roberto, Donna Eularia, hernach Johann.

Eularia. Es ist mir lieb, daß du das arme Kammermädchen befriediget hast. Wahrhaftig, Don Roberto, bisweilen bist du recht liebenswürdig —

Roberto. Und bisweilen unerträglich.

Eularia. Mannichmal bist du etwas ausschweifend.

Roberto. Ja, ja, das weis ich selber.

Johann. Gnädige Frau.

Eularia. Was wollt ihr?

Johann. Hier ist ein Handbriefchen —

Roberto. Ein Handbriefchen? Von wem?

Johann. Von dem Marqvis Ernesto.

Roberto. Ein Handbriefchen von dem Marqvis Ernesto? Laß es doch sehen. *A Madame,*

Mada-

Madame — Es ist an dich, da hast du es.
(Er giebt es der Donna Eularia mit Verdruß.)

Eularia. Mache es doch auf.

Roberto. Ich bekümmere mich nicht um eure Sachen.

Eularia. Mache es auf, oder ich schicke es ihm wieder, wie es da ist.

Roberto. Nun, nun, fahre nur nicht auf, ich will es eröfnen. Erlaubest du mir es? (Spöttisch.)

Eularia. O, martere mich nur nicht.

Roberto. Wir wollen doch hören, was der Herr Marqvis schreibt. Geh weg da. (zu Johann.)

Johann. (Ich werde an der Thür horchen.) (Er geht ab und kömmt hernach wieder.)

Roberto. Madam, ich weis die Ursache nicht, warum sie mir so übel begegnen. Höreſt du es? Man muß ihm besser begegnen. Da ich vor ihrem Hause vorbey gieng, warfen sie mit den Birn, die ich ihnen geschickt hatte, aus dem Fenster nach mir, wovon mir eine mein Auge beschädiget hat. O, der Teufel! Was habe ich doch gemacht!

Eularia. Sieheſt du nun, was aus deinem Wüthen und Toben heraus kömmt?

Roberto. O, das thut mir gewaltig leid. Was wird er von dir sagen? Was wird er von mir denken? Wir wollen doch hören, was er weiter schreibt. Sie haben nicht Ursache, sich über mich zu beschweren; da sie eine rechtschaffene Dame sind, so habe ich mich auch jederzeit mit der größten Bescheidenheit gegen sie aufgeführt. Ja, der Marqvis ist ein braver Cavalier. Und du bist eine vernünftige

Frau. (Und ich bin ein dummer Teufel.) Weil aber die Beleidigung, die sie mir angethan, nicht gleichgültig ist, so soll mir Don Roberto Rechenschaft davon geben. Siehst du, da kriege ich noch Händel der verfluchten Birn wegen. Ist keiner da?

Johann. Gnädiger Herr.

Roberto. Trage mir die Birn weg.

Johann. Wohin?

Roberto. Trage sie weg, sage ich.

Johann. Aber wohin denn?

Roberto. Wohin du willst.

Johann. (Wenn ich mich dießmal nicht zu Todte ärgere, so geschiehet es mein Tage nicht.) (Er trägt die Birn weg.)

Eularia. Ah! Es thut mir recht leid, daß du einer so nichtswürdigen Sache wegen Verdruß kriegest.

Roberto. Wenn ich mit dem Marqvis zusammen komme, so müssen wir uns schlagen.

Eularia. O, mein lieber Mann, wenn du mich lieb hast, so thue es ja nicht.

Roberto. Wenn er mich heraus fodert, so muß ich kommen.

Eularia. Und deine Ehre? Und dein guter Name? Rechnest du das für nichts? Entweder man wird sagen, daß ich ihm den Schimpf angethan habe, oder daß du es gewesen bist. Giebt man mir es Schuld, so wird man mich für eine leichtsinnige halten; glaubt man aber, daß du es gethan hast, so wird man dich überall für eifersüchtig ausschreyen.

Roberto. Ich bin nicht eifersüchtig.

Eularia. Es ist nicht genug, daß man es nicht ist. Man muß es auch nicht einmal zu seyn scheinen.

Roberto. Ja, du hast Recht. Ich will zum Marqvis gehen, und will mit ihm reden.

Eularia. Aber was willst du ihm denn sagen?

Roberto. Ich will ihm sagen — Ey, ich will ihm sagen, daß ich nichts von der Sache weis; ich werde ihn zu dir schicken.

Eularia. Warum willst du ihn aber zu mir schicken?

Roberto. Aus doppelten Ursachen. Erstlich, wenn ich ihn zu dir schicke, so kann er nicht sagen, daß die Beleidigung von mir herkömmt, und er kann auch nicht vermuthen, daß ich eifersüchtig sey. Zum andern, weil es dir viel leichter fallen wird, eine Entschuldigung zu finden.

Eularia. Was für eine Entschuldigung soll ich denn vorwenden?

Roberto. Eine Dame mag zur Entschuldigung anführen, was sie will, so muß ein Cavalier damit zufrieden seyn.

Eularia. Wir wollen lieber einen andern Vorwand ausfinnen, damit ich der Beschwerlichkeit seines Besuchs entübriget seyn kann.

Roberto. Das ist eine Sache, die man nun nicht anders machen kann.

Eularia. So sey du wenigstens nur auch dabey.

Roberto. Was soll ich denn aber dabey? Warum denn ich? Ach, ja, ja, nun verstehe ich dich. Du hast einmal die Grille im Kopfe, daß ich eifersüchtig sey. Aber, beym Henker! Du machest, daß ich noch närrisch werde, wenn du das von mir denkest. Ich werde den Marqvis herschicken,

nimm ihn an, und mache mich nicht tolle. (Ich werde sie doch nicht lange alleine beysammen lassen.) (geht ab.)

Eularia. Der Marqvis Ernesto mag nur kommen. Ich werde die Sache, Wohlstands halben, schon zu schlichten wissen; ich will aber auch zugleich ein Mittel ausfindig zu machen suchen, daß er niemals wieder zu mir kömmt. Ich kenne die Schwachheit meines Mannes. Sie fällt mir sehr zur Last. Da wir nun aber einmal mit einander leben sollen, so muß ich Mitleiden und Nachsicht mit ihm haben, und ihn zu befriedigen suchen. Er ist eifersüchtig, und das ist ein Zeichen, daß er mich liebt; er thut, als wenn er es nicht wäre, welches ein Merkmaal ist, daß er den Tadel der Welt scheuet. Nun ist meine Pflicht, daß ich seine Liebe gegen mich beständig beyzubehalten suche und ihn dem Gelächter nicht aussetze. Wie werde ich das aber anfangen? Das Unternehmen scheint sehr schwer zu seyn. Wo finde ich Jemanden, der mir in dieser Sache rathen könnte? Nichts, als die Klugheit, kann mir hierinne behülflich seyn; und wenn ich es so weit bringe, daß ich das unruhige Gemüthe meines Mannes besänftige, daß ich mich seiner Liebe versichere, ohne daß er an der Meinigen zweifelt; so kann ich mir alsdann schmeicheln, daß ich für eine glückliche, für eine vergnügte, und vielleicht, vielleicht, es sey ohne Eitelkeit, und ohne Stolz gesagt, auch wohl für eine vernünftige Frau passiren kann. (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Ein anderes Zimmer.

Colombina und Johann mit den Birn.

Colombina. Und er will sie alle behalten? Alle, ganz allein?

Johann. Nicht doch, da hat sie ihrer auch ein Paar. (Er giebt ihr ein Paar.) Ey! Was sie für jaloue Hände hat.

Colomb. Ja, jaloue. (Lachend.)

Johann. Das muß doch in der That ein recht garstiges Wort seyn. Alle schelten auf mich los, wenn ich es sage.

Colomb. Wenn er deswegen ausgescholten wird, so sage er es lieber nicht mehr.

Johann. Wenn ich es nicht mehr sagen soll, so erkläre sie mir es auch, was es heißt.

Colomb. Ja, warte er nur ein Bischen, ich werde es ihm gleich sagen. (Spöttisch.)

Johann. Nun, so sage ich es immerfort, und will noch darzu setzen, daß mir es Colombina gelernt hat.

Colomb. Er ist ein einfältiger Pursche, der keinen Verstand hat.

Johann. Nun, was heißt denn jalour? Ich muß es wissen.

Colomb. (Er macht mich zu lachen.) Es bedeutet einen, der einen Verdacht auf seine Frau hat, daß sie ihm krumme Dinger aufsetzet. Hat er es nun verstanden?

Johann. Was heißt denn das, krumme Dinger?

Colomb. (Ich vermuthete mir es gleich.) Das heißt, so verblümter Weise, Complimente.

Johann. O, nun verstehe ich es.

Colomb. Dergleichen Sachen schicken sich aber nicht für ihn. Er ist noch zu jung.

Johann. Sie scheinen mir eben nicht allzuschwer zu seyn; ich habe sie ja gleich gefaßt.

Achter Auftritt.

Donna Eularia und die Vorigen.

Eularia. Hier wird nun beständig geplappert und aufs Vorzimmer giebt Niemand Achtung. Es sind Leute drinnen, die hin und hergehen, und keines sieht zu, wer es ist.

Johann. Ich will gleich hingehen. (Er geht ab und kömmt drauf wieder.)

Eularia. Meine liebe Colombina, ich bin recht wohl mit dir zufrieden. Nur das Einzige gefällt mir nicht an dir, daß du immer mit den Bedienten haselirst.

Colomb. Johann ist ja noch ein ganz kleines Pürschgen —

Eularia. Er ist noch ein junger Pursche, das ist wahr; er ist aber immer lieber mit dem Frauenzimmer in Gesellschaft, als mit Mannspersonen.

Johann. Gnädige Frau.

Eularia. Was giebts?

Johann. Der Herr Marquis Ernesto möchte ihnen gern krumme Dinger machen.

Eularia. Was?

Colomb. Stille!

Eularia. Was saget ihr?

Johann. Der Herr Marqvis ist da, seine krummen Dinger zu machen.

Eularia. Ach, ums Himmels Willen! Was höre ich?

Colomb. (Verwünscht seyest du doch!)

Eularia. Wer hat euch diese Worte gelehrt?

Johann. Colombina.

Eularia. Colombina! (Indem sie sie ansieht.)

Colomb. Krumme Dinger sind, seiner Meynung nach, Complimente. Nicht wahr?

Johann. Ja, gnädige Frau, Complimente, ich sage es aber nur so, verblümter Weise, wie mir es Colombina gelernt hat.

Eularia. Nun so gehet nur, und saget, daß der Marqvis hereinkommen soll. (Johann geht ab.) Meine gute Colombina, Johann glaubt zwar, daß krumme Dinger Complimente heißen; wer heißt dir aber, dergleichen Discurse aufs Tapet bringen?

Colomb. Ich thue es nur darum, gnädige Frau — weil Johann gern plaudert und ich nicht weis, was ich mit ihm sprechen soll.

Eularia. Nimm dich in Acht, und mache nicht, daß ich dich aus dem Hause jage.

Colomb. Ums Himmels willen, gnädige Frau —

Eularia. Nun, es ist gut; ich habe jetzt nicht Zeit, mich mit dergleichen Dingen abzugeben, ich will aber schon dahinter kommen, und wenn ein Geheimniß darunter verborgen steckt, so werde ich es nicht für gut hingehen lassen.

Colomb. Glauben sie mir nur.

Eularia. Geh fort.

Colomb. (Das hat man davon, wenn man mit kleinen Jungen umgeht. Lieber mit erwachsenen Mannspersonen.) (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Donna Eularia allein.

Ich befürchte immer, daß, so sehr mein Mann seine Eifersucht zu verbergen sucht, das Gesinde schon dahinter gekommen ist; und da man immer das Schlimmste glaubt, so ist nichts leichter, als daß man des Don Roberto Eifersucht für gegründet und meine Aufführung für tadelhaft hält. Eine völlige Aenderung ist höchstnothwendig, sowohl im Hause, als bey dem Gesinde und in dem Herzen meines verblendeten Mannes.

Zehnter Auftritt.

Der Marquis und die Vorige, hernach Johann.

Marq. Madam, ich mache ihnen mein unterthäniges Compliment.

Eularia. Mein Herr, verzeihen sie den ohngefähren Zufall —

Marq. Es ist gut, wir wollen nicht davon sprechen. Die Ehre, die sie mir erzeigen, daß sie mich ihrer Rechtfertigung würdig halten, hebt alle Verdrießlichkeit auf; und ich werde nicht zugeben, daß mich eine Dame um Vergebung bittet.

Eularia. Ich bin von ihrer Gütigkeit schon überzeuget; erlauben sie mir aber nur noch, daß ich ihnen den Vorfall von der ganzen Sache erzähle.

Marq.

Marq. Es wird von ungefähr gekommen seyn.

Eularia. Ja, der kleine Bediente hat es gethan. Er fand, daß einige von den Birn gar zu reif waren, die hielt er für faul und warf sie zum Fenster hinaus. Der kleine unvorsichtige Pursche ist also Schuld daran.

Johann. Es ist nicht andem, Herr Marqvis, ich bin nicht Schuld daran. Der Herr ist es gewesen.

Eularia. Willst du fort gehen, du Einfältiger —

Johann. Der Herr hat es gethan; der hat sie hinaus geworfen, ich nicht.

Marq. Don Roberto?

Eularia. Hören sie doch nicht auf ihn. Willst du fort.

Johann. Ja, und er sagte auch noch darzu: Verflucht sind die Birn, und der auch, der sie —

Eularia. Unverschämter Junge. (Sie giebt ihm eine Ohrfeige.) Ist Niemand da?

Eilfter Auftritt.

Ein Bedienter und die Vorigen.

Eularia. Bringt mir den fort. Er soll mir nicht mehr ins Vorzimmer kommen.

Johann. Ja, sie kann auch sonst nichts anders, als Maulschellen geben und krumme Dinger machen. (Er geht mit dem Bedienten ab.)

Eularia. (Es soll mir mein Tage kein Junge mehr ins Haus kommen. Morgen soll er fort.)

Marq. (Es kömmt mir bald vor, als wenn es Verdrießlichkeiten gegeben hätte.)

Eularia. Der einfältige Junge bringet mich ganz in Wuth.

Marq. Aergern sie sich doch nicht darüber. Ich glaube ihnen alles, was sie sagen.

Eularia. Hören sie nur, wie die Sache war; eine Birn war wirklich faul, und die schmiß mein Mann zum Fenster hinaus.

Marq. (Und das wird die wohl seyn, die mich getroffen hat.) Madam, es thut mir sehr leid, daß ich ihnen Unbeqvemlichkeiten verursache.

Eularia. O, ich stehe gern. Ich habe bisher gesessen, und das Stehen fällt mir nicht beschwerlich. (Desto eher wird er wieder fortgehen.)

Marq. Was sagen sie, Donna Eularia, von der Dame, die aus ihrem Schlosse gekommen ist? Es kömmt ihr vor, als wenn sie in einer ganz neuen Welt wäre.

Eularia. Eine vernünftige Frau lernt sich in alles schicken.

Marq. Scheint sie ihnen denn so vernünftig zu seyn?

Eularia. Vier und viere machen achte und noch viere darzu, zwölfe. (Als wenn sie etwas ausrechnete.)

Marq. Rechnen sie, Madam?

Eularia. Vergeben sie mir, ich bin etwas zerstreuet wegen eines Kleides, das ich mir will besetzen lassen. (Nun sollte er doch wohl gehen.)

Marq. Was Rechnungen anbetrift und auch den guten Geschmack in Besetzung eines Kleides, darinne gebe ich keinem etwas nach. Seyn sie nur so gnädig und entdecken sie mir ihre Gedanken.

Eularia. Die Sache ist schon geschehen und der Schneider wartet eben auf mich, mir diese Robbe ronde anzuprobiren.

Marq. Lassen sie ihn hereinkommen; kehren sie sich an mich nicht.

Eularia. Ey, verzeihen sie mir, ich weis meine Schuldigkeit zu beobachten.

Marq. O, das wundert mich. Das sind unnöthige Complimente. Ich will den Schneider gleich selbst hereinrufen.

Eularia. Nein, nein, bleiben sie da. Ich bin nicht gewohnt, mich in Gegenwart eines Cavaliers aus und anzuziehen.

Marq. Das ist aber eine Sache, die sehr oft geschiehet, und es geht fast kein Tag vorbey, da ich nicht die Ehre habe, eine Schnürbrust zuzuschnüren.

Eularia. Wohl bekomme es ihnen. Bey mir werden sie gewiß nichts zuzuschnüren kriegen.

Marq. Sie sind ein wenig eigensinnig; aber, ums Himmels Willen, lassen sie doch den armen Schneider nicht so lange warten.

Eularia. Wollten sie mir nicht die Gefälligkeit erzeigen und mir meine Robbe ronde, ohne mir Zwang ihrentwegen anzuthun, anprobiren lassen?

Marq. Glauben sie denn, daß sie sich meinetwegen Zwang anthun müssen?

Eularia. Ich mache es gegen alle Mannespersonen so.

Marq. Gegen andere können sie es wohl thun, aber nur gegen mich nicht.

Eularia. Bisweilen zwinge ich mich sogar in Gegenwart meines Mannes.

Zwölfter Auftritt.

Ein Bedienter, hernach der Graf und die Vorigen.

Der Bediente. Gnädige Frau, der Herr Graf Astolfo ist da, seine Aufwartung zu machen.

Eularia.

Eularia. (O weh! Wieder ein neuer Verdruß.)

Marq. Donna Eularia, wenn sie den Grafen annehmen, so können sie ihre Robbe ronde nicht anprobiren.

Eularia. (Wenn ich ihn nicht annehme und er weis, daß der Marqvis da ist, so kriegt er übele Gedanken.)

Marq. (Ich wollte, daß sie ihn nicht annähme.) Madam, fertigen sie ihren Schneider ab und lassen sie dem Grafen sagen, daß sie zu thun hätten. Ich will alsdann gleich auch weggehen und sie in völliger Freyheit lassen.

Eularia. Verzeihen sie mir, Herr Marqvis, sie brauchen mir es nicht zu lernen, wie ich Besuche annehmen oder abschlagen soll. Sagt dem Grafen, daß er hereinkommen möchte. (Der Bediente geht ab.)

Marq. Aber der Schneider —

Eularia. Setzen sie sich.

Marq. Nun, da der Graf kömmt, fällt ihnen das Sitzen ein.

Eularia. Wenn ich sie bitte, sich niederzulassen, so können sie ja nicht sagen, daß das Compliment den Grafen angehet.

Marq. Schon gut; ihre Gnade ist mir zu allen Zeiten, und auf alle Art schätzbar. (Der Graf ist meine Marter.)

Der Graf. Unterthäniger Diener, Donna Eularia; mein Freund, ich bin ihr Diener. (Der Marqvis danket ihm.)

Eularia. Setzen sie sich doch. (Der Graf setzet sich.)

Marq. (Ja, ja, da haben wirs; der Graf findet seinen Stuhl gleich bereit, und ich habe eine halbe Stunde stehen müssen.)

Der Graf. Nun, was ist ihr Zeitvertreib, Donna Eularia?

Marq. Der Schneider ist da und wartet auf sie. Sie will eine Robbe ronde anprobiren, deswegen glaube ich, daß wir am besten thun, wenn wir weggehen.

Der Graf. Ich gehe den Augenblick wieder fort, wenn mir es befohlen wird.

Eularia. So unhöflich bin ich nicht, daß ich sie gleich wieder fortschicken sollte.

Marq. Nein, nein, sie schickt sie nicht fort, es ist nicht mehr so nothwendig mit dem Schneider. Das geschahe nur, wie ich allein da war.

Eularia. Herr Marqvis, sie sprechen gar zu anzüglich.

Marq. Ich glaube nicht, daß ich sie damit beleidige. Ist es denn nicht andem, daß sie vorhin ihre Robbe ronde gleich anprobiren wollten?

Eularia. Das ist wahr.

Marq. Und nun, da der Graf gekommen ist, wird gar nicht mehr an die Robbe ronde gedacht.

Eularia. Ich denke wohl daran; aber ich weis auch, was sich geziemet.

Marq. Freylich, der Graf verdient etwas mehr Hochachtung.

Der Graf. Marqvis, bisher habe ich diese Dame antworten lassen, die ihnen auch recht gut geantwortet hat; jetzt aber, da sie sich in ihrer Unterredung über mich lustig zu machen gedenken, sage ich ihnen, daß ich der besondern Achtung dieser Dame nicht werth bin, sie sind aber nicht vermögend, mir Hinderniße in Weg zu legen, sie zu erlangen.

Marq. Ja, sie sind schon im völligen Besitz derselben, und haben keine Nebenbuhler zu befürchten.

Eularia. Es geht wieder da an, wo wir aufgehört haben. Marqvis, sie zwingen mich zu einer Entschließung, die ihnen vielleicht unangenehm seyn wird.

Marq. Nun fällt ihr ganzer Zorn auf mich.

Eularia. Mein Zorn betrift allemal den, der die Gelegenheit darzu gegeben hat.

Marq. Graf, Graf, wir werden von der Sache weiter sprechen. (mit einer drohenden Mine.)

Der Graf. Marqvis, Marqvis, sie jagen mir keine Furcht ein.

Eularia. Ey, vergessen sie doch nicht, wo sie sind.

Marq. Ich bitte sie um Verzeihung.

Eularia. Sie sind gar zu hitzig, Herr Marqvis.

Marq. Ich habe freylich nicht so viel kaltes Blut, wie der Graf.

Der Graf. Aber hören sie nur, Donna Eularia, er beschimpft mich ja.

Eularia. In Gegenwart einer Dame muß man sich nicht so aufführen. (zum Marqvis.)

Marq. Gut, ich will ihnen gleich die Gelegenheit benehmen, mir Verweise zu geben. Graf, wir sprechen uns. (Er steht auf.)

Der Graf. Ja, ja, wir werden uns schon sprechen. (Er steht auf.)

Eularia. Ums Himmels Willen, bleiben sie doch da. Sie wollen sich schlagen, ich merke es schon. Was wird die Welt darzu sagen, wenn sie die Ursache ihres Streites erfährt? So wenig achten sie meine

Ehre,

Ehre, daß ihnen nichts daran liegt, sie einer so schlechten Ursache willen in Gefahr zu setzen? Worinne können sie sich über mich beklagen? Welchen von ihnen habe ich beleidiget? Und sie wollen mich, ohne meine Schuld, eine so große Strafe empfinden lassen? Soll eine Dame, ihres Zankes willen, ihrer Thorheiten wegen, so gemishandelt werden? Ein Jeder, der ihren Zweykampf erfahren wird, muß sagen, zween eifersüchtige Nebenbuhler haben sich um die Donna Eularia geschlagen. Wer wird aber die Vertheidigung über sich nehmen, daß sich Donna Eularia, weder mit dem Einen noch mit dem Andern eingelassen hat? Denken sie besser an ihre Pflicht, an meine Ehre und an den Charakter, den sie führen. Gehen sie etwas behutsamer und halten sie mehr auf den Namen eines Cavaliers.

Der Graf. Der Donna Eularia wegen will ich alles vergessen.

Marq. Ich will meinen Zorn aufopfern, ob gleich dieses Opfer nicht gut aufgenommen werden möchte.

Eularia. Nun freue ich mich, da ich ihren Zorn gestillet sehe. Sie sind nun wieder Freunde, seyn sie es auch künftighin. Wenn sie meinetwegen wieder Streit bekommen sollten, so glauben sie ja beyderseits, daß ich nicht Ursache darzu gegeben habe. Ich weis, mit wem ich spreche; ich brauche mich nicht deutlicher zu erklären. Mit ihrer Erlaubniß, meine Herren, der Schneider wartet auf mich. (geht ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Der Marquis und der Graf.

Marq. Mein guter Graf, ich will jetzt ganz gelassen, ohne alle Hitze, mit ihnen sprechen. Sagen sie mir doch, was sie sich in Kopf gesetzet haben, daß sie mich in meiner Ruhe stören?

Der Graf. Ich störete sie in ihrer Ruhe? Wie so?

Marq. Sie wissen, daß ich von dem ersten Tage an, da Don Roberto die Donna Eularia heirathete, die Ehre hatte, sie zu bedienen, und nun kommen sie und suchen mich auszustechen.

Der Graf. Ich bin ein guter Freund von Don Roberto, wie sie. Ich bediene die Donna Eularia, wie sie, und ich verlange, weder der Einzige zu seyn, noch Jemanden auszustechen.

Marq. Nach und nach werden sie mich doch verdrängen.

Der Graf. Sie irren sich.

Marq. Seit dem sie die Donna Eularia bedienen, erzeiget sie mir nicht die Hälfte mehr von den Gefälligkeiten, die sie mir erst erzeigete.

Der Graf. Warum sollte sie sie ihnen denn nicht mehr erzeigen?

Marq. Blos ihrentwegen.

Der Graf. Das lügen sie.

Marq. Mir eine Lügen Schuld zu geben?

Der Graf. Hören sie, ich schwöre es ihnen, als ein rechtschaffener Cavalier, daß ich niemals keine andere Gefälligkeit von der Donna Eularia verlanget habe, als die Ehre zu haben, ihr die Hand zu geben, sie beym Spiele zu bedienen, sie zum Wa-

gen zu begleiten, und ich bin überzeugt, daß sie sonst auch nichts von ihr werden genossen haben.

Marq. Wissen sie das gewiß?

Der Graf. Ja, ganz gewiß.

Marq. Worauf gründen sie denn ihre Gewißheit?

Der Graf. Auf den Charakter der Dame.

Marq. Ich mag die Dame nicht beschimpfen, ich rede mit Bescheidenheit; sie hat mir aber solche Vorzüge wiederfahren lassen, die sie nicht haben und auch niemals verdienen werden.

Der Graf. Vorzüge, die ich niemals verdienen werde? Mit wem glauben sie, daß sie sprechen?

Marq. Ich weis, mit wem und wie ich spreche.

Der Graf. Sie sprechen als ein Verwegener.

Marq. Beym Henker! (Er ziehet den Degen.)

Der Graf. Im Zimmer einer Dame? (Er ziehet ihn auch.)

Marq. Kommen sie heraus.

Vierzehnter Auftritt.

Donna Eularia und die Vorigen, hernach Don Roberto und ein Bedienter.

Eularia. O Himmel! Was ist das? Meine Herren, ich empfehle ihnen meine Ehre aufs Leben an.

Der Graf. Der Marqvis hat mich herausgefodert.

Marq. Der Zorn hat mich übereilt.

Eularia. O weh, da kömmt mein Mann.

Roberto. Was! Den Degen in der Hand?

Eularia. Don Roberto, hast du nicht etwann ein Paar Rappiere?

Roberto. Mit den Degen in der Hand?

Eularia. Höre mich doch an. Diese beyden Herren sprachen vom Fechten. Sie stritten über einen besondern Stoß, dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, weil mich dergleichen Sachen nicht angehen. Sie foderten ein Paar Rappiere von mir, ich wußte aber nicht, wo sie waren, deswegen nahmen sie, aus Ungeduld, die Degen, den Stoß damit zu versuchen. Gieb ihnen also lieber die Rappiere, mein bester Mann, um den Schaden zu verhüten, den sich unglücklicher Weise einer von deinen guten Freunden, durch dergleichen Tändeley, zuziehen könnte.

Roberto. Nicht doch, lassen sie es seyn — Mit dem Degen spaßt man nicht — Man hat schon mehr dergleichen traurige Zufälle erlebt. Ist keiner da? Bringet mir die beyden Rappiere herein, die draußen im Saale liegen. (Zum Bedienten, der abgehet.)

Marq. (Ich habe mich noch nie in dergleichen Verlegenheit befunden.)

Der Graf. (Donna Eularia ist eine Frau von eben großen Verstande.)

Roberto. Sagen sie mir doch, meine Freunde, was ist denn dieß für ein Stoß, worüber sie streiten?

Marq. Fragen sie nur den Grafen, der wird es ihnen schon sagen.

Der Graf. Der Marqvis hat den Streit angefangen, der muß es ihnen besser sagen können, als ich. (Der Bediente kömmt mit den Rappieren.)

Roberto. Da sind die Rappiere. Damit stoßen sie, so lange sie wollen. (Der Bediente gehet ab.)

Eularia.

Eularia. Lernen sie sich bescheidener gegen die Damen aufführen. Man erschrecket sie nicht mit dem Degen. Man streitet nicht über dergleichen Sachen in ihrer Gegenwart. Schämen sie sich für sich selbst, und bewundern sie die Art, mit der sie eine Frau aus der Gefahr gerissen hat, die ihnen bevorstand. (geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Der Graf, der Marquis und Don Roberto, hernach ein Bedienter.

Roberto. Nun, was war es denn für ein Stoß, darüber sie stritten?

Der Graf. Ich will es ihnen erzählen. Der Marquis behauptet, daß er einen geheimen Stoß wisse, wodurch er den Feind nöthiget, auszufallen, ohne daß er sich hernach gleich wieder in seine vorige Positur setzen kann, daß er also, mit Gewalt, selbst in des Gegenparts Degen hineinrennen muß.

Roberto. Und dergleichen Stöße wollten sie einander mit dem bloßen Degen zeigen? Da haben sie die Rappiere, versuchen sie es; ich will zusehen und Richter über ihre Stöße seyn, wenn sie wollen.

Marq. (Ich bin einmal in der Klemme, ich muß aushalten.)

Der Graf. (Man muß diese Verstellung weiter treiben.)

Ein Bedienter. Donna Rodegonda ist da, mit noch einer andern Dame. (zu Don Roberto.)

Roberto. Meine Frau mag sie annehmen. Nun, so lassen sie doch den geheimen Stoß sehen.

Marq. Lassen sie uns die Damen empfangen. Graf, wir werden hernach fechten, und sie sollen sehen, ob ich geheime und unvermuthete Stöße habe oder nicht. (geht ab.)

Der Graf. Verzeihen sie, Don Roberto. Der Charakter des Marquis ist ihnen schon bekannt. Ich will den Damen meine Aufwartung machen. (geht ab.)

Roberto. Sie mögen immer gehen, sie mögen immer gehen, die Damen zu bedienen. Ich weis nicht, was ich denken soll. So bald ich sie mit dem Degen in der Hand sahe, hielt ich sie für ein Paar Nebenbuhler. Johann, wo bist du? Sie werden wohl alle mit dem Empfange dieser Damen zu thun haben, und ich muß nur auch, wider meinen Willen, hingehen. Ich will hingehen, aber mit dem Vorwande vom Fechten, bin ich noch nicht zufrieden. Ich muß wissen, ob das Ding mit dem geheimen Stoße ein sinnreicher Einfall von den Cavalieren, oder ein witziger Gedanke von meiner tugendhaften Dame sey. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ein Besuchzimmer mit Spieltischen und Lichtern.

Donna Eularia, Donna Rodegonda und Donna Emilia.

Rodegonda. Ja, so ist es, Donna Eularia, morgen verliehren wir die Donna Emilia.

Eularia. Warum reisen sie denn so geschwind weg, Donna Emilia?

Emilia.

Emilia. Mein Mann hat sich mit seiner Gegenpar-
they vergleichen müssen. Er hat alle seine Fode-
rungen dem Grafen Herkules aufgetragen; diesen
Abend werden sie den Vergleich auffetzen und
morgen kehren wir wieder nach unserm Schlosse
zurück.

Eularia. Warum bleiben sie aber nicht noch einige
Zeit hier, unsere Stadt recht zu genießen?

Emilia. Mein Mann hält sich nirgends gern, außer
seiner Gegend, zum Vergnügen auf; wenn er
nicht Verrichtungshalber wegreisen muß, so bleibt
er keinen Tag vom Hause.

Eularia. Ich billige die löbliche Gewohnheit eines
Cavaliers sehr, der sich und seine Familie in guter
Ordnung zu erhalten weis.

Rodegonda. Könnte er sie denn aber nicht einige
Tage bey mir lassen? Ich wollte mich anheischig
machen, sie bis nach Gutschloß zu begleiten.

Emilia. O, er ließ mich nicht einen einzigen Tag
von sich.

Eularia. Auch daran thut er wohl. Eine Frau ist
niemals in besserer Gesellschaft, als wenn sie bey
ihrem Manne ist.

Siebzehnter Auftritt.

Der Marqvis und die Vorigen.

Marq. Dero Diener, Mesdames.

Rodegonda. Was fehlt ihnen, Herr Marqvis, sie
scheinen mir ja ganz verdrießlich zu seyn?

Marq. Es ist nichts, Madam, es ist nichts.

Emilia. Beehren sie mich mit ihren Befehlen.
Morgen reise ich weg.

Marq. Ich wünsche eine glückliche Reise.
Emilia. (Es scheinet mir, als wenn es der Herr Marqvis bald eben so machte, wie die zu Gutschloß.)

Achtzehnter Auftritt.

Der Graf und die Vorigen.

Graf. Gehorsamer Diener, Mesdames. (Ernsthaft.)
(Die Damen danken ihm.)
Rodegonda. Herr Graf, sie scheinen mir auch ganz melancholisch zu seyn.
Der Graf. Ich habe eben nicht Ursache, freudig zu seyn.
Rodegonda. Was wollen sie aber damit? Ist ihnen was Widriges begegnet?
Der Graf. O nein, Madam. (Er sieht den Marqvis trotzig an.)
Emilia. Herr Graf, wenn ich ihnen worinne dienen kann, morgen reise ich ab.
Der Graf. Gehorsamer Diener.
Emilia. (O, es giebt Bauern bey uns, die viel höflicher zu antworten wissen.)
Der Graf. (Hier muß man sich verstellen, oder wieder fortgehen.)
Marq. (Wenn der Graf nicht weggehet, so gehe ich gewiß auch nicht weg.)

Neunzehenter Auftritt.

Don Roberto und die Vorigen.

Roberto. Meine gnädigen Damen, ich mache ihnen mein unterthäniges Compliment. (Die Damen danken ihm.)

Rode-

Rodegonda. Wir wollen spielen, Don Roberto.

Roberto. Wie sie befehlen. Was für ein Spiel beliebet ihnen denn zu spielen?

Rodegonda. Ein ganz leichtes. Wir wollen ein kleines Pharobänkchen machen.

Eularia. Das ist ein Hazardspiel. Nehmen sie mir nicht übel, das ist kein Spiel in Gesellschaft.

Rodegonda. Mir gefallen nur die Spiele, bey denen man nicht so sehr aufmerksam seyn muß. Ich spiele gern und plaudere auch gern zu gleicher Zeit.

Emilia. Es ist wahr, sie haben Recht, es ist ein leichtes Spiel, wobey man aber schweres Geld verliehren kann.

Roberto. Kommen sie her, ich will die Parthie so einrichten, daß gewiß kein großer Verlust dabey heraus kommen soll. Madam Emilia, seyn sie so gütig. (Er läßt die Donna Emilia niedersetzen.) Hier, Donna Rodegonda. (Er läßt sie neben sich niedersetzen.) Und hieher kömmt meine Frau zu sitzen.

Rodegond. Was! Eine Parthie unter drey Damen?

Roberto. Wenn Mannsperfonen bey einem Hazardspiele sind, so gerathen sie in Hitze. Drey Damen spielen hübsch gelassen mit einander. Sie spielen zum Zeitvertreib und nicht zum Ruin.

Rodegonda. Und diese beyden Cavalier sollen müssig stehen?

Roberto. Wenn sie sich auch einen Zeitvertreib machen wollen, so stehet es bey ihnen. Es sind ja da noch mehr Tischgen herum. Wenn sie zu Dreyen spielen wollen, so will ich so lange mitspielen, bis ein anderer kömmt.

Rodegonda. Ja, ja, Don Roberto, sie wissen eine Gesellschaft mit vielem Geschmack anzuordnen! Zween Tische, einer mit Mannspersonen, der andere mit Frauenzimmern besetzt. Wenn uns Jemand so sitzen sähe, er müßte sich todt lachen.

Roberto. Donna Emilia, sind dergleichen Tischgen in Gutschloß nicht auch gebräuchlich? Spielen die Cavalier nicht für sich allein und die Damen auch?

Emilia. Gemeiniglich spielen die Mannspersonen unter sich, und das Frauenzimmer spielt gar nicht.

Roberto. Und hier spielen sie beständig. Sie spielen Tag und Nacht; und eine Spielparthie ohne Mannspersonen ist bey uns was lächerliches.

Rodegonda. Nun, was sagen sie denn darzu, Donna Eularia, glauben sie wohl, daß es so angehet?

Eularia. Mir ist es ganz recht. Es thut mir nur leid, daß sie nicht damit zufrieden sind,

Rodegonda. Nein, ich bin durchaus nicht damit zufrieden. Wir wollen uns eintheilen; wir sind unserer sechs. Zwo Damen und ein Cavalier; zween Cavalier und eine Dame. Herr Graf, Herr Marquis, wollen sie nicht so gütig seyn?

Marq. Ich werde alles thun, was die gnädigen Damen befehlen.

Der Graf. Mit mir können sie machen, was sie wollen, nach eigenem Belieben.

Rodegonda. Don Roberto muß auch mit spielen.

Roberto. Ihnen zu gehorchen, will ich alles thun.

Rodegonda. So ists recht! Aber an ihrer Frau ihrem Tische dürfen sie nicht sitzen —

Rober-

Roberto. Ich dürfte nicht da sitzen?

Rodegonda. Ey, das würde schön lassen, wenn der Mann mit der Frau spielete!

Roberto. Donna Emilia, spielen zu Gutschloß die Männer niemals mit ihren Weibern?

Emilia. Mein Mann spielt öfters mit mir.

Roberto. (O, glückliches Schloß!)

Rodegonda. Nu, machen sie, daß wir einmal fertig werden. Donna Emilia, Don Roberto und ich, spielen also zusammen; und diese beyden Cavalier spielen mit der Donna Eularia.

Roberto. (Verwünscht sey die! Konnte sie wohl schlimmer eintheilen?)

Eularia. Meine beste Freundin, setzen sie sich hieher, da habe ich Platz bey meinem Manne. (Sie steht auf.) Ich habe keine Lust zu spielen. Ich glaube, daß mich diese beyden Cavalier damit verschonen, und sich unter einander die Zeit ohne mich vertreiben werden.

Roberto. Sie können ja Piket spielen, wenn sie wollen.

Rodegonda. Nicht doch, Donna Eularia, verderben sie doch die Gesellschaft nicht. Wenn sie nicht spielen, so gehen diese zween Cavalier gleich fort, und hernach sind wir allein.

Eularia. Ich glaube nicht, daß sie weggehen werden; wäre es denn aber nicht genug, wenn man nur an einem Tische spielte?

Rodegonda. O, für mich ist das nicht genug; wenn ich nicht mit den andern Spieltischen plaudern kann, so ist mirs, als wenn ich todt wäre.

Rober-

Roberto. (Ja, so machen sie es. Eine Gesellschaft ist nicht anders, als wie ein Jahrmarkt.) Nun, Herr Graf, Herr Marqvis, bitten sie doch diese Dame. Lassen sie sie nicht müßig sitzen.

Marq. Es kömmt ihnen zu, Herr Graf.

Der Graf. Wenn es mir zukömmt, so will ich sie bitten, daß sie so gütig seyn mögen, sich es gefallen zu lassen.

Eularia. Liebster Mann, bitte doch diese Herren, daß sie mich damit verschonen.

Roberto. Was gehet es mich denn an, ob du spielen willst oder nicht? Bin ich denn so ein Mann, der dich nicht machen läßt, was du willst? Wer verbietet dir denn zu spielen? Bin ich denn etwann so wunderlich? O, so ist es schon recht; weil du dich auf mich berufest, so sage ich dir hiermit ausdrücklich, daß du das Ansuchen dieser Cavalier nicht abschlägest und nicht machest, daß die ganze Gesellschaft über dich lachet.

Eularia. Du brauchtest mir nicht so viel zu sagen, um alles zu thun, was du verlangest. Mir thut zwar wirklich der Kopf weh, und ich habe auch keine Lust zu spielen; aber meinem Manne zu Gefallen, bin ich bereit, ihr Anerbieten anzunehmen, meine Herren. (Sie nähert sich dem Spieltische.)

Marq. Wenn sie aber keine Lust zu spielen haben, Madam —

Roberto. Ey, sie soll spielen, sie soll spielen.

Eularia. So will ich spielen, so will ich spielen. Da bin ich. Seyn sie so gütig. (Sie setzt sich.)

Der Graf. (Wenn sie keine Lust zu spielen hat, so bedauere ich sie.) (Er setzt sich.)

Marq.

Marq. (Wenn ich nicht da wäre, so würde sie wohl gern spielen.) (Er setzt sich, fängt an die Karten zu mischen und sie spielen.)

Roberto. (Eine trefliche Parthie!)

Rodegonda. Nun, weil sie sich verglichen haben, so lassen sie uns auch vergleichen. Don Roberto, seyn sie so gütig und setzen sich hieher. (Sein Stuhl stehet mit der Lehne nach der Donna Eularia zu.)

Roberto. Gleich, gleich werde ich da seyn. (Er will die Donna Eularia gern im Gesichte haben.) Donna Emilia, sie haben einen schlechten Sitz da.

Emilia. Wie so?

Roberto. Die Zugluft, die durch die Thüre kömmt, wird ihnen beschwerlich fallen. Belieben sie, sich lieber hieher zu setzen.

Rodegonda. Die Thür ist ja zu.

Roberto. Wenn sie die Bedienten auf und zumachen, so lassen sie die Luft hereingehen. Hier sitzen sie ganz gewiß viel besser.

Emilia. Nun, wie sie befehlen. (Mich zu incommodiren! Auch das ist ein Compliment nach gutschlössischer Art.)

Roberto. (Nun kann ich besser Achtung geben.) (Er sitzt seiner Frau gerade gegen über.)

Rodegonda. Da sind die Karten, lassen sie uns einmal anfangen. (Sie giebt dem Don Roberto die Karten in die Hand.)

Roberto. Gleich will ich ihnen aufwarten. (Er mischet die Karten und schielt von Zeit zu Zeit nach dem Tische, wo seine Frau sitzt.)

Marq. (Schon recht so. Mit dem Herrn Grafen lassen sich alle vortheilhafte Parthien im Spielen machen.)

machen.) (Während des Spiels, sachte zur Donna Eularia.)

Eularia. (Das Spiel, das er jetzt gewonnen hat, das lasse ich Jedermann gewinnen; ich spiele nicht des Gewinstes wegen.)

Marq. (Eines Cavaliers wegen, der einem gefällt, muß man dem Dritten nicht zum Nachtheil spielen.)

Roberto. (Mir deucht, als wenn sie sich dort zanketen, an jenem Tische.)

Der Graf. (Ich wundere mich über sie.)

Marq. (Und ich mich über sie.)

Roberto. Nu, wie gehts? Wer gewinnt? Wer verliehrt? (Stark gegen den andern Tisch zu.)

Eularia. Jetzt ist noch kein großer Unterschied.

Roberto. Ich höre aber, daß sie streiten.

Eularia. Beym Spiele gehts nicht anders.

Rodegonda. Geben sie hier Achtung. Ich setze einen Thaler aus.

Roberto. Ich halte ihn.

Marq. (Ey, Madam, zeigen sie ihm doch ihre Karten nicht.) (zur Donna Eularia.)

Eularia. (Ich habe sie ihm nicht gezeigt.)

Marq. (Ich habe es ja gesehen, wie sie es gemacht haben.)

Eularia. (Nein, so wahr ich eine ehrliche Frau bin.)

Marq. Ey! (Er schüttelt mit dem Kopfe.)

Der Graf. (Wenn es eine Dame sagt, so müssen sie es glauben, und wenn sie es ihnen gar bey ihrer Ehre versichert, so sind sie ein schlechter Cavalier, sofern sie noch etwas darwider einzuwenden haben.)

Roberto. (Sie zanken sich in der That.) (Indem er zuhorcht.)

Eularia.

Eularia. (Ums Himmels Willen, seyn sie ruhig.)
Roberto. Was giebts? Was giebts? (Sehr laut nach dem Tische zu.)
Eularia. Nichts, nichts. Es ist nur Scherz.

Zwanzigster Auftritt.

Ein Bedienter von Don Roberto und die Vorigen, hernach der Kammerdiener der Donna Rodegonda.

Der Bediente. Gnädige Frau, ihr Kammerdiener möchte sie gern sprechen. (zur D. Rodegonda.)
Rodegonda. Wenn sie es erlauben wollen, so mag er immer hereinkommen.
Roberto. Wie sie befehlen.
Marq. (Sie müssen hernach mit mir gehen.) (zum Grafen.)
Der Graf. (Gut; sie sollen es aber schon bereuen.)
Roberto. (Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich hören könnte, was sie mit einander sprechen.)
Der Kammerdiener. Gnädige Frau, der Herr Alfonso, Gemahl von der gnädigen Frau Emilia, läßt sich ihnen gehorsamst empfehlen, und da er morgen etwas früh aufstehen müßte, um noch einige Sachen vor seiner Abreise in Ordnung zu bringen, so läßt er sie auch zugleich ergebenst bitten, fein zeitig nach Hause zu kommen. (zur Donna Rodegonda.)
Emilia. Hören sie es wohl? Da haben sie die Complimente von Gutschloß.

Rodegonda. Saget dem Herrn nur, daß wir gegen zehen Uhr zu Hause seyn würden.

Roberto. He, warte er ein Bischen. (zum Kammerdiener.) Aber, meine wertheste Donna Rodegonda, wollen sie denn den armen Mann bis um zehen Uhr warten lassen? Donna Emilia, wenn ihnen das ihr Gemahl zu Gutschloß hätte sagen lassen, was würden sie wohl gethan haben?

Emilia. Ich wäre gleich nach Hause gegangen.

Roberto. Also sähe ich es doch nicht gern, Donna Rodegonda, daß wir, zur Ehre unserer Stadt, ein solches Aergerniß gäben. Ich rathe ihnen demnach, ihrem Gaste den Gefallen zu thun, um dieser Dame einen Verweis von ihrem Manne zu ersparen.

Rodegonda. Was meynen sie, Donna Emilia?

Emilia. Ich richte mich nach ihnen.

Rodegonda. Spielen sie doch wenigstens das Spiel noch aus.

Roberto. Ja, das wollen wir vollends ausspielen.

Rodegonda. Gehet, und saget dem Herrn Alfonso wieder, daß wir gleich zu Hause seyn würden. Lasset das Abendessen auch zurechte machen. (zum Kammerdiener.)

Der Kammerd. (O, was für Wunder! Diesen Abend speisen wir einmal vor Mitternacht.) (geht ab.)

Marq. (Verzeihen sie, Madam, ich kann, vor Zorn, nicht mehr an mich halten.) (zur Donna Eularia.)

Der Graf. (Der Marqvis wird, bis zur Ausschweifung, unerträglich.) (zur Donna Eularia.)

Eularia.

Eularia. (So wenig achten sie auf das Bitten einer Dame?)

Roberto. Sehen sie, ich habe das Paroli gewonnen.

Rodegonda. Ja; aber mein Septliva gehet vor.

Emilia. Und ich will die ganze Bank sprengen.

Rodegonda. Halten sie va Bank? (zu Don Roberto.)

Roberto. Ja, ja; va Bank, va Bank! Verlohren! Sehen sie, nun ist es aus. (Sie stehen auf.) Nu, wie gehet es hier? Wer gewinnet? Wer verliehrt? (zum andern Spieltische.)

Eularia. Es ist eben kein großer Verlust hier. (Sie stehen auf.)

Marq. Ich empfehle mich ihnen, meine gnädigen Damen. Mein Freund, verzeihen sie, daß ich ihnen beschwerlich gefallen bin. (Im Begriff abzugehen.)

Roberto. Wollen sie nicht eine von diesen Damen nach Hause begleiten?

Marq. Ich bitte, daß sie mich dießmal damit verschonen mögen. Ich muß, einer gewissen Sache wegen, geschwind wohin gehen. Graf, wir haben einander doch verstanden? Ich erwarte sie. (geht ab.)

Roberto. Und sie wollen auch fort? (zum Grafen.)

Der Graf. Ich bitte um Vergebung, daß ich dießmal meine Pflicht nicht beobachten kann. Der Marqvis wartet auf mich. Wir haben eine wichtige Sache mit einander vor, bey der Beyde gegenwärtig seyn müssen. (Er macht sein Compliment und geht ab.)

Eularia. (O Himmel! Sie werden sich mit einander schlagen wollen. Ich Unglückliche! Meine Ehre ist in Gefahr.)

Roberto. Eularia, diese beyden Cavalier sind sehr aufgebracht. Sie gehen ziemlich zerstreuet weg, wenn nur keine Verdrießlichkeiten daraus entstehen.

Eularia. Ich will dir es nur sagen; sie sind Beyde auf mich böse, weil ich nicht länger mit ihnen habe spielen wollen. Nun sind sie einig geworden und wollen einander eine Art von Revange geben. Kurz, sie wollen diesen Abend in einer andern Gesellschaft zubringen.

Rodegonda. Hören sie es wohl, Donna Emilia?

Emilia. Bey mir ließe man diese beyden Herren nicht wieder ins Haus.

Roberto. Ey, meine liebe Eularia, höre einmal!

Eularia. Wenn du sie nicht wieder zu dir kommen läßt, so sey gewiß versichert, daß es von mir auch nicht geschehen wird.

Emilia. Don Roberto, wir werden uns nun, mit ihrer Erlaubniß, wegbegeben.

Roberto. Sie reisen also morgen nach Gutschloß?

Emilia. Ja, mein Herr, morgen.

Roberto. Ach, wie gern reisete ich mit ihnen!

Emilia. Sie würden mir das größte Vergnügen von der Welt machen. Aber es würde ihnen eben nicht sehr da gefallen.

Roberto. Warum nicht?

Emilia. Weil man in Gutschloß nicht viel nach einem Manne fragt, der nicht eifersüchtig ist. (geht ab.)

Roberto. Ich würde mich schon drein schicken lernen.

Rodegonda. Ein Schloß ist nicht für sie. Sie sehen es gern, daß ihre Frau bedienet wird, und dort würde sie keine Seele bedienen. (geht ab.)

Roberto. (O, du glückliches Schloß! Bedienen? Kurz und gut, ich bediene meine Frau selbst.) (geht ab.)

Eularia. O Himmel! Wie wird es werden? Wie wird der Zweykampf ablaufen? Wenn mein Mann etwas davon erfährt, so bin ich hin! Himmel, steh mir bey! Dir empfehle ich meine, meines Hauses, und meines Mannes Ehre! (geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Eularia.

Donna Eularia allein.

Welche unruhige, welche unglückliche Nacht ist diese für mich gewesen! Eine jede Stunde deuchtete mir ein Jahrhundert zu seyn; ich habe den Anbruch dieses Tages mit der größten Ungeduld erwartet. Dem Himmel sey Dank, daß mein Mann, ungeachtet alles seines Verdachtes, weder von der ersten noch von der zwoten Zwistigkeit dieser beyden unvorsichtigen Cavalier, das Geringste erfahren hat. Ich will mir alle Mühe geben, damit er niemals etwas davon erfahren soll. Man sagt mit Recht, daß die Nacht die Mutter der Gedanken sey: Diese vergangene habe ich verschiedene gehabt, wovon ich mir die Besten zu Nutze machen will. Mein Mann schläft noch; er mag immer schlafen, er mag nur sanft ruhen, indeß da ich, zu Erhaltung unserer Ehre, aus Vorsicht wachen werde. Da kömmt Anselmo. Ein alter Bedienter aus meinem Hause, der mich von Kindheit an gekannt hat, und der sich alles, was mich betrift, sehr eifrig angelegen seyn läßt, der wird mir gewiß beystehen und hülfliche Hand leisten.

Zweyter Auftritt.

Anselmo und die Vorige.

Anselmo. Hier bin ich, gnädige Frau, zu ihrem Befehl.

Eularia.

Eularia. Es thut mir leid, mein guter Mann, daß ich ihn so früh aufgewecket habe; aber eine sehr nothwendige Sache hat mich, es zu thun, genöthiget.

Anselmo. Sie sind meine gnädige Gebieterin, für die ich mein Leben aufzuopfern bereit bin, wenn es nöthig ist.

Eularia. Hat er den kleinen Johann und Colombinen auch aufgeweckt?

Anselmo. Ich habe sie Beyde aufgeweckt und sie werden gleich da seyn, ihre Befehle zu erwarten.

Eularia. Höre er nur, was ich alles von ihm verlange. Ich verlasse mich ganz auf ihn und hoffe auch, daß er alles mit gehöriger Geschwindigkeit, Eifer und Verschwiegenheit ausrichten werde.

Anselmo. Ich weis, daß ich in ihrem Hause diene. Sie haben mich mit sich in die Dienste ihres würdigen Gemahls, als Haushofmeister, genommen, und ich sage ihnen nochmals, daß ich mein Leben für sie lassen will.

Eularia. Sehe er also gleich zu, wo er eine Kalesche bekommen kann; miethe er sie auf diesen Vormittag und gebe er etwas drauf. Dann führe er Colombinen nebst dem Bedienten Fabrizio nach dem Hause, wo er die Kalesche gemiethet hat, und lasse er sie sogleich alle Beyde nach ihrer Heimath reisen.

Anselmo. Haben sie ihnen denn den Abschied gegeben? Ich habe nicht gehört, daß eines oder das andere etwas davon wüßte.

Eularia. Sie sollen es gleich erfahren. Thue er nur, was ich ihm sage, und bekümmere er sich weiter um nichts.

Anselmo. Ich werde ihren Befehlen genau nachkommen. (Im Begriff abzugehen.)

Eularia. Warte er, ich bin noch nicht fertig. Sehe er zu, wo er ein Pferd kriegen kann, nebst einem Manne, den er kennet und auf den er sich verlassen kann, dem vertraue er den Johann an, daß er ihn nach Hause bringe. Ich werde ihm einen Brief an seinen Vater, der mir ihn empfohlen hat, mitgeben.

Anselmo. Hat er ihnen vielleicht einige schlimme Streiche gespielt, gnädige Frau?

Eularia. Darnach frage er nur nicht. Ich habe meine Ursachen darzu, warum ich ihn fortschicke.

Anselmo. Der Herr weis es doch?

Eularia. Jetzt weis er noch nichts davon. Zu seiner Zeit soll er es aber schon erfahren.

Anselmo. Verzeihen sie mir, wenn ich mich zu viel unterstehe. Ich dächte nicht, daß sie wohl thäten, wenn sie die Leute so für sich, ohne des Herrn Wissen und Willen, abdanketen.

Eularia. Dafür lasse er mich sorgen. Ich will das Ding schon so einrichten, daß der Herr sich nicht darüber zu beschweren hat.

Anselmo. Es ist schon gut; sie sind eine vernünftige und kluge Dame.

Eularia. Ich habe noch eine wichtigere Sache, die ich ihm anempfehlen muß.

Anselmo. Befehlen sie nur, ich will alles thun.

Eularia. Er kennet doch den Marquis Ernesto und den Grafen Astolfo?

Anselmo. Ja, sie kommen ja immer her zum Besuch.

Eularia. Wisse er also, daß sie gestern Abend, des Spiels wegen, unter sich uneins geworden sind. Sie giengen erzürnt von einander, und ich glaube, daß sie sich heraus gefodert haben. Ich möchte also gern wissen, wie die Sache abgelaufen wäre. Da aber mein Mann nichts davon weis, so soll er es auch nicht erfahren; deswegen mache er es fein gescheut. Sage er ja keinem Menschen ein Wort davon, daß ich um die Sache weis; plaudere er auch nichts davon aus, daß der Streit in unserm Hause entstanden sey. Führe er sich also dabey, seiner bekannten Vorsichtigkeit gemäß, auf, und bringe er mir sichere Nachricht.

Anselmo. Ich will meinen möglichsten Fleiß und alle Behutsamkeit anwenden —

Eularia. Verliehre er keine Zeit mehr. Ich habe ihm drey Dinge empfohlen, und alle drey haben Eilfertigkeit nöthig.

Anselmo. Es soll alles auf das schleunigste ausgerichtet werden. (geht ab.)

Eularia. Anselmo ist ein guter Mann. Aber da kömmt Colombina.

Dritter Auftritt.

Colombina und die Vorige.

Colomb. Vergeben sie mir, gnädige Frau, wenn ich sie habe warten lassen. Ich war noch im ersten Schlaf.

Eularia. Meine liebe Colombina, ich muß dir mit wenig Worten sagen, was ich von dir haben will. Packe deine Sachen geschwinde zusammen und mache dich reisefertig. Längstens in

einer Stunde mußt du dich in die Kalesche setzen und in deine Heimath fahren.

Colomb. Was, gnädige Frau! Sie jagen mich so fort? Habe ich was Böses in ihrem Hause begangen?

Eularia. Nein, ich will vielmehr dir und deinem Bruder einen guten Abschied geben, der euch überall, wohin ihr kommet, nützlich seyn kann.

Colomb. Meinen Bruder wollen sie auch abdanken?

Eularia. Ja, ihn auch. Ich wollte dich nicht gern allein gehen lassen.

Colomb. Aber, warum sagen sie mir nun den Dienst so gerade auf, gnädige Frau? Ich habe ihnen so gern aufgewartet. Ich war so zufrieden; und sie haben mir auch so oft gesagt, daß sie mit mir zufrieden wären. Wahrhaftig, ich kann mich der Thränen nicht enthalten.

Eularia. Geh nur, du bist ein gutes Mädchen; der Himmel wird schon für dich sorgen. Da hast du vier Dukaten, behalt sie, mir zum Andenken. Die Kalesche ist auch schon bezahlt.

Colomb. Der Himmel vergelte es ihnen. Warum schicken sie mich aber nun fort?

Eularia. Ich will dir es sagen, meine liebe Colombina: Eine Angelegenheit, in die ich mich unvorsichtiger Weise eingelassen habe, nöthiget mich, eine andere Kammerjungfer anzunehmen. Habe nur ein wenig Geduld, es wird dir nicht an Herrschaften fehlen.

Colomb. Wenn das ist, so könnte ich ja in dieser Stadt wieder Dienste suchen.

Eularia. Nein, ich will dich wieder zu deiner Mutter schicken.

Colomb. Geben sie mir nur wenigstens zween oder drey Tage Zeit.

Eularia. Du hast jetzt Gelegenheit, in der Kalesche zu fahren, und das kostet nicht viel. Ein andermal werde ich dir keine besondere Fuhre miethen.

Colomb. Sie haben Recht. Ich will reisen. Nun, meine gnädige Frau, ich bitte sie um Verzeihung, wenn ich sie nicht recht bedienet habe, wenn ich etwann was sollte gesagt haben —

Eularia. Ich beschwere mich nicht über dich, aber ich sage dir, zu deinem eigenen Besten, daß du deine Zunge im Zaum hältst, daß du zuvor alles wohl überlegest, was du sprichst, und daß du nicht immer mit jungen Leuten tändelst.

Colomb. Verzeihen sie mir —

Eularia. Geh, geh nur, es ist schon gut.

Colomb. Erlauben sie mir nur noch, daß ich ihnen die Hand küssen darf. (weinend.)

Eularia. Das will ich dir wohl erlauben.

Colomb. Geduld.

Eularia. Schicke mir deinen Bruder her.

Colomb. Gleich, gnädige Frau. Geduld. (weinend.)

Eularia. Der Himmel stehe dir bey und versorge dich.

Colomb. (Sie jagt mich deswegen fort, weil ich mit dem Johann geredt habe.) (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Donna Eularia, hernach ein Bedienter.

Eularia. Sie gehet mir nahe; aber einmal muß sie fort, und alle die, die etwas von dem Vorfalle

ausgeschwatzet haben; hauptsächlich aber der unbesonnene Pursche Johann, der Dinge sagt, wovor ich erschrecke. Er läßt sich noch nicht sehen. Er wird wohl noch nicht aufgestanden seyn. Nun, wer ist da? Ist keiner zugegen?

Ein Bedienter. Gnädige Frau.

Eularia. Ist Johann aufgestanden?

Der Bediente. Ich habe ihn nicht gesehen.

Eularia. Habt ihr eure Schwester gesehen?

Der Bediente. Ja, gnädige Frau.

Eularia. Hat sie euch nicht gesagt, daß ihr fort sollet?

Der Bediente. Sie hat mirs gesagt.

Eularia. Nun, was saget ihr denn darzu?

Der Bed. Ich werde alles thun, was sie befehlen.

Eularia. Habt ihr noch was Lohn zu fordern?

Der Bediente. Nein, gnädige Frau, ich habe vielmehr den ganzen Monat voraus.

Eularia. Es ist schon gut. Da habt ihr noch einen Dukaten, und der Himmel sey bey euch.

Der Bediente. Ich danke ihnen für die Gnade. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich gehe gern weg, meine Vaterstadt einmal zu sehen.

Eularia. Das ist mir lieb. Anselmo wird euch euren Abschied geben.

Der Bediente. Nun will ich mich dem gnädigen Herrn noch empfehlen.

Eularia. Das braucht ihr nicht; ich will es ihm selber sagen.

Der Bediente. (Wenn ich es nicht nöthig habe, so ist mir es eben so lieb. Ich habe mich allemal in Acht nehmen müssen, wenn ich mit ihm geredt habe.)

Eularia. Da kömmt Johann; gehet nur, und packet eure Sachen zusammen.
Der Bediente. Vergeben sie mir, gnädige Frau —
Eularia. Gehet nur, gehet nur. Lebet wohl.
Der Bediente. Ich empfehle mich ihnen unterthänigst, gnädige Frau. (geht ab.)
Eularia. Wenn sie doch nur fort wären, ehe mein Mann aufsteht.
Johann. (Er kömmt ganz verdrießlich, ohne zu reden.)
Eularia. Kommet her.
Johann. (Er nähert sich furchtsam.)
Eularia. Fürchtet ihr euch?
Johann. Sie geben mir Maulschellen.
Eularia. Saget mir, wollet ihr zu eurem Vater gehen?
Johann. Ja, gnädige Frau.
Eularia. Gehet ihr gern nach Hause?
Johann. Ja, gnädige Frau.
Eularia. Thut es euch nicht leid, daß ihr aus diesem Hause müsset?
Johann. Nein, gnädige Frau.
Eularia. Thut es euch auch nicht leid, daß ihr mich verlassen müsset?
Johann. Nein, gnädige Frau.
Eularia. Seyd ihr noch böse, daß ich euch eine Ohrfeige gegeben habe?
Johann. (Er weint und antwortet nicht.)
Eularia. Nun, kommt her, da habt ihr einen Dukaten.
Johann. (Er nimmt ihn, ohne zu reden.)
Eularia. Gebt ihn eurer Mutter.
Johann. Ja, gnädige Frau.
Eularia. Jetzt müßt ihr nun fort.
Johann. Ja, gnädige Frau.

Eularia. Ihr werdet eure Reise zu Pferde thun.
Johann. Ey, zu Pferde, zu Pferde! Das ist recht, zu Pferde!
Eularia. Fürchtet ihr euch etwann?
Johann. Nein, gnädige Frau, nein. Ich kann ja reiten.

Fünfter Auftritt.

Anselmo und die Vorigen.

Anselmo. Gnädige Frau, ich habe alles ausgerichtet.
Eularia. So geschwind?
Anselmo. Ich habe alles ausgerichtet.
Eularia. Johann, gehet in eure Kammer, und wartet dort auf den Anselmo.
Johann. He, Herr Anselmo, ich werde reiten.
Anselmo. So? Das ist mir lieb.
Johann. Ich werde reiten, ich werde reiten. (Er geht tanzend und freudig ab.)
Anselmo. Ich habe alles erfahren. Die beyden Cavalier haben sich geschlagen. Eben jetzt gieng die Sache vorbey, sie sind beyde arretirt und zum Criminalrichter geführet worden, der sie so lange in gefänglicher Haft behält, bis ihm der Stadthalter weitere Befehle ertheilen wird.
Eularia. Also sind sie bey der Donna Rodegonda im Hause?
Anselmo. Ja; denn sie ist ja des Criminalrichters Gemahlinn.
Eularia. Weis man nicht, was die beyden Cavalier ausgesagt haben?
Anselmo. Weiter weis ich nichts; da aber der Criminalrichter des Stadthalters Befehle erwartet, so

so muß er sie vermuthlich noch über nichts befragt haben.

Eularia. O, wenn ich doch mit ihnen sprechen könnte, ehe sie examinirt würden! Doch, Donna Rodegonda ist meine gute Freundin, und bisweilen können einem die Weiber der Richter einen großen Gefallen thun.)

Anselmo. Der Kammerdiener der Donna Rodegonda hat mir die ganze Historie erzählt.

Eularia. Weis er nicht, warum sich die Cavalier geschlagen haben?

Anselmo. Nein, das weis er nicht.

Eularia. (Wenn es nur mein Mann nicht erfährt.) Nun wollen wir die Leute nur fortschaffen, ehe mein Mann aufsteht.

Anselmo. Ich will sie gleich fortschaffen. (geht ab.)

Eularia. (Wenn die Sache, so, wie ich sie ausgesonnen habe, gut von Statten gehet, so glaube ich was recht Gutes zu stiften. Woran mir aber am meisten liegt, das ist, daß man nichts erfährt, weder von der Schwachheit meines Mannes, noch von den Unordnungen, die daraus entstanden sind. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Ein anderes Zimmer bey dem Don Roberto.

Don Roberto im Schlafrocke.

Donna Eularia ist vor der Zeit aufgestanden, sie hat mich ganz allein im Bette gelassen. Sie gieng fort, und sagte mir kein Wort. Wo muß sie

doch

doch hingegangen seyn? Ah, ich bin durch mein Schlafen hintergangen geworden! Wer ist da? Es antwortet Niemand. Colombina, Colombina. Ist die Kammerjungfer auch nicht da? He! Johann, Johann. Johann auch nicht? Ich muß doch sehen, wo sie sind. Ich will sie selbst aufsuchen —

Siebenter Auftritt.

Donna Eularia und der Vorige.

Eularia. Wohin, Don Roberto?

Roberto. Dich zu suchen.

Eularia. Da bin ich ja.

Roberto. Warum bist du denn so früh aufgestanden?

Eularia. Es ist ja eben so früh nicht. Die Sonne stehet schon zwo Stunden am Himmel.

Roberto. Ich habe zu lange geschlafen. Wie lange bist du schon auf?

Eularia. Eben nicht lange.

Roberto. Warum hast du mich aber nicht aufgewecket, da du aufstandest?

Eularia. Ich ließ dich schlafen, weil ich wußte, daß du eine unruhige Nacht gehabt hattest.

Roberto. Wenn du das weist, so mußt du auch nicht viel geschlafen haben.

Eularia. Ja, gewiß nicht. Ich habe gar nicht schlafen können.

Roberto. Was hat dich denn gehindert, daß du nicht hast schlafen können? (böse.)

Eularia. Ich kann nicht ruhen, wenn ich sehe, daß du unruhig bist.

Roberto. Ich kann mich noch nicht zufrieden geben, wenn ich an die ungewöhnliche Art gedenke, mit

welcher

welcher der Marqvis und der Graf aus unserer Gesellschaft giengen. Es muß was gegeben haben. Es muß was vorgefallen seyn.

Eularia. Es ist weiter nichts vorgefallen. Sowohl der Graf, als der Marqvis, haben hergeschickt, ihre Complimente machen zu lassen, und sich erkundiget, wie wir geruhet hätten; sie haben auch zugleich um Vergebung bitten lassen, daß sie nicht, auf gehörige Art, Abschied von uns genommen hätten, und daß sie bald zu uns kommen würden, Schockolate bey uns zu trinken.

Roberto. So? Wollen sie Beyde mit einander kommen? Das ist mir lieb. Ich glaubete, es hätte Verdrießlichkeiten unter ihnen gegeben. (Ich kann den geheimen Stoß noch nicht aus dem Kopfe bringen, den sie mit dem Degen versuchen wollten.)

Eularia. Mein lieber Mann, laß uns nicht immer so viele Gesellschaft haben. Wie gut lebt man nicht, wenn man ohne Verdruß, ohne Beschwerlichkeit, ohne Zwang seyn kann!

Roberto. Du hast ganz Recht; aber in großen Städten kann man nicht einsam leben.

Eularia. Wer zwinget uns denn darzu, daß wir in der Stadt leben?

Roberto. Es ist wahr, wenn wir eine bequeme Wohnung auf dem Lande hätten, wo wir nicht überlaufen würden, ich wohnete gern da.

Eularia. Ein beqvemes Haus trift man überall an.

Roberto. Du würdest es aber bald überdrüßig werden.

Eularia. Ich wollte mit dem größten Vergnügen von der Welt da wohnen.

Roberto. Die Wahrheit zu gestehen, so gebt ihr guten Damen in großen Städten euch öfters recht unnöthige Mühe. Sieh nur, kaum ist es Tag, so stehst du schon da, völlig angezogen, gepußt und bereit, Besuche anzunehmen.

Eularia. Ja, ich muß dir sagen, daß ich mich deswegen zeitig angezogen habe, weil Donna Emilia diesen Morgen wieder wegreist, und weil ich ihr eine glückliche Reise wünschen muß.

Roberto. Ich bilde mir ein, daß es bey der Donna Rodegonda voll von Cavalieren seyn wird.

Eularia. So früh ist noch keiner da.

Roberto. Und mit wem willst du denn hingehen?

Eularia. Ich hoffe, daß du mit mir kommen wirst.

Roberto. Ich? Warum denn ich?

Eularia. Weil es so gut deine, als meine Schuldigkeit ist, dieser Dame noch einmal aufzuwarten.

Roberto. Nun, so wollen wir mit einander hingehen.

Eularia. Mein lieber Mann, ich wollte dich wohl um eine Gefälligkeit bitten.

Roberto. Sage es nur; ich will dir alles zu Gefallen thun.

Eularia. Ich wollte, daß wir Beyde die Donna Emilia auf ihr Landgut begleiteten.

Roberto. Nach Gutschloß?

Eularia. Ja, nach Gutschloß.

Roberto. Ih, von Herzen gern. Wie wirst du aber die Donna Emilia darzu überreden können?

Eularia. Dafür laß du mich nur sorgen. Sie hat mich recht inständig darum gebeten, und ich bin überzeuget, daß sie es recht gern siehet.

Roberto. (O, wenn doch der Himmel wollte, daß sich meine Frau in Gutschloß verliebete!)

Eularia. Nun, wir wollen keine Zeit verliehren. Laß uns schlüssig werden, ehe Hinderniſſe darzwischen kommen.

Roberto. Ja, ja, ehe der Marqvis und der Graf kommen.

Eularia. Wir wollen es so machen; ich will eher hingehen, als du, die Donna Emilia zu besuchen und ihr unsere Entschließung bekannt machen, die ihr gewiß recht lieb seyn wird. Indeß gieb du dem Anselmo deine Befehle; er ist ein redlicher, getreuer Mann, der das Hauswesen versteht, alsdann komm du gleich nach zur Donna Rodegonda. Mache es aber nur geschwind; denn wenn Donna Emilia wegreist, so lassen wir die schönste Gelegenheit von der Welt aus den Händen.

Roberto. Ich wollte sie um vieles Geld nicht vorbey gehen lassen. Anselmo versteht sich auf die Wirthschaft. Einige wenige Befehle sind schon hinlänglich, daß alles in seiner Ordnung bleibt. Aber wie lange wollen wir zu Gutschloß bleiben?

Eularia. Acht, zehen Tage, so lange es dir beliebt.

Roberto. Gut, gut, darüber wollen wir schon einig werden. He! Ist Niemand da?

Achter Auftritt.

Anselmo und die Vorigen.

Anselmo. Was befehlen sie?

Roberto. Es soll Jemand kommen, mich anzukleiden, und mit ihm habe ich auch was zu sprechen.

Eularia. Laß dich doch von dem Anselmo anziehen.
Roberto. Wo sind denn die andern? Wo ist Johann? Wo ist Fabrizio?
Eularia. Johann soll mit mir ausfahren. Den Fabrizio habe ich zur Donna Rodegonda geschickt.
Anselmo. Aber, gnädiger Herr, ich diene ja auch bey ihnen, warum soll ich denn die Gnade nicht haben, sie anzukleiden?
Roberto. Nun, so komme er, ich habe ihm vielerley aufzutragen. Ich will es ihm beym Ankleiden sagen. Ich kann es kaum erwarten, bis ich Gutschloß sehe! Ich glaubete nicht, daß es so einen Ort auf der Welt gäbe; und wenn wir dahin kommen, so befürchte ich noch immer, daß seine alten Sitten verändert werden möchten. (geht ab.)
Eularia. Nun, wie ist es abgelaufen? (zum Anselmo.)
Anselmo. Colombina und Fabrizio sitzen in der Kalesche. Johann ist im Gasthofe, und wartet aufs Pferd.
Eularia. Das merke er noch, daß er den Don Roberto ja nicht alleine läßt; er muß immer um ihn seyn, und dafür sorgen, daß er nicht das Mindeste, weder von dem, was mit den Cavalieren vorgefallen ist, noch auch von den abgedankten Bedienten, erfahre. Ich verlasse mich ganz auf ihn.
Anselmo. Sorgen sie nicht, gnädige Frau, sie sollen zufrieden seyn. (geht ab.)
Eularia. Noch schmeichele ich mir, daß mein Unternehmen gut ablaufen soll. Alles, was einen guten Endzweck hat, wird vom Himmel beschützt und unterstützt. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zimmer in der Donna Rodegonda Hause.

Donna Rodegonda und Donna Emilia.

Rodegonda. Um welche Zeit gedenken sie denn fortzureisen?

Emilia. Das weis ich nicht. Ich richte mich nach meinem Manne. Er giebt noch einige Besuche, und sagte mir, daß ich bey seiner Zurückkunft bereit seyn sollte, in Wagen zu steigen.

Rodegonda. Ich möchte sie gern nach ihrem Schlosse begleiten.

Emilia. Sie würden mir das größte Vergnügen von der Welt dadurch machen. Mein Mann ist nicht von vielen Complimenten; er siehet es aber recht gern, wenn er Gäste bey sich haben kann. Also thun sie mir immer den Gefallen, Donna Rodegonda.

Rodegonda. Es gehet nicht an, daß ich mich sogleich entschließen kann. Ich muß es auf meinen Mann ankommen lassen; und da er immer mit vielen Verdrießlichkeiten und Criminalsachen zu thun hat, so wird er dießmal wohl schwerlich mein Ansuchen genehmigen können.

Emilia. Ach hören sie doch; ich habe mir sagen lassen, daß die beyden Cavalier, die gestern Abend bey ihnen waren, diese Nacht arretirt worden wären.

Rodegonda. Es ist wahr. Die Wache hat sie angetroffen, da sie sich mit einander geschlagen haben.

Emilia. Warum haben sie sich aber geschlagen? Weis man die Ursache nicht?

Rodegonda. Noch weis man sie nicht; sie haben noch nichts ausgesagt.

Emilia. Ich möchte doch noch gern vor meiner Abreise wissen, wie die Sache gewesen wäre.

Rodegonda. Ich werde alles erfahren. Wenn ich nur mit meinem Manne sprechen kann, so erfahre ich alles.

Emilia. Ist denn ihr Mann einer von denen, die ihren Weibern was anvertrauen?

Rodegonda. Die Wahrheit zu sagen, so ist mir mein Mann gut, er erzählt mir alles, und wenn ich ihn um etwas bitte, so schlägt er mir es niemals ab. Wenige Schuldige sind bestraft worden, für die ich gebeten habe.

Emilia. Mein Mann war auch einmal Stadthalter, und ich habe es mein Tage nicht so weit bringen können, daß er mir jemals den Inhalt eines Processes erzählt hätte.

Rodegonda. O, ich lese alle Processe. Wenn sie wüßten, was ich andern schon für Gefälligkeiten erzeiget habe!

Zehnter Auftritt.

Der Kammerdiener und die Vorigen.

Der Kammerd. Gnädige Frau, Donna Eularia ist da, der Donna Emilia eine glückliche Reise zu wünschen.

Emilia. Sie erzeigt mir zu viel Ehre.

Der Kammerd. Sie möchte aber gern erst mit Ihro Gnaden ein Paar Worte allein sprechen.

(zur Donna Rodegonda.)

Rodegon-

Rodegonda. Wenn sie mir erlauben, so will ich doch hören, was sie will. (zur Donna Emilia.)

Emilia. Nein, nein, lassen sie sie hier hereinkommen. Ich will indessen meine Sachen ein wenig zusammen packen, damit ich gleich reisefertig bin. (geht ab.)

Rodegonda. Machen sie, was ihnen gefällt. Saget ihr, sie möchte immer hereinkommen. (Der Kammerdiener geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Donna Eularia und Donna Rodegonda.

Eularia. Vergeben sie mir, meine Freundin, wenn ich ihnen beschwerlich falle.

Rodegonda. Ihr gütiger Besuch ist mir allemal angenehm.

Eularia. Sagen sie mir doch, reist denn Donna Emilia heute gewiß noch weg?

Rodegonda. In ein Paar Stunden wird sie abreisen.

Eularia. Meine beste Donna Rodegonda, ich habe sie dießmal recht nöthig.

Rodegonda. Befehlen sie nur. Sie wissen ja, daß sie mit mir machen können, was sie wollen.

Eularia. Ich muß ihnen also sagen, daß ich mich nicht recht wohl befinde. Die Aerzte haben mir gerathen, die Luft zu ändern, und alle versichern mich, daß mir die Luft im Gebirge, weil sie reiner und dinner ist, sehr zuträglich seyn wird. Sie versprechen mir, aus der bloßen Veränderung der Luft, die Wiederherstellung meiner völligen Gesundheit. Ich habe meinen Mann schon vielmal

darum gebeten; er hat aber keine Gegend, nach seinem Sinne, ausfindig machen können. Jetzt hat er sich in Gutschloß verliebt. Dieß wäre also die beste Gelegenheit für mich, gesunde Luft zu schöpfen, wenn mich Donna Emilia in ihrer Gesellschaft mitnehmen wollte. Meine Absicht ist nicht, ihr Unkosten zu verursachen, weil ich meinen dortigen Aufenthalt als eine Art von Cur ansehen muß. Donna Emilia soll mir nur ein Quartier verschaffen, und ich bin blos mit ihrem Beystande zufrieden. Ich empfehle mich ihnen deswegen, meine wertheste Freundin; helfen sie mir diese Gefälligkeit erbitten, wenn ihnen an meiner Gesundheit etwas gelegen ist.

Rodegonda. Wollen sie sonst weiter nichts? Damit kann ich ihnen dienen. Ich kenne die Donna Emilia; es wird ihr eine Ehre seyn, eine so angenehme Gesellschaft mit zu sich zu nehmen.

Eularia. Wenn sie mir aber nicht erlaubt, ein Quartier für mich allein zu miethen, so nehme ich ihre Einwilligung nicht an.

Rodegonda. Ich kann sie versichern, daß ich alles thun werde, was sie verlangen. Wir wollen ihr diese erfreuliche Nachricht gleich hinterbringen. Sie werden sehen, daß sie für Freuden in die Höhe springen wird.

Eularia. Warten sie noch einen Augenblick. Sagen sie mir doch, Donna Rodegonda, ist es wahr, daß der Marquis und der Graf in Verhaft genommen worden sind?

Rodegonda. Es ist mehr, als zu wahr. Sie sind hier in den untersten Zimmern dieses Hauses eingesperret.

Eularia. Weis man nicht, warum?

Rodegonda. Die Wache hat sie angetroffen, da sie sich mit einander geschlagen haben.

Eularia. Sie haben sich geschlagen? Um was für einer Ursache willen?

Rodegonda. Noch kann man es nicht erfahren.

Eularia. Donna Rodegonda, ich werde vermuthlich bald abreisen; zuvor möchte ich aber recht herzlich gern ein Paar Worte mit diesen beyden Cavalieren sprechen.

Rodegonda. Donna Eularia, sie bitten mich um eine Sache, die nicht so leicht angehet.

Eularia. Das weis ich wohl; es würde einem Jeden schwer fallen, aber ihnen nur nicht, weil ihnen ihr Gemahl niemals etwas abschlägt.

Rodegonda. Jetzt ist er nicht zu Hause; er ist eben zum Stadthalter gegangen, mit ihm, wegen der Gefangennehmung dieser beyden Cavalier, zu sprechen.

Eularia. Desto besser. Sie können mich also, mit Genehmhaltung der Wache, die es ihnen nicht abschlagen wird, zu ihnen führen. Ich suche sie ja nicht frey zu machen, sondern nur mit ihnen zu sprechen. Erzeigen sie mir also diese Gefälligkeit, Donna Rodegonda.

Rodegonda. Was für eine Nothwendigkeit treibt sie aber so, daß sie mit ihnen sprechen wollen?

Eularia. Es ist eine erlaubte, aber höchstdringende Nothwendigkeit, daß ich mit ihnen rede, sonst reise ich gewiß nicht mit. Stehen sie mir also bey, wertheste Freundin, und verschonen sie mich, ihnen ein Geheimniß zu entdecken, das ihnen zu nichts hilft, wenn sie es auch wissen.

Rodegunda. Nun gut, um ihnen zu zeigen, daß ich ihre wahre Freundin bin, so will ich es ihnen zu gefallen thun. Ich will sie in ein Zimmer führen, in welches ich diese beyden Cavaliere auch werde kommen lassen; aber machen sie ja nicht, daß es Jemand erfährt.

Eularia. Verlassen sie sich auf eine ehrliche Frau. Es liegt mir eben so viel an der Geheimhaltung dieser Sache, als ihnen; ich bitte sie noch über dieß, daß sie den Don Roberto ja nichts davon wissen lassen.

Rodegonda. Wir wollen nur hingehen, ehe mein Mann nach Hause kömmt; und indeß daß sie mit den beyden arretirten Cavalieren sprechen, will ich ihrentwegen mit der Donna Emilia reden. (geht ab.)

Eularia. Der Himmel steht mir bey. Alles hilft mir meine Absichten befördern. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Das unterste Zimmer in einem Hause.

Der Graf allein.

Was! Einen Cavalier, wie mich, um einer so schlechten Ursache willen zu arretiren? Deswegen, weil ich mich einem Verwegenen entgegen stellte, der mich herausfoderte? Doch, ich hoffe, daß man mir Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen, wenn man recht hinter die Sache kommen wird. Was wird Donna Eularia sagen? Die gute Dame, was wird sie in aller Welt, sagen? Wenn die Ursache unseres Streites bekannt wird, so wird ihre Ehre sehr dadurch beleidiget. Aber ich höre, daß man aufschließt. Wie? Eine Dame? O Himmel! Donna Eularia?

Dreyzehnter Auftritt.

Donna Eularia und der Vorige.

Der Graf. Madam, sie hier? Sind sie meinetwegen hergekommen?

Eularia. Nein, nicht ihrentwegen.

Der Graf. Weswegen denn sonst?

Eularia. Das sollen sie bald erfahren.

Der Graf. Sagen sie mir nur, ums Himmels willen, etwas, zu meinem Troste.

Eularia. Ich werde sprechen, wenn es mir gelegen seyn wird zu sprechen.

Der Graf. Aber wenn? —

Eularia. Da kömmt der Marquis auch.

Der Graf. Mein Feind?

Eularia. Vergessen sie nicht, daß eine Dame bey ihnen ist.

Der Graf. Befürchten sie nicht, daß ich die Hochachtung aus den Augen setzen werde.

Vierzehnter Auftritt.

Der Marquis und die Vorigen.

Marq. Was! Auch im Gefängnisse besuchet Donna Eularia den Grafen?

Eularia. Sie können nicht sagen, daß ich den Grafen besuche, wenn ich sie bey diesem Besuche auch gegenwärtig haben will.

Marq. Sie haben mich also hieher rufen lassen?

Eularia. Ja, ich.

Marq. Um mir Verweise zu geben? Um mir noch etwas mehreres empfinden zu lassen?

Eularia. Meine Herren, welcher von ihnen weis, was Ehre ist?

Marq. Wenn sie mich darum fragen, so ist es eine Beleidigung. Ich ziehe die Ehre dem Leben vor.

Der Graf. Ich habe sie von der Wiege an kennen gelernt.

Eularia. Wer also weis, was Ehre ist, der wird ihren unschätzbaren Werth auch kennen, und wird wissen, daß das Blut desjenigen, der sie beleidiget, nicht hinlänglich ist, die Beleidigung wieder gut zu machen. Hören sie mich also, haben sie Achtung für eine Dame, die mit ihnen spricht, und stöhren sie mich in meiner ernsthaften Rede nicht. Sie sind beyde gute Freunde von meinem Manne, und wegen der Freundschaft, die sie mit ihm errichtet haben, hatten sie auch die Freyheit, mit mir umzugehen; also haben sie die Gelegenheit, mit mir umzugehen, einzig und allein dem Don Roberto zu danken, der, als ein rechtschaffener und aufrichtiger Cavalier, niemals an der Treue seiner Freunde gezweifelt hat. Nun sagen sie mir, wie haben sie seine Liebe, seine Treue gegen sie belohnet? Sie haben nichts anders im Sinne gehabt, als ihm das Herz seiner Frau zu rauben, sie, undankbare Cavalier! Das haben sie gesucht. Ich weis auch, daß ich mich hätte schämen sollen, da ich ihre buhlerischen Absichen gewahr wurde: Ihre strafbare Leidenschaft brachte sie endlich so weit, daß sie in meinem eigenen Zimmer die Degen zogen. Verdanken sie mir es, daß ich in Gegenwart meines Mannes noch ihre Parthie nahm; aber das war der Dank, den sie mir gaben. Sie beleidigten mich wieder aufs Neue. Sie suchten neue Händel; sie giengen, zum Aergerniß

der

der ganzen Gesellschaft, mit einander fort; sie foderten einander heraus, und setzten die Ehre eines Cavaliers in Gefahr, der ihnen, aus Freundschaft, einen freyen Zutritt bey sich verstattete, und zugleich auch die Ehre einer Dame, die sie aus Gefälligkeit um sich gelitten hat. Nun sind sie im Arrest; da aber ihr Verbrechen in den Augen der Welt von keiner großen Erheblichkeit ist, so wird ihre Strafe auch leicht seyn. Die größte Bestrafung wird auf mich fallen, wenn man erfährt, daß sie sich meinetwegen entzweyet, daß sie sich meinetwegen geschlagen haben. Eifersucht setzt Liebe voraus, und Niemand wird glauben wollen, daß sie zween fanatische Liebhaber sind, die nicht den geringsten Vortheil bey ihrer Liebe genossen haben. Doch, es ist noch Zeit, diesem großen Uebel abzuhelfen. Die Ursache ihres Streites ist noch nicht bekannt. Sowohl meine, als ihre Ehre, fodert zwey Stücke von ihnen. Erstlich, daß sie eine erdichtete Ursache ihres Streites angeben; zweytens, daß sie wieder Freunde werden, wie zuvor. Das Erste ist leicht; das Andere schwer; ich will es ihnen aber erleichtern helfen. Sind sie nicht meinetwegen Nebenbuhler? Sind sie nicht um meinetwillen Feinde? Nun soll die Ursache ihrer Uneinigkeit gleich gehoben seyn. Ich reise von hier, ich gehe mit meinem Manne nach Gutschloß. Ehe ich aber noch abreise, so erzeigen sie, als rechtschaffene, als vernünftige und bescheidene Cavalier, einer Dame, die sich ihres Wohls annimmt, diesen einzigen Gefallen, um den sie sie mit weinenden Augen bittet. Werden sie wie-

der

der Freunde, vergessen sie alle Feindseligkeit, und wenn sie mich ruhig sehen wollen, so ersuche ich sie nochmals, und beschwöre sie, daß sie sich hier, in meiner Gegegenwart, umarmen.

Der Graf. Ah, Marquis, ich kann nicht länger widerstehen. Hier bin ich in ihren Armen.

Marq. Ja, der Donna Eularia zu Gefallen, umarme ich sie als Freund.

Funfzehnter Auftritt.

Donna Rodegonda und die Vorigen.

Rodegonda. Sind sie nun fertig, Donna Eularia?

Eularia. Ja, bald bin ich fertig.

Rodegonda. Geschwind, machen sie, daß wir fortkommen, mein Mann ist wieder zu Hause.

Eularia. Was hat man für Nachricht wegen der Befehle des Stadthalters?

Rodegonda. Er soll gesagt haben, daß, wenn sich die Cavalier wieder mit einander ausgesöhnet hätten, sie in ihre vorige Freyheit kommen könnten, weil es nur ein bloßer Rencontre gewesen wäre.

Eularia. Sehen sie, diese beyden Cavalier haben sich eben jetzt umarmet.

Der Graf. Der Donna Eularia wegen kommen wir also desto ehender wieder in unsere vorige Freyheit.

Marq. Der Donna Eularia haben wir unsere erneuerte Freundschaft zu danken.

Rodegonda. Nun kommen sie, Donna Emilia hat großes Verlangen, sie zu sehen, und sie ist auch recht sehr freudig, daß sie mitreisen wollen.

Eularia. Meine Herren, sie werden im Kurzen aus ihrem Arreste kommen, und im Kurzen werde ich diese Stadt verlassen.

Rodegonda. Nun, meine Herren Arrestanten, ich glaube, in solcher Gesellschaft blieben sie wohl noch eine Zeitlang im Gefängnisse. (Sie geht mit der Donna Eularia ab.)

Marq. Donna Eularia ist eine Dame, die ihres Gleichen nicht hat.

Der Kammerdiener. Sie sollen so gütig seyn, meine Herren, und mit mir zum Herrn Criminalrichter kommen.

Marq. Kommen sie, und lassen sie uns froh seyn, daß uns Donna Eularia wieder ausgesöhnet hat. (geht ab.)

Der Graf. Nun werde ich der Gefahr, sein Herz an eine Dame zu verschenken, etwas reiflicher nachdenken. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Rodegonda.

Donna Emilia und Don Roberto.

Emilia. Glauben sie mir nur, Don Roberto, daß ich eine rechte Freude darüber habe. Der Umgang mit der Donna Eularia wird mir jederzeit angenehm seyn. Sie machen mir ein sehr kostbares Geschenke mit ihr.

Roberto. Es ist viel Gnade von ihnen. Aber wo ist denn meine Frau? Läßt sie sich denn gar nicht sehen?

Emilia. Sie war, wie ich ihnen schon gesagt habe, in der Donna Rodegonda ihrem Zimmer. Vielleicht giebt sie auch meinem Manne einen kleinen Besuch.

Roberto. Wie alt ist denn ihr Mann?

Emilia. Es thut mir leid, daß er schon ziemlich bey Jahren ist; er wird wohl schwerlich den Gesellschafts-Cavalier bey der Donna Eularia abgeben können.

Roberto. Ey, daran liegt nichts, daran liegt nichts. Das ist ja zu Gutschloß nicht gebräuchlich. Ich sehe sie aber doch noch nicht —

Emilia. Sie wird schon kommen; was haben sie denn für Besorgniß?

Roberto. Ich befürchte nur, daß es sich ihrentwegen nicht schicken möchte. (Wenn wir in Gutschloß sind, so will ich sie auch nicht einen Augenblick allein lassen. Dort wird man sich nicht über mich aufhalten.)

Emilia. Da kömmt sie ja, mit der Donna Rodegonda.

Siebzehnter Auftritt.

Donna Eularia, Donna Rodegonda, und die Vorigen.

Roberto. Ih so komm doch, sie warten ja auf uns.

Emilia. Geschwind, Donna Eularia, wir werden den Augenblick abreisen.

Eularia. Donna Rodegonda hat mir gesagt, daß sie so gütig seyn wollen — (zur Donna Emilia.)

Emilia. Sie erzeigen vielmehr mir dadurch die größte Gefälligkeit.

Eularia. Don Roberto, hast du dem Herrn Alfonso deine Aufwartung noch nicht gemacht?

Roberto. Nein; ich bin es schon zweymal Willens gewesen, und bin immer wieder davon abgehalten worden.

Eularia. Wenn du ihn besuchen willst, jetzt ist er allein.
Roberto. Gut, ich will gleich zu ihm gehen. (Das ist ein großes Wunder! Drey Damen ohne Gesellschafts-Cavalier? Ach, wenn es doch immer so gienge! So könnte man doch noch in der Stadt leben.) (geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Donna Eularia, Donna Rodegonda, und Donna Emilia.

Eularia. Also versichern sie mich, Donna Emilia, daß ich in Gutschloß eine beqveme Wohnung bekommen kann?
Emilia. So viel sie ihrer wollen; ich glaube aber nicht, daß sie meinem Hause die Schande anthun werden.
Eularia. Auf einige Tage möchte es wohl angehen.
Emilia. Wie! wollen sie denn beständig da bleiben?
Eularia. Wer weis?
Emilia. Begehen sie ja die Thorheit nicht.

Neunzehnter Auftritt.

Der Graf, der Marqvis und die Vorigen.

Emilia. O, so ist es recht, da sind sie wieder in Freyheit.
Rodegonda. Ich freue mich mit ihnen, meine Herren.
Marq. Ich danke ihnen unterthänig.
Emilia. Nun, wie ist es denn gewesen? Worüber sind sie uneins geworden? Weswegen haben sie sich geschlagen?
Der Graf. Da wir von der Donna Eularia weggiengen, schlug ich dem Marqvis vor, mit mir

in eine von meinen besondern Gesellschaften zu gehen, und er wollte haben, daß ich mit ihm in die Seinige gehen sollte. Da sich nun ein Jeder dadurch für beleidiget hielt, so sagten wir einander empfindliche Reden, und hielten uns, einer über den andern, auf. Sie wissen, daß ein Wort das andere giebt. Wir foderten uns also heraus, und schlugen uns tapfer herum.

Emilia. Und jetzt sind sie wieder Freunde?

Marq. Ja, rechte gute Freunde.

Rodegonda. Wissen sie aber auch, wer sie wieder mit einander ausgesöhnt hat?

Emilia. Wer denn?

Rodegonda. Fragen sie nur die Donna Eularia.

Eularia. Ja, ich weis es auch. Der Stadthalter hat gesagt, daß sie, so bald sie wieder Freunde wären, los seyn sollten, und sie haben sich also vertragen, weil sie gern frey seyn wollten.

Rodegonda. (Nun verstehe ich es. Man soll nicht wissen, daß sie Theil daran genommen hat. Sie thut wohl. Eine andere würde es in der ganzen Stadt ausbreiten.)

Zwanzigster Auftritt.

Don Roberto und die Vorigen.

Roberto. Nun, da bin ich wieder — (Es hätte mich wundern sollen, wenn die beyden Ganimeden nicht da gewesen wären.)

Emilia. Was hat mein Mann gesagt? Wenn werden wir denn reisen? (zu Don Roberto.)

Roberto. Er läßt schon anspannen und wartet nur drauf, bis es uns gefällig ist.

Eularia. Mein bester Mann, du wirst vielleicht sagen, daß ich veränderlich bin, ich kann es aber nicht anders machen. Weist du wohl, daß ich es bald bereuet hätte, nach Gutschloß zu gehen?

Emilia. O, das fehlte noch!

Roberto. Was! Bereuet? Haben dich vielleicht diese Herren anderes Sinnes gemacht?

Marq. Wir haben kein Wort gesagt.

Eularia. Die Ursache, warum ich es beynahe bereuet hätte, rührt nicht von dem Verlangen, hier zu bleiben, oder aus dem Misvergnügen, wegzugehen, her. Ich denke, daß mir die Veränderung der Luft zuträglich seyn soll; wenn ich aber wieder zurück in die Stadt kommen werde, so wird es schlimmer mit mir aussehen, als zuvor; deswegen möchte ich nicht gern auf einige Tage dahin gehen. Entweder müssen wir ein ganzes Jahr dort bleiben, oder ich gehe nicht mit.

Roberto. Ach ja, ein Jahr, zwey auch wohl drey. Ja, Zeitlebens, wenn du willst.

Eularia. Zeitlebens?

Roberto. Ja, dir zu Gefallen, von Herzen gern.

Eularia. Wenn das ist, so laß uns nur gleich fortreisen.

Roberto. Und was werden wir denn mit unserm Hause hier anfangen?

Eularia. Nach einiger Zeit kannst du wieder herreisen, es zu vermiethen und die Möbeln heraus zu nehmen, wenn dir der Aufenthalt zu Gutschloß gefällt.

Roberto. Er wird mir gewiß gefallen. Leben sie wohl, meine Freunde. Bleiben sie hübsch munter, fein gesund. Machen sie sich in ihren Ge-

sellschaften recht lustig. Wie leid thut mir es nicht, daß ich sie verlassen muß! Wie ungern sehe ichs nicht, daß Donna Eularia die Gesellschaft zweener vernünftigen und klugen Cavalier, wie sie sind, entbehren muß!

Marq. Sie thun recht daran, mein Freund, daß sie einer Frau zu Gefallen leben, die es verdient. (Sie ist gar zu strenge und ihr Mann zu nachsichtig.) (geht ab.)

Der Graf. Ich wünsche ihnen allen eine glückliche Reise. Don Roberto, lieben sie ihre Gemahlin, sie verdient es. (Wenn ich ihr Mann wäre, so würde ich ihr nicht so viel Freyheit lassen, wie Don Roberto. Man siehet wohl, daß er gar nicht eifersüchtig ist.) (geht ab.)

Roberto. (Es ist eben so gut, daß sie fort sind.) Donna Eularia, ich will dem Haushofmeister, der draußen im Saale ist, noch was befehlen, und dann will ich gleich in Wagen steigen, ohne einmal wieder nach Hause zu gehen — Aber sage mir doch, was machen wir denn mit Colombinen?

Eularia. Colombina und ihr Bruder haben ihren Abschied gefodert, weil ihre Mutter auf dem Todte liegt. Ich habe sie noch beschenkt, und sie werden gleich fortreisen.

Roberto. Gut. Wollen wir den Johann nicht mit uns nehmen?

Eularia. Johann? Weist du nicht, was der kleine Schurke gemacht hat? Da ich ihm gestern Abend eine Ohrfeige gab, so lief er zu einer von seinen Anverwandtinnen, und will nicht wieder zu uns kommen.

Roberto. Er mag immer wegbleiben. Braucht man dergleichen junge Pursche auch in Gutschloß? (zur Donna Emilia.)

Emilia. Nein, bey uns nicht.

Roberto. Aber die andern Bedienten wollen wir mit uns nehmen.

Eularia. Ja. (Die andern wissen nichts von den bisherigen Vorfällen.)

Roberto. Nun, so wollen wir immer nach dem allerliebsten Gutschloß reisen. (Dem Himmel sey es gedankt, daß die entsetzliche Pein, eifersüchtig zu seyn, und doch nicht das Ansehen haben zu wollen, es zu seyn, einmal zu Ende ist. Da sich meine Frau ein Schloß zu ihrem Aufenthalte erwählt, so ist es ein Zeichen, daß sie von den übeln Gewohnheiten der Städte nicht eingenommen ist.) (geht ab.)

Emilia. Kommen sie, Donna Eularia, kommen sie; zu Gutschloß wird ihnen der Umgang mit ihrem Manne viel angenehmer, viel reizender vorkommen. (geht ab.)

Rodegonda. Gehen sie nur und sehen sie zu, daß ihnen die Zeit dort nicht lang wird. Wer der großen Welt einmal gewohnt ist, dem fällt es schwer, eingezogen zu leben. (geht ab.)

Eularia. Ich verspreche mir ein ruhiges Leben, eine glückliche Einsamkeit und einen vergnügten Aufenthalt. Nun habe ich endlich alle Schwierigkeiten überwunden und diese ganze verwirrte Sache, so wie ich es ausgesonnen hatte, zu Ende gebracht. Mein Mann war, bis zur Narrheit, eifersüchtig, und Niemand hat ihn dafür gehal-

ten. Zween Cavaliere stritten um mich, und Niemand ist dahinter gekommen. Das Gesinde sprach unter sich davon, und ich habe mich von ihrem heimlichen Verdachte befreyet. Ich sahe ein, daß eine große Stadt, sowohl für mich, als für meinen Mann, gefährlich war, und ich habe ein Schloß zu unserm Aufenthalte erwählt. Auf diese Art hat Roberto keine Gelegenheit, eifersüchtig zu seyn. Er wird ruhig leben, und ich werde daselbst meine Tage vergnügt zubringen. Nach Gutschloß will ich gehen. Viele werden zwar glauben, daß Gutschloß nur ein Luftschloß sey; ich versichere aber, daß Gutschloß dasjenige Schloß ist, das eine vernünftige Frau zu ihrem Aufenthalt erwählen muß.

Ende des Lustspiels.

Inhalt.

I. Die neue Wohnung. 3 S.

II. Die schlaue Wittwe. 121 S.

III. Der ehrliche Avanturier. 245 S.

IV. Die vernünftige Frau. 351 S.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldoni, Carlo,

Des Herrn Carl Goldoni Sämmtliche Lustspiele

Bd.: 3

Leipzig 1768
Res/P.o.it. 453-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10926364-1
VD18 80451640-001